WALTER H. DAMMANN

Die Welt um Rembrandt



Niederländische Novellen

P H


OTTO HARRASSOWITZ
BUCHHANDLUNG
:LEIPZIG:

WALTER H. DAMMANN

Die Welt um Rembrandt

Geschichtliche Erzählung aus dem großen Jahrhundert der Niederlande

WALTER H. DAMMANN

Die Welt um Rembrandt

Niederländische Novellen



Verlag von Quelle & Meyer / Leipzig

Einbandzeichnung von Paul Hartmann.
Druck von Frankenstein & Wagner,
Leipzig.

Dem Andenken
meines Bruders
KURT H. DAMMANN
geboren am 22. Jan. 1886 in
Hamburg, seit dem 23. Aug. 1918
in der Gegend von Cambrai
schwer verwundet verschollen



Inhalt-Verzeichnis

ERSTES BUCH DES WIDDERS

Vorklang / Oldenbarnevelt

ZWEITES BUCH DER ZWILLINGE

Reichtum / Heytheusen

DRITTES BUCH DES LÖWEN

Macht / de Reuter

VIERTES BUCH DES SCHÜTZEN

Freiheit / de Witt

Buch des Widders

Vorklang
Oldenbarnevelt



I.



Im Anfang erklingt ein Liebeslied... Inmitten eines mäßigen Gehölzes dickstämmiger Eichen teilt sich die Straße nach Schonstede. Fährt man rechts, so beginnt der Boden alsbald sich zu heben. Die Steigung ist gering. Schließlich steht man um einige Ellen über dem grünen, wassergeäderten Brett. Dort gewährt der Schützenkrug zwischen Lindenkronen hindurch weitum Ausblick ins holländische und Ütrechter Gebiet und über die Südersee hin.

An der Kreuzung läßt Ledenberg die Kutsche, die er des mitgeführten Aktenkabinetts wegen auf der Reise benutzen muß, halten und steigt aus. Eine kleine Truhe, die ein Mann bequem auf der Achsel tragen kann, wird abgeladen; dann rumpelt der Wagen rechts hinauf. Ledenberg und der Truhenträger wandern auf der Landstraße weiter, dem nahen Schonstede zu. Die Wege und Wiesen ringsum sind menschenleer. Auch die Kühe sind seit einigen Tagen wieder in den Ställen. Aus geringer Entfernung klingen einzelne Schüsse in unregelmäßiger Folge herüber und zuweilen vielstimmiges Vivatrufen. Aber auch diese Geräusche ändern nichts an der traumfriedlichen Versonnenheit der weiten Stille.

Ägidius Ledenberg ist kein Jüngling, aber noch nicht so alt, daß er nicht Körper und Geist jederzeit restlos einzusetzen vermöchte. Er ist heute mit besonderer Pracht gekleidet, nicht seines augenblicklichen, aber des abendlichen Reisezieles wegen. Ein kurzes Wams aus dunklem, gemustertem Samt, das eine schmale Goldkette gürtet, und breitgepuffte Hosen aus gleichem Stoff; an den Handgelenken kostbare Spitzen, um den Hals eine dicke, vielgefältete Krause; dazu der hohe, schmalrandige, tressenumflochtene Hut der Vornehmen. Den Reisenden verraten nur die knielangen Stiefel. Die Barttracht ist immer noch die des vor wenigen Jahren ermordeten Franzosenkönigs.

Kurz vor den ersten Häusern, noch außerhalb des Stadttores, winkt er dem Diener weiterzugehen; er selbst nimmt einen Pfad

zwischen Kohlgärten und Bleichwiesen, auf denen weiße Ziegen angepflöckt sind, längs einer heute unbegangenen Seilerbahn; überschreitet einen Grabensteg, kommt vor ein Pförtchen, das wilder Hopfen, Spätrosen und abendlich geschlossene Windenblüten fast sperren, klinkt auf, findet sich in einem wohlumhegten, von toll wuchernden Strandastern und hohen Skabiosen bis zum Bersten gefüllten Gärtchen, und hält alsbald — ohne jede Wortbegrüßung — das Mädchen in den Armen.

Nicht lange. Dann stellt er sie hin und tritt ein wenig zurück, die berauschend fremdartige Erscheinung dieser ungewöhnlichen Holländerin inmitten der grünen, windbewegten Wildnis zu genießen: schlank, und in Farben, die den feurigsten Georginen des bunten Gartens nicht nachstehen. Und sofort gedenkt er der nachtdunklen Haarflut, die die runde Haube noch verbirgt. Das kräftige Braun der bloßen Arme beglückt ihn aufs neue mit dem Vorgefühl der so seltsam glatten, so seltsam kühlen, goldigen Haut, die diesen Körper auch bis zuletzt noch immer als eine besondere Hülle von anderen Körpern trennt — wie bei den Tieren, die man ja auch nicht entkleiden kann.

Sein Blick ist der eines tiefsinnig Glücklichen; aber er gehört nicht zu denen, die ihr eigenes Bewußtsein fortlächeln. Sie sieht ihm ein Bedauern an, und sie sieht auch, wem es gilt. Das kränkt sie ein wenig — wahrscheinlich weil es sie trifft und an vieles rührt. Sie springt auf ihn zu, umschlingt ihn fest und wirft sich an ihm hin und her: „Laß mich nur, Ägid! Wenn ich doch zufrieden bin? Du mußt nicht immer denken, ich sei wie alle Mädchen. Ich bin genau so verständig wie du und wünsche mir nichts, was nicht sein kann.“

Dann stehen sie im Hause und besehen die Truhe, die der Diener inzwischen hinter der Tür niedergesetzt hat. Ledenberg schließt auf. Es sind Kleiderstoffe darin, Handschuhe und mancherlei weibliche Ergötzung. Solche Ware ist in Amsterdam besser zu kaufen als anderswo, und Ledenberg kommt von dort.

Und noch eine kurze Herbststunde lang bleiben sie im Hause beisammen. Alle Nachbarn und Freunde sind draußen vorm Tor bei den Schützen; die Straßen und Gänge gehören den Hühnern und Hunden. Es ist ganz still. Auch die Schüsse aus der Ferne haben aufgehört.

2.


er Stadtprediger ist allbekannt. Wie er mit seinem Begleiter auf die Tür des Schützenkruges zutritt, gibt es unter den Bäumen ein kurzes Aufsehen. Man grüßt ihn zwar nur beiläufig — nicht aus Mangel an Wertschätzung, sondern weil den Umständen besondere Förmlichkeit nicht angemessen scheint. Immerhin: der Fiedler setzt ab, und so halten auch die beiden Paare inne, die zwischen den Roßpfählen die Kopfsteine des Hofpflasters stampften: sie schnaufen alle vier wie Orgelbälge. Der graustoppelige Sonnenbruder läßt von der Bäuerin, die auf der Schwelle sitzt, ab und sieht sich um, als könne ihm eine bessere Kurzweil entgehen. Die Frau aber kümmert sich um die beiden Neuen ebensowenig, wie vorher um die deutlichen Bemühungen ihres Dorfgenossen. Sie fährt einfach fort, den ungeschlachten Bengel, den sie im Schoße hält, mit ihrem Fett zu tränken. Drei oder vier Schützenoffiziere in hellbunter Atlaspracht, die aus irgendeinem Grunde schon jetzt heraufgekommen sind, im Baumschatten zechen und ruhig zulassen, daß die Sonne hinter Flandern allmählich zu Horizonte kriecht, heben grüßend die Hand. Der Schlagfertigste unter ihnen leistet sich das Wörtlein, das ihn gesalzen dünkt: „Sieh da! Das Wort Gottes bei den Zöllnern und Weinsäufern!"

Aber der Bescheid ist besser:

„Ich bin nicht Christus; und ihr, meine Herren Severinsbrüder, seid auch nicht so fein wie die Hochzeitleute von Kana. Wenn der Herr sich zu den Kindern und Geringen herabläßt, darf wohl auch der Hirtenknecht mit seinen Schutzbefohlenen an

den Trog treten.“ Und ohne, was kommen kann, abzuwarten, wendet Kox sich sofort nach der anderen Seite, wo die niederen Sonntagsgäste, Katenbauern, arme Bursche vom Handwerk und Tagelöhner, ihre Kannen in der Hand, dastehen, scharfer Wechselsprüche unter den Herren mit Vergnügen gewärtig. Ihnen gilt das weitere: „Wenn die Wölfe umgehen, wer sitzt da zu Hause, löffelt den Brei und scheucht die Winterfliegen? Nein! Bauer und Gesinde nimmt den Knüttel zur Hand und wandert fleißig um Haus und Ställe, den Feind zu treffen.“

Und so landgemein ist das Lehrgezänke zwischen den beiden evangelischen Schulen, daß auch diese Zufallgemeinde genau weiß, wer hier „Wolf“ heißen soll. Die Offiziere hantieren geräuschvoll mit den Deckelkannen und rücken ihre Geister zu deutlicherem Widerspruch langsam bereit. Die Bauern glotzen feierlich, als bekäme ihre Rechtgläubigkeit den Wolfsohrenlohn vom Amtmann bereits ausbezahlt. Der Prediger weiß den kommenden Einspruch von rechts schon im voraus zu ersticken:

„Aber die Hand des Mächtigen hat die Kugel bereits in den Lauf gestoßen, die fromme Herde zu schützen.“

„Es lebe der Prinz!“ kräht, nicht ohne Verständnis, die Stimme eines Hämlings. Sie klingt, als gehe eine Eisenfeile über eine Blechkante. Der Fiedler hat gerufen. Die Offiziere machen lange Mienen und blicken, wie in vornehmer Unaufmerksamkeit, aneinander vorbei.

„Und so ist es denn an uns, ohne Sorge und weltliche Ablenkung das Wort Gottes zu bedenken.“ Kunstpause. Sie läßt den sofort einsetzenden, gewaltigen Ausbruch heiligen Zornes erschütternd hervorkommen:

„Ist es nicht eine viehische Dummheit, eine Schande für allen Menschengeist, was sie da wieder aufgebracht haben, diese Kotzbrocken des Satans, die zu vernichten der Regen von Sodom nicht lange mehr anstehen wird?“ Fast hätte er unbesonnen seinen Hörern ein paar Tropfen des arminischen Ketzergiftes zu kosten gegeben. Aber er sieht, daß sie ihm auch ohne Lehr-

beweise glauben, und daß seine Kraftworte schon hinlänglich gewirkt haben. Er eilt zu einem priesterlichen Abgang: „Und so mögt ihr denn in Frieden und christlichem Gleichmut eure gesegnete Arbeit verrichten. Und auch die Fröhlichkeit an ihrem Tage hat euch der Herr nicht verwehrt. Denn die Dienerschaft des Höchsten wacht für euch; sie wird herzueilen, wenn es an der Zeit ist." Hier wendet er sich mit einem Ruck so, daß er zwischen seinen Hörern steht, wie im Chor seiner Kirche, geradeaus blickend, gen Westen, erhebt die gefalteten Hände und spricht mit Kraft und Salbung in den Sonnenstrahl hinein:

„Oh, wie gütig ist der Gott, der unsere Niedrigkeit ansah und hat nicht vergessen unserer Armut! Danket dem Herrn! Denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich. Amen." Noch ein Weilchen schaut er regunglos aus schief erhobenem Angesicht ins Leere, leidenden Ausdrucks, da das Abendlicht ihn blendet. Dann dreht er sich scharf um und tritt rasch auf die große, dunkle Scheunendiele, denen da draußen aus den Augen.

Und so groß ist die gewohnte Wirkung, daß der Fiedelmann, der sofort an seine Stelle gleitet und wortlos, mit grotesker Bildtreue, die Schlußpose des Priesters nachahmt, bei den Offizieren nur verlegene Nichtbeachtung, bei den Bauern sogar Drohung und Püffe, aber durchaus kein Gelächter erntet.

Gruhnklaas, des Predigers Begleiter, ist ein wohlgepflegter alter Herr. Er hat die besonnene Beobachtung und langsame Äußerung des Landmannes. Wie die beiden in der Herrenecke der dämmerigen Trinkdiele auf hochlehnigen Sesseln vor ihren Kannen Platz genommen haben, teilt er dem wortscharfen Priester mit, daß er ihn rätselhaft finde.

„Das will sagen: verdächtig. Ei verflucht!" äußert Kox; aber der andere fühlt den Spott garnicht.

„So doch nicht. Wir wissen, daß all Ihr Denken und Tun nur dem Prinzen und den sieben Provinzen gilt. Wie bringen Sie da noch allezeit den lieben Gott mit hinein, wie das Schellen-

aß beim Doppelknobel? Und man glaubt's Ihnen — hol mich der Teufel!"

Ganz kann Kox das Behagen über die Schmeichelei nicht verhehlen:

„Zuviel Lob! Ist allein des Generalkapitäns Verdienst. Seit er sich endlich entschieden hat, des verflossenen Arminius Nichtigkeiten gotteslästerlich zu finden — nun erst haben wir ein wohlgedrehtes Tauende zuhanden, damit wir seine Widerlinge ausstäuben können." Er wendet das Gespräch auf den andern zu; wundert sich über dessen beispiellose Abneigung gegen alles, was nach Teer und Salzwasser riecht. „Sie, eines Wassergeusen und Brielmannes Sohn! Ich wette meinen Turmhahn gegen Ihren nächsten Floh: wenn der Generalkapitän sich's morgen früh einfallen ließe, eine neue Kogge zu taufen — morgen Mittag äßen Sie beim Landesanwalt." — „Kann sein" antwortet Gruhnklaas, jäh verfinstert, aber rasch wieder bei Laune. „Aber dazu ist keine Gefahr. Oranien ficht mit dem Reitersäbel, nicht mit Dweil und Peekhaken." Und dann erklärt er sich, bedächtig und doch mit gewaltsamem Nachdruck. Ob der Priester seebefahren sei? Ob er wisse, was Nordseesturm heiße? Ob er als elfjähriger Junge unter Deck seine kranke Mutter habe müssen umkommen lassen, weil er ihr und sich vor Seekrankheit nicht habe helfen können? „Und mein Vater! Er wollte mich auf die Planken schlagen, als er das alles herausgebracht hatte. Aber die Wut jagte ihn von Sinnen. Sauste über die Reling. Ertrunken. Und ich, in meiner Angst, dankte Gott. So ist die See. — Der Oranier gab mir unsere Güter in Seeland zurück, da ich als einziger der Familie übrig war. Vom Kiel bis zum Topp — ich will nichts davon hören."

Aber der Zweck ihres Hierseins ist nicht, Erinnerungen und Meinungen auszutauschen. Sie wollen dem Sekretär von Ütrecht, dem geschickten Führer der Staatischgesinnten, dem besten Anhänger des Landesanwalts, an den Kragen. Die Staatischen sind aber nicht dumm und geben sich keine Blöße. Höchstens,

wenn sie von Bibel und Katechismus anfangen. Aber Ledenberg gehört nicht zu den Frommen. Und Gruhnklaas will nicht glauben, daß er komme. Die Straße von Amsterdam nach Ütrecht führt weit an Schonstede vorbei. Doch Kox weiß es besser. Denn er kennt das blütenvolle Gärtchen vor dem Tor und das schlanke Fräulein; und als Gruhnklaas, dem dies alles neu ist, ungläubig einwirft, Ledenberg habe eine Hausfrau und drei Kinder, kann er nur lachen. Schließlich hört man ein schweres Fuhrwerk heraufknarren: und Gruhnklaas muß glauben, daß es die Stadtreisekutsche von Ütrecht sei. In diesem Zusammenhange spricht der menschenkundige Kox es aus, daß solche Leute, denen irgendwo eine bürgerliche Schwäche nachhinke, im Streit um Volksdinge die gefährlichsten Gegner seien. Ihnen fühlt sich die Menge trotz allem verwandt. Den Unantastbaren, die ihr unheimlich sind, geht sie scheu aus dem Wege. Doch das ist mehr wie ein Selbstgespräch; Gruhnklaas versteht nichts davon. Er fragt, was denn nun geschehen solle. Kox antwortet nicht; sondern winkt nach einer Weile, da er ihn unter dem hohen, finsterbedachten Raume daherkommen sieht, dem Wirt.

Der tritt mit Würde und Gleichgültigkeit heran. Sein Beruf hat ihn im Laufe langer Jahre gelehrt, wie man die vielerlei Empfindungen eines Gastwirtherzens verbirgt. Und so wird, wie üblich, vom Gang der Geschäfte gesprochen. Der Wirt klagt. Das Soldatentreiben von früher sei nun bald ganz verschwunden — eine Bemerkung, die beide, Gruhnklaas und Kox, jeder nach seiner Art, sofort zu benutzen suchen. Der Landedelmann weist darauf hin, daß auch diesen Übelstand zu bessern allein in des Generalkapitäns Hand liege. Er zieht kräftig durch: „Auf Oranien!" Der Wirt hat, wie immer, seinen Dauerhumpen dicht bei der Hand und tut auf diesen Spruch hingebungvoll, fast andächtig, Bescheid. Und dann gibt der Prediger zu verstehen, daß er die Neubesetzung der städtischen Weinprüferstelle — mit Ratskellerpacht — in Middelburg zu beeinflussen vermöge. Freilich wolle man — denn Gottes reine Lehre über alles! — einen

gutreformierten Mann, keinen Remonstranten und Libertinen. Die seien ja jetzt überall zuwege und machten sich fröhlich, wie hier die Severinsoffiziere. Worauf der Wirt sofort betont, daß hinwiederum unter den Schützen, überhaupt beim gemeinen Mann, Oranien Trumpf sei. Und oranisch und kontraremonstrantisch sei ja eins. Das sei Gott gedankt, meint der Prediger. Aber die Offiziere und Ortregierenden seien nun einmal ausschlaggebend. Und wenn so ein Häuptling, wie der Leidener Staatensekretär, dazu käme, da sei freilich der Gegenpart obenauf. Er versteht dies so zu betonen, daß der Wirt — ohne eigentlich zu merken, warum — sich wegen seiner Gäste ins Unrecht gesetzt fühlen muß; und das ist genau, was Kox will. Er fährt nun fort, beklagt, daß man diesen üppigen Leuten so schlecht beikommen könne; sie seien ja gar nicht einmal vorsichtig; aber es fehle durchaus an Zeugen, daß man sie auf ihre gottlosen und aufrührischen Sprüche festnagele ... hier versteht ihn der Wirt und sieht sich in der Klemme. Aber die Gelegenheit hilft ihm: er kann, vor jeder Antwort, die Sache rasch und gründlich durchdenken.

Denn eben kommt der ganze Haufe — Offiziere, Schützen, Weib und Kind — mit Fahnenschwenken, Musik und Geschrei von den Schießständen herauf und richtet sich in und vor dem Hause trinksam ein. Das gibt ein helles Durcheinander. Die Mägde und die Frau haben zu laufen und zu schleppen, und der Wirt selbst muß für den Augenblick überall sein. Gruhnklaas und Kox ziehen sich ganz dicht unter das hochgelegene Fenster und finden so genügend Abstand von Lärm und Lustbarkeit. Überall wird nun auf gut niederdeutsch gebechert, gespielt, gegröhlt, getanzt. Die dunklen Winkel, Treppen und Verschläge erweisen sich als willkommen und zweckdienlich, und jedermann kommt zu dem Seinigen. Der schiefe Fiedler, mit dem spitzen, verlebten Kindergesicht, drückt sich von Tisch zu Tisch und gibt, mit kreischender Weiberstimme, seine lüsternen Liedlein zum besten.

Schließlich tritt der Wirt wieder heran, zieht ein Bänklein näher, läßt sich nieder und gibt dem Prediger leise, aber grob und entschieden zu wissen: Was das denn heißen solle? Könne er als Wirt wohl den Zeugen machen gegen seine Gäste, wenn sie etwa vertrauensvoll sich aufknöpften? Er sei ein anständiger Mann ... und als er dergestalt hochehrwürdige Herrlichkeit ein wenig herabgestimmt hat, wird er ganz plötzlich wieder verbindlich — fast herablassend. Zeugen — Zeugen könne ein weltläufiger Mann genug haben. Und wie im Zufall versteht er es, den Fiedelburschen an den Tisch zu bringen. Der möchte den Verständnislosen spielen; aber vom Wirt empfängt er einen Fußtritt, von Kox Verhaltungvorschriften und ein hinlängliches Geldversprechen. Gleich darauf verziehen sich Kox und Gruhnklaas, diesmal von der überlustigen Menge gar nicht beachtet.

Und so wandelt denn der erste Blutzeuge für Hollands Freiheit und Bürgergröße hinein in die Falle.

Ledenbergs Kommen wird von den Severinsoffizieren mit lebhafter Freude begrüßt. Alle erheben sich. Der Kapitän — er heißt Dürensteen — als Arzt mit Ledenberg von der Hochschule her nah befreundet, geht ihm entgegen und führt ihn heran. Es ist inzwischen fast nächtlich kalt geworden; alle miteinander treten jetzt ins Haus, um drinnen das festliche Beisammensein fortzusetzen. Man baut ihnen eine lange Tafel — ungefähr da, wo vorher Kox und Gruhnklaas sich beraten haben. Der Tisch wird mit einer guten, weißen Decke belegt. Silberplatten mit Brot und Austern; schwerfüßige Römer; Armleuchter. Nur hier brennen die Kerzen hell. Ein paar andere trübsalen in schiefhängenden, blinden Laternen bei den verschiedenen Türen und am Treppenpfosten. Sonst muß das gewaltig lodernde Herdfeuer am oberen Ende der Diele ausreichen. Der rasch wechselnde, stets bewegte Schein steigert das vielartige Menschentreiben fast bis zur Unwirklichkeit eines Heldengedichtes und dehnt den Raum, als lagerte man unter Urwaldriesen.

Von Zeit zu Zeit wird in der Höhe ein Stück Dachgespärr flackernd hell, und der Schatten ruheloser Schwalben flitzt darüber hin.

Ledenberg soll von Oldenbarnevelt erzählen, dem Landesanwalt, den er und seine Freunde wie einen Vater und Wundermann verehren. Oldenbarnevelt ist hochbetagt, und man will wissen, wie er die ungestüme Zeit übersteht. Und vor allem: wie er von den Geschehnissen denkt. Ob er noch immer den überstrengen schwarzen Herren zum Trotz an Duldung der Päpstlichen und der Juden festhält? Ganz gewiß: denn diese sind die ausgetriebenen Opfer Spaniens: und jene werden, wenn die kommende Kriegserneuerung gut ausläuft, mit Flandern und Brabant, darin sie wohnen, in das größere, alleinige Niederland brüderlich aufzunehmen sein.

„Und überdies ist der Landesanwalt der Ansicht, wie einige wissen wollen, es sei türkisch und papistisch, Leute zu irren wegen ihres Glaubens.“ Der Wirt, der breit und mit der ganzen Sicherheit des Hausherrn dabei steht, läßt sich also vernehmen. Daß er den vornehmsten Gästen zur Hand bleibt und hie und da ein zustimmendes Wort mitredet, befremdet keinen. Auch, daß der käsige Schädel des Fiedelburschen aus verquollenen, farblosen Augen Blicke herübersendet, die gleichsam saugen und verschlucken, auch das lassen alle ruhig geschehen. Sie werden ihn vielleicht mit Nächstem verspotten und schimpflich weiterjagen; aber in diesem Augenblick verstehen sie alle den begehrlichen Jammer eines gestrandeten, kielschwachen Geistes; und ein jeder — gesund, kräftig, vermögend, geachtet, einflußreich — fühlt neben sich die Folie der Kümmerlichkeit. Man müßte den einen Sonderling nennen, der dies Gefühl mißbehaglich fände.

Ledenberg gibt auf alles Bescheid. Nein, das Grollen des englischen Jakob, der dumm und geizig genug war, niederländische Festungen für Geld aus der Hand zu geben und sich nun nachträglich über diese Eselei ärgert — das bedrückt den Landesanwalt gar nicht; im Gegenteil, er schmunzelt wie ein

Bräutigam, wenn er nur den Namen „Vlissingen" hört. Wahrlich: der Malschatz ist wohlfeil genug, und mit dieser Braut kann der Alte sich sehen lassen! — Und daß der Statthalter mit Wort und Tat sich zu Gomars eifernder Strenggläubigkeit bekennt, während der Landesanwalt — und mit ihm die Staaten von Holland und Ütrecht und die besten Geister, ein Grotius, ein Eutenbogart und noch viele — des seligen Armin freidenkende Milde weiterübt? Persönliche Verfeindung zwischen den beiden Höchsten am Schwert und an der Feder braucht darum nicht zu bestehen. Wie alle Welt verehrt und bewundert Barnevelt den Prinzen, den Sohn des großen Schweigers, den ruhmreichen Sieger, den Lehrmeister aller Feldherrn — den Vollender des herrlichen Werkes, das Wilhelm von Nassau begann, das Gott segnete. Und kann sich wohl jemand denken, daß ein Einsichtiger dem alten Staatskanzler feind sei? Ihm, dessen Weisheit das sicherte, was Oraniens Tapferkeit gewann?... Aber die fortdauernde Unruhe im Lande? Und die Söldner? Durften die Städte sich auf eigene Faust Waffenträger anwerben, da doch alle Kriegsmacht ein für allemal in des Generalkapitäns Hand gelegt wurde? Und hinwiederum: mag der Prinz sich darüber als über einen Eingriff in sein Amt erbosen — durfte er gleichwohl die Städte besetzen, die Stadttruppen abführen, die Ortsbehörden, wo sie remonstrantisch waren, wegtun und durch seine Gefolgleute ersetzen? Wie er doch getan hat in Nymwegen und in der Provinz Obereyssel. Und wie er vielleicht zu tun noch vorhat in all den Städten, die remonstrantisch bleiben, womöglich in Ütrecht selber?

Bis soweit ist alles noch Unterhaltung, Erörterung und Meinungaustausch. Aber jetzt ist doch schon der Punkt überschritten, der Einsicht und Willen trennt. Die Bahn ist frei für Leidenschaft; und wie deichbrechende Meerflut rast sie herein.

Schon längst haben alle Gäste des Hauses ihre Kannen, ihre Mahlzeit, ihr Spiel im Stich gelassen und sich an den Tisch mit den Kerzen herangedrängt. Aber der Volksschlag ist langsam zu

Wort und Tat. Bis hierher verhielten sie sich still. Die Andeutung, auch der Prinz könne im Unrecht sein, könne gesetzwidrig handeln, wird nicht mehr hingenommen. Der gemeine Mann sieht schon jetzt in dem Oranier seinen Fürsten, will sagen: Macht und Recht in fleischgewordener Einheit. Dürensteen, der bei all jenen Fragen das Wort führte, wird von den Ärmsten und Wildesten wütend zur Rede gestellt. Wer von der Menge zu den Schützen gehört, hält sich freilich zurück. Aber Zweifel, Verdruß, Sorge bringt auch diese Leute in Aufregung.

Der Wirt übt Hausrecht, schafft Ruhe und weiß sogleich der Szene die Zuspitzung zu geben, die er wünscht.

„Was gröhlt ihr über den Prinzen?" schreit er die Aufgeregten an. „Euch zuliebe wird er nicht den Tyrannen spielen wollen! Generalkapitän über Heer und Flotte: Gut! Statthalter: Jawohl! Aber nicht: Majestät! Haben wir nicht die Staaten von Holland, von Ütrecht, von Groningen, von Seeland, und wie sie alle heißen? Haben wir nicht die Generalstaaten, als unsere wahre Majestät? Und ist nicht der Landesanwalt dieser Majestät Hirn, wie der Generalkapitän die Faust? Kann da der Prinz im Lande machen und treiben, was ihn gut dünkt? Oder ist er an die Generalstaaten gebunden? Und die Generalstaaten selbst? Sind sie vielleicht nichts anderes als der Mund des Volkes, oder was sonst? — Das sind Fragen, mir zu kitzlig, und ihr wollt doch wohl nicht sagen, ich sei der Dümmste unter euch. Aber laßt uns den gelehrten Mann, den Staatensekretär von Ütrecht, danach fragen. Der lebt mitten drin. Wenn einer, kann der uns belehren, wie es steht mit Volk und Freiheit der Niederlande. Auskunft, Herr Ledenberg!"

Aber bei aller Geschicklichkeit der Worte ist doch der Klang um einen Ton zu hart, zu angriffig. Ledenberg wittert die Gefahr; diesmal noch gelingt es ihm auszuweichen.

„Diese Fragen sind sich selbst Antwort. Gut steht es um der Niederlande Volk und Freiheit, wenn auch in den kleinen Städten und einsamen Höfen führende Köpfe sich so klar und sicher in

das Weltgeschehen einzudenken wissen.“ Die verbindliche Sprache auf den plumpen Anruf stellt die ganze Überlegenheit des gebildeten Führers wieder her. Der Wirt fühlt sich geschlagen; und der gemeine Mann ist verdutzt, eingeschüchtert. Aber einer ist da, dessen verbogene und verdrehte Geistigkeit davon unberührt bleibt. Gräser, Palmen, Eichen, Rosen und Reben, der Weidenbaum und der uferfern schwimmende Lotos — sie alle antworten dem Hauche Gottes. Nur der Kaktus hockt dumm und dick da und spürt nichts. Der Geigenkrüppel hat sich auf ein Faß heben lassen und spricht mit schneidender Stimme in das Schweigen hinein; ihm ist, als stände er wieder unter den Studenten, denen er sich einst zuzählen durfte.

„Volk und Staaten — Gehorsam und Freiheit — Kalvin und Katechismus — alles nur Seifenblasen! Ein Kind rülpst, wenn es Bier kriegt. Macht anderswo die Leute dumm! Wir wissen, worum es geht. Kuschen müßt ihr doch: dann wißt wenigstens, vor wem! Der Prinz oder der Landesanwalt: das ist's. Ausländer sind die Oranier? Mögen sie doch! Aus Deutschland. Aus der Provence. Was geht's uns an! Vornehme Leute sind es, und brauchen nicht katzbuckeln vor den deftigen Blutsaugern und Kahnkrämern von Amsterdam. Haben Herz auch für die Geringen und Niederen; wissen, wer den besten Dreschflegel führt, wenn es nottut. Der Prinz ist unser Mann. Aber der Herr „von“ Barnevelt! Zum lachen! Herr von Habenichts! Baron Hellerfuchs auf Lochimsack! Geldkatz im Wappen! Wahlspruch: Her mit den Dukaten! Jawohl, wir kennen den alten Gauner. Niemand ihm feind sein?! Und er selbst, er ist bloß geizig. Aber die Sippe, pfui Deubel! Ihre Frau Mutter ward unter der Bank gefunden, Herr von Barnevelt! Ihre Schwestern sind ...“

Das wütende Krächzen erstickt. Einige haben den Kerl zu Boden gerissen und drücken ihm die Kehle zu. Andere springen ihm bei. Der Wirt schreit: „Halt! Halt!“ Ledenberg wird von Offizieren beschwichtigt.

Aber durch all den Tumult deutlich hörbar knallen von weither ein paar Flintenschüsse herauf. Alles drängt vor die Tür. Lauscht. Will fragen. Schweigt sich gegenseitig. Der Fiedler entwischt, versteckt sich. — Draußen bleibt jetzt alles still. Tiefes, tiefes Dunkel. In der Ferne atmet das Meer.

Man blickt sich an. Einer forscht im Auge des andern, ob Ursache zu Schreck und Besorgnis. Ganz von selbst ist wieder bei den Herren Führerschaft und Verantwortung.

„Lassen wir uns nicht stören!" Dürensteen ruft es und tritt ins Haus zurück. „Ich habe den Söldnern ein Fäßchen auflegen lassen. Jetzt muß der Rausch knallen. Wenigstens haben sie den verfluchten Schreihals abfahren lassen. Laßt ihn laufen. Wir trinken weiter. Singen wir eins?"

Aber alle sind ernüchtert. Und statt zu zechen, reden sie nun ganz ernsthaft vom Lauf der Geschehnisse. Sie sprechen von den Verleumdungen, die gegen Oldenbarnevelt umgehen. Niemand ist ganz makellos. Wir alle sind verstrickt in dies wirre Geschlinge irdischer Unzulänglichkeit. Barnevelt ist stolz und hochfahrend — das ist sein Panzer, sein Fausthandschuh, damit er kämpfen kann und zupacken. Seine Familie ist wild und liederlich — man muß seinen Gram ehren und doppelt bewundern, was er trotzdem geleistet und geschaffen. Jawohl: den Kopf schief gedreht, die Brauen hochgezogen, die Lider fast ganz geschlossen — das ist so seine Haltung. Fremde lesen darin maßlose Verachtung und nehmen Anstoß daran. Wer ihn kennt, muß an sich halten, daß ihm nicht mitfühlende Tränen kommen, wenn er den Alten so sieht. Und wirklich läßt Ledenberg sich hinreißen, laut und begeistert zu reden: ohne den Alten hätte Oranien schon längst nach der Krone gegriffen; sie hängt niedrig genug. Aber Bürgerfreiheit über alles! Lieber sterben als Untertan sein! Dem Spanier gehorchen, dem Nassauer gehorchen — wo ist der Unterschied? Königslakaien—und dafür soviel Leiden, soviel Blut?

Der Fiedlerbursche — durchaus nicht verängstigt; denn Prügel sind ihm fast wie täglich Brot, und dumm ist er gewiß nicht —

der Fiedler hockt hinter den Fässern und stellt die Löffel. Er hat ein gedrucktes Büchlein bei sich, ist benamst: Das geöffnete Venushaus, 15 vergnügsame Liedchen, Kluchten und Esbattementen, wanderweis, auch wohl in Bordellen zu singen. Er weiß es auswendig, und scheut sich gar nicht, quer über den Druck zu kritzeln: „Krone gegriffen. Spanier gehorchen. Nassau gehorchen. Königslakaien usw.“ Aber Ledenberg fährt fort:

„Mögen sie ihn doch schmähen, den alten Mann! Ihn rührt es nicht mehr, und die Geschichte wird ihn kennen. Aber das unglückliche Land! Ihr gequälten Provinzen, was will das werden! Kein Haus weit und breit in den Städten und Flecken, bei den Höfen und Mühlen, das nicht seinen Helden hinausziehen sah in den heiligen Krieg gegen die gierige Übermacht. Und sah ihn nicht heimkehren. Kein Fußtritt dieses grünen Bodens, für den nicht ein niederländischer Mann sein Leben gelassen. Kein Kind wächst auf in unserem Volke, arm oder reich, dessen frohe Zukunft nicht mit teurem Blut erkauft ist. Und jetzt? Unfriede und Zettelungen, Hader und Gewalttat..“

Auch er wird jäh unterbrochen. Die Dielentür schlägt auf, ein Mann steht auf der Schwelle, einer von den neuen Stadtsöldnern, blutend, abgerissen, keuchend, kalkbleich. Alle springen auf und starren ihn an — wie ein Gespenst, wie ein Strafbote Gottes steht er vor der Nacht.

„Der Prinz ist da. Das Stadthaus besetzt. Die Ratsleute gefangen. Die Kameraden auch. Einer ist tot.“ Verschwindet wieder im Dunkeln; sein hastiges Stolpern verklingt rasch.

Fluchen. Lamentieren. Durcheinanderlaufen. Fragen. Wahnwitzige Vorschläge. Nur der Kapitän ist an seinem Platz.

„Schützen antreten!“

Und wer zur Gilde gehört, ordnet sich auf der weiten Diele in gehörige Reihen. Das Gesindlein ist stumm und glotzt. Den Schützen wird Stillschweigen kommandiert. Zwei Leute holen die Flinten, Kugelbeutel und Pulverhörner, die Partisanen und Hellebarden. Der Fähnrich selbst bringt das köstliche Tuch. Die

Waffen werden verteilt. Währenddes spricht Dürensteen auf Ledenberg ein: auf die Schützen ist Felsenverlaß. Er will sie hinunterführen, die Stadt zurückgewinnen, den Prinzen gefangen nehmen. Abschwören soll er vor den Generalstaaten. Nie wieder mit Gewaltstreichen die blutbezahlte Freiheit anfechten. Es m u ß gelingen. Das ganze Niederland wird bebenden Herzens dafür danken ... Und Ledenberg soll das Stadtregiment ordnen und vor den Staaten die reine Sache führen.

Jetzt! Die Stunde ist da. Aber Ägidius von Ledenberg versagt. Er blickt in die Weite und Breite und übersieht das Nächste. Er denkt an das Vergangene und fühlt sich gebunden. Er ahnt das Kommende und zaudert. — Dürensteen ist nur Waffenmann. Ohne den Staatskundigen kann er nichts ausrichten ...

Ohne Ordnung, ohne Zusammenhalt wandern die Schützen ihrem vergewaltigten Städtchen zu; manche zerschlagen an den Meilensteinen ihre Flinten und schütten das Pulver in die Gräben. Den anderen nimmt man am Tor die Waffen ab. Alle müssen nächsten Tages früh auf dem Marktplatz zusammentreten, dem Prinzen zu huldigen.

Ledenberg eilt durch die Nacht gen Ütrecht.

Das Gesindlein zerbröckelt im Nebel.

3.



Den Gewaltstreich, den der Generalkapitän in den kleinen Orten, wie in Schonstede, nur erst probierte, führt er neun Monate später in Ütrecht selbst. Ledenberg verliert Amt und Ansehen und flieht. Die Städte der Provinz Holland halten noch fest an der alten, verbrieften Freiheit, sich mit eigenen Waffen zu schützen und über ihren Glauben selbst zu befinden; der Landesanwalt und mit ihm die Anwälte von Rotterdam und Leiden, Hugo Grotius und Hogerbeets, sind hier wie Kapitän und Steuermann — die Fracht, die sie trotz allem treu und tapfer zu bergen suchen,

heißt: Bürgerfreiheit. Sie werden an den Hof des Prinzen berufen, dort verhaftet und gefangen gesetzt. Oldenbarnevelt ist tagszuvor gewarnt worden. Er sitzt in seinem Garten, müde den Abend erwartend. Er hat ein wenig geschlummert; denn er ist recht bejahrt, und der rasche Geist, der harte Wille strengen den schon hinfälligen Leib am Tage schärfer an, als er vertragen will. Wie er aufwacht, findet er zwischen den Fingern seiner Linken und dem Stock, den sie umklammern, ein Zettelchen: „Aufuge! nex imminet — flieh! Mord bedräut dich" und auf der Decke, die seine Knie umhüllt, eine frischerblühte Spätrose, gebrochen aus dem Beet da vor ihm. Der Alte schüttelt den Kopf, lächelt und genießt langatmend den Rosenduft. Dann dreht er den Kopf ein wenig in den Schultern, neigt ihn schief nach rückwärts und schließt unter hochgezogenen Brauen die Augen. Nach einer Weile läßt er seine silberne Handklingel ertönen. Ein Schwiegersohn eilt herbei und liest bestürzt die Warnung, die Barnevelt ihm schweigend hinreicht. Aber wie er sprechen will, winkt der Alte:

„Nein, mein Freund, es hat keine Gefahr."

Tagsdarauf geschieht die Verhaftung. Jene Rose trägt er zufällig bei sich, und sie bleibt ihm eine Zeitlang letzte Erinnerung an den Garten, an Haus und Familie. Alles das wird er nicht mehr wiedersehen.

Wenige Tage darauf wird auch Ledenberg gefesselt eingebracht. Man hat ihn irgendwo aufgegriffen. Der Prozeß gegen die Vier kann beginnen, zugleich mit jener großen Tagfahrt, die zu Dordrecht die nun unbezweifelbare Vormacht der Strenggläubigen mit Schrift und Satzung dauernd befestigen soll.

Inzwischen zieht der Generalkapitän mit seinen Reisigen im Lande umher und beseitigt überall die staatischen Ortsbehörden und die Söldner: im Briel, in Schonhoven, in Schiedam, Gorinchem, Audewater, Wurden, Monnikendam, Delft, Hoorn, Medemblik, Alkmaar, Leiden, Haarlem, Rotterdam — zuletzt

müssen auch Gauda, der Haag und Amsterdam zugestehen, daß die Macht im Lande beim Generalkapitän ist. Aber er bleibt „Prinz", „Statthalter" und „Se. Exzellenz". — Wie lange noch?

4.


err Meynerts erhebt sich.

Grotius, der bei seinem Eintritt, vor kaum einer Stunde, mit lebhaftem Ruck, mit starkem, beweglichem Blick den immerhin willkommenen Unterbrecher der langen Einsamkeit begrüßt hat, bleibt an Stuhl und Tischplatte hängen: noch tiefer fällt sein Haupt vornüber, und der dicht vor ihm Stehende betrachtet ihn von oben her mit selbstgewisser Freundlichkeit. Er gönnt sich das Bewußtsein, dem Gefangenen Wohlwollen zu zeigen.

„Nun, nun — manches bleibt unerfreulich, gewiß. Aber mit dem Stübchen sind Sie doch zufrieden, Herr Grotius? Ich wenigstens finde —. Oder nicht? Kann ich vielleicht —?"

Grotius sieht ein, daß er den Kopf heben muß, und tut es — eine Mühe, die ihn zum Seufzen nötigt. Aber die Lider bleiben ihm schwer wie Säcke, und sein Blick scheint sich an der bunten Deckenkante des Tisches festgehakt zu haben. Er weiß kaum, daß er antwortet.

„Der Fensterladen nimmt soviel Licht. Mittags kommt ein wenig Sonne. Kann man nicht die Scheiben öffnen? Dr. Roosen hat es mir so angewöhnt. In Leiden schon. Ja. Er meint, der Körper brauche Luft. — Da überall hockt soviel Muffigkeit." Mit einer ganz kurzen Bewegung zeigt er nach den Gestellen rings herum, auf denen Folianten und Aktenbündel stehen. Sie sehen sauber und ordentlich aus. Hinten freilich mag der Staub sich zu dicken Nestern häufen.

Der Wunsch ist töricht, und Meynerts kann nicht umhin zu lächeln.

„Ja, öffnen — sehen Sie, lieber Freund ... nun, ich will einmal mit dem Kastellan reden. Fenster öffnen?" Er zieht die

Schultern hoch und redet nicht weiter davon. „Aber für einen so gelehrten Mann wie Sie, ‚das Licht von Leiden‘ — jawohl, das kann man täglich hören! — muß es doch ein Vergnügen sein, zwischen all den Fundgruben der Kenntnis und Weisheit zu hausen. Hollands ganze Geschichte! — Aber Sie müssen mir nun Urlaub geben —.“

Er hält dem Gefangenen verbindlich die Hand hin. Grotius greift danach, als wolle sie ihn hinausführen ... und plötzlich hebt er den Blick so kummervoll und forschend zu den Augen des Glücklicheren, daß dieser ohne es zu wollen die Miene mitfühlender Bekümmerung annimmt. — Und dann ist Grotius wieder allein.

Septemberabend nach hartem, frühwinterlichem Tage — auch für den Freien eine Stunde der Unlust und des Mißbehagens! Es sei denn, er habe Gesellschaft, oder dringliche Arbeit, oder eifrige Erwartung guter Geschehnisse. Grotius hat nichts von alledem. Und dies ist die Stunde des Spazierganges mit Maria. Er wandert mit der stillgeliebten Gattin an den Kanälen hin und her und bedenkt seine Wissenschaft. Er muß nicht allein sein und ist doch ganz, ganz ungestört. Wenn der Wind in die abgefallenen Blätter hineinstößt, wenn ein letzter, traumhafter Sonnenblick das schwere Gewölk durchbricht, dann bleiben beide stehen und betrachten das weite Land. Man muß nicht fürchten, daß jemand da ist, der da fragt: „Jaja, es wird Herbst. Die Tage werden doch schon sehr kurz, nicht wahr?“

Grotius ist erst ein paar Minuten wieder allein; aber er sehnt sich mit Schmerzen, daß jemand zu ihm spreche, und wäre es auch nur: „Jaja, es wird Herbst“ oder dergleichen.

Wider seinen Willen lauscht der Mann, dessen jugendfeurige Gelehrsamkeit die ganze Welt bewundert, auf das, was in der Kammer neben ihm geschehen mag. Durch die dünne Mauer hindurch vernimmt er es ganz deutlich: immer derselbe langsame, ein wenig schleppende, schwere Schritt, immer dasselbe Aufstoßen des Stockes auf den Fliesenboden; zum Fenster; Wendung; zum Ofen; Wendung; zum Fenster; Wendung. Eine gott-

lose Unrast arbeitet noch in dem Alten! So hat er seit zwanzig Jahren Seele und Nerven des Jungen hinter sich hergeschleppt, ruhlos, unbarmherzig, mit unbekümmerter Anforderung ... des Lauschers Gesicht grimassiert, als müsse er weinen, beim Gedanken daran. Jetzt steht der Alte einen Augenblick still, und Grotius meint ihn vor sich zu sehen, zum Ekeln deutlich: den Kopf schief gedreht, die Brauen hochgezogen, die Augen halb geschlossen.

Plötzlich glimmt ein schmaler Sonnenstreif auf, schon ganz hoch oben an der Mauerkante da draußen vor dem Fenster. Hastig tritt Grotius zum Tisch. Aber wie in Verzweiflung über sich selbst hält er inne. Ja, es ist wahr: schon zweimal ist er auf den Tisch gestiegen, heimlich, wie ein Verbrecher; hat sich, ans Fensterkreuz geklammert, ausgereckt wie ein Seiltänzer, in unwürdiger Verrenkung, um nur einen Augenblick hinunter zu schauen, in den finsteren Hof, wo die Kastellanfrau des Morgens ihre Betten klopft und ihre Geschirre reinigt und mit dem Feuerknecht, der an der Holzluke zu tun hat, ein paar Späße wechselt. Lebendige Menschen — klingende Worte, die kein Verhör sind, keine Redefalle, kein Spruch auf Hochverrat, Verbannung, Güterverlust, oder gar ...

Der Sonnenstreifen verlischt rasch. Der ruhlose Schritt nebenan tappt wieder hin und her, vom Fenster zum Ofen, vom Ofen zum Fenster ...

Soll doch der Alte endlich Ruhe geben! Sein Ungestüm, sein unablässiges Drängen auf ehrgeizige Tat, auf Weiterkommen, auf Bessermachen ist an allem schuld. Man hätte die Dinge müssen gehen lassen; das Land wäre auch ohne dies Streben und Eifern zu Ehren gekommen. Grotius war doch ein Gelehrter, ein Dichter! Ist sein Buch vom freien Meer, das bald zehn Jahre lang für die Niederlande predigt und arbeitet, nicht Vaterlandstat genug? Grotius ist erst fünfunddreißig Jahre alt; und es war wohl zuviel, was alles er bewirkt und getrieben. Aber der Alte ist schuld. Der machte ihn vor fünf Jahren zum Anwalt von

Rotterdam; Grotius denkt an die Staatsreden, die er gehalten — an die Schmähbüchlein, die er geschrieben — an das Theologengezänk, bei dem er mitgezankt ... ihn schaudert vor sich selbst. O Dichtung! O Wissenschaft!

Wieder das Tappen und Schlürfen, das Stockstoßen, das Umwenden beim Fenster, beim Ofen ...

Grotius macht Licht und setzt sich — zum Schreiben. Zuerst geht seine Feder stockend. Er wird rot und wieder blaß. Wirft den Kiel hin und ergreift ihn von neuem. Zaudert — und fährt dennoch fort. Schließlich hat ihn die Tinte in der Gewalt. Der Fluß der Worte zieht ihn mit, als wäre er nicht mehr er selbst. Die Wendungen schlingen sich, die Sätze marschieren heran, die Kolonnen bauen sich auf — jetzt ist es das Werk, das den Meister leitet, nicht umgekehrt; und eben das ist ja „Meisterschaft".

Grotius schreibt einen Brief an den Prinzen; darin spricht er von „seiner Schuld" — da er doch garnichts begangen hat — und erklärt, wie man ihn verleitet habe; und wie er jetzt klarer denn je den unheilvollen Einfluß erkenne, mit dem der Landesanwalt ihn umgarnt habe. Seine Sache sei ja gar nicht, sich in Staat und Macht einzumischen, sondern sie zu betrachten. Und manches derart. Er faltet den Brief rasch zusammen, klopft, und gibt ihn sofort dem Wächter, der nach seinem Begehren fragt ...

Ein Teller mit Birnen steht auf dem Tische. Man hat endlich bewilligt, daß die Gefangenen derlei Erfrischung von ihren Freunden empfangen dürften. Grotius beginnt zu essen und findet beim ersten Biß einen Zettel, beschrieben von der Hand seiner Gattin: „Lieber Hugo. Ich denke unablässig an Dich und Deine armen Freunde. Ich möchte sterben vor Gram. Aber die Freiheit, die ihr habt schützen wollen, wird ihre Treuen doch nicht im Getümmel lassen. Das weiß ich gewiß. Maria."

Grotius kann nicht mehr weiter essen. Er setzt sich rasch nieder und stützt den Kopf auf die Faust ... Nach einer Weile fährt er, wie in Schrecken, auf und lauscht. Der Schritt des Alten,

die Qual der ganzen langen Tage, ist nicht mehr zu hören. Auf den Zehen geht Grotius zur Wand und drückt das Ohr gegen den Stein. Da vernimmt er das feste, volle Hauchen des Schlafenden. — Am anderen Morgen merkt er, daß er während der Nacht in Träumen, deren er sich nicht mehr entsinnt, geweint hat.

5.

Der Brief, den Grotius in seiner tiefsten Geistesermattung geschrieben hat, bietet gar keine ernstliche Handhabe gegen den Landesanwalt. Aber den Oranischen ist er wertvoll, weil er dazu dienen kann, die zahlreichen Anhänger des greisen Helden rings im Lande zu entmutigen und wankend zu machen. So sorgt man dafür, daß das Schreiben rasch bekannt werde. Auch Maria Grotius erfährt davon. Sie ist inzwischen wieder nach Leiden gezogen, wo ihr Gatte als Lehrer der Universität herrliche, fruchtbare Jahre verlebte. Dort hat man sie in ihrem schönen Hause ganz ungestört gelassen. In der Welt des Generalkapitäns ist jede unnötige Bosheit unmöglich. Der Prinz selbst ist vom Leben und Dienst gehärtet und gekältet und Gefühlen, die der Einsicht widerstreiten, ganz unzugänglich — auch denen der Rachsucht und Überhebung. Seine Stiefmutter, Luise von Coligny, und sein Vetter, der Graf Ludwig, auch sein Bruder Friedrich Heinrich, der bestimmt ist, dereinst sein Amt zu erben, sind Herzensmenschen, voller Güte und Freundlichkeit.

Maria selbst ist weit davon entfernt, einen schlimmen Ausgang des Prozesses zu fürchten. Sie kennt Art und Gesinnung der Oranier; dazu kennt sie den herrlichen Geist und das bis heute makellose Tun ihres Gatten. Es scheint ihr unwürdig, in Wort und Haltung auch nur die Befürchtung, das böse Mißverständnis könnte sich zu einem Unglück auswachsen, irgendwie an den Tag zu legen. Festliche Versammlungen, wie sie sonst in ihrem Hause üblich und nötig waren, sind den Umständen

freilich nicht angemessen. Aber nichts kann sie hindern, ihre Freundinnen bei sich zu sehen und mit ihnen fröhlich zu sein. Sie hat sie auch für diesen Nachmittag zu sich gebeten. Nun sitzt sie, schon prächtig gekleidet, mit zobelbesetzter Samtjacke, wie es ihrem Range und Hause gebührt, im Schmucke ihrer landberühmten Perlen, vor ihrem Tischlein, um, bevor die Gäste kommen, noch einen Brief an den Ferngehaltenen zu beginnen. Sie schreibt noch nicht; sinnend legt sie die Finger ans Kinn und sitzt da, als lauschte sie seiner Mitteilung, den Mund ganz leicht, zu sofortiger Erwiderung, geöffnet. Aber sie kommt nicht dazu, was sie hätte aussprechen wollen, der Feder zu geben. Die Magd tritt heran und bringt ihr ein gefaltetes Schreiben, von einer der Eingeladenen — Maria vermutet eine zufällige Absage; aber sie liest eine überschwängliche Freudenbeteuerung, die der Schreiberin, obwohl sie gleich selbst kommen wird, unaufschiebbar schien. Wie gut doch, daß Grotius sich mit dem Prinzen verständigt habe! Nun müsse ja alles schnell zu einem freundlichen Ende kommen!

Maria räumt das Gerät wieder fort und wartet in beherrschter Ungeduld auf die Ankunft der Schreiberin, um zu erfahren, was es mit diesem unerwarteten Glückwunsch auf sich habe. Wirklich kommt jene früher als alle anderen, und Maria hört nun, was geschehen ist. Sie antwortet nicht viel, und die Freundin wundert sich im Stillen über die Teilnahmlosigkeit. Den übrigen Gästen, die sich bald darauf, ebenfalls voll herzlicher Freude, einfinden, geht es genau so. Und zwei Schwestern, die mit dabei waren, sprechen, da sie wieder in ihrem eigenen Hause sind, zueinander:

„Sie ist es gar nicht wert, daß sie so einen Mann hat."

„Ich habe sie schon als Kind für einen herzlosen Selbstling gehalten."

Währenddes wandert Maria Grotius in einer Unruhe, wie man sie nie an ihr gesehen hat, durch all ihre Stuben und wartet, daß das Haus geschlossen werde, das Gesinde sich zum

Schlafen lege. Dann endlich zieht sie das Schreibzeug wieder hervor und schreibt:

„Lieber Hugo, mir ist unsäglich traurig zumut, weil ich genau weiß, wie du dich quälen mußt. Könnte ich doch irgend etwas schreiben oder tun, um Dir zu zeigen, daß Du Dich gar nicht zu grämen brauchst: daß die Sache wirklich nicht so schlimm ist, wie sie Dir scheint. Laß mich dies eine Mal unser feierliches Abkommen brechen, Du weißt, was ich meine. Eine zärtliche, liebe Freundin wolltest Du an mir haben — keine obwaltende Mütterlichkeit. Und bin ich Dir wohl je mit Fürsorge und Bevormundung verdrießlich geworden? Aber Du warst nie so unglücklich wie jetzt; und nun kommt alles nur auf eins an: Dir zu helfen, wie eine Mutter ihrem Kinde hilft: alles will ich gern preisgeben, auch mein „Glück". Du brauchst mich nicht mehr liebzuhaben, wie früher, mein Hugo, wenn ich Dir nun zu „mütterlich" geworden bin. Nur helfen will ich Dir.

„Wenn Du Dich nun grämst um den unglücklichen Brief, den Du geschrieben hast — mein Gott, es ist nun einmal geschehen! — wenn Du Dich grämst, dann erst wird er böse und gefährlich. Das einzige, was Du tun kannst, um ihn zu überwinden und alles zum Guten zu führen, ist: ihn ganz und gar vergessen.

„Wenn ich an den Landesanwalt dachte, oder an Dich, mein Lieber, oder an die anderen Freunde Oldenbarnevelts, dann war mir oft, als hörte ich ein paar Töne einer alten Melodie, die ich doch nicht nachsingen konnte, das Rauschen eines schönen Verses, der mir nicht wieder einfallen wollte. Ich wußte ein Wort, das euer Wesen und Tun und Schicksal klar und treffend nannte, und konnte es doch nicht aussprechen. Schließlich fiel es mir ein; aber da war mit einemmal der bestrickende Ton verklungen, der magische Schein verblichen — eine große Nüchternheit war da, etwas sehr Festes, sehr Hartes; und das langweilige Definieren fing an. Weißt Du, wie das merkwürdige Wort hieß? ‚Die Recken schnell und gut.' Wie das hier geschrieben steht, blickt es Dich auch klar und nüchtern an wie mich;

und Du, mein Hugo, fühlst sofort, was ich erst allmählich begriffen habe —: daß diese Klarheit und Nüchternheit schöner und besser ist, als der geheimnisvolle Wunderklang. Gewiß, das waren Recken, die in den Urwäldern zuerst dem Gebrüll der großen Tiere standhielten, weil sie sich zwingen konnten, immer daran zu denken: sein Brüllen tut mir nicht weh; und mein steinernes Beil ist schärfer als all seine Zähne und Krallen. Gewiß, das waren Recken, die das wilde Meer bezwangen, im Schifflein segelten und auf Deiche von Erde und Dreck vertrauten. Gewiß, das waren Recken, die standhaft blieben, als die ganze Welt unter den spanischen Fahnen heranmarschierte. Aber es wird eine Zeit kommen, da werden die schnellen, guten Helden gegen ganz andere Dinge zu ringen haben, als gegen Tiere, Elemente und waffenschwingende Feinde. Da wird man wissen: alles Elend auf der Welt kommt nur von der Befangenheit — vom dumpfen Hingegebensein an Wünsche, Triebe, Leidenschaft, an Zorn und Trauer, an voreiliges Verzweifeln, an abgeschmacktes Hoffen. Da wird man wissen: all diese Geistesfeinde besiegt nur eins: das Denken, das klare, sichere Denken ohne Wunsch, ohne Furcht. Und Held wird sein, wer diesem Denken unerschütterte Treue wahrt. Er kann nicht immer rein und richtig denken — kein Mensch wird das jemals können; das kann nur Gott. Aber der Held kann immer rein und richtig denken *wollen* und immer wieder seine Schwingen säubern; wie die tapfere, kleine Fliege immer und immer wieder ihre Glasdeckel abbürstet, weil jedes Staubkörnchen ihren schnellen, starken Flug schwer und unsicher macht. Hat sie das Stäublein abgeputzt, ist der Flügel wieder klar und frisch — was hindert sie noch, ihn zu brauchen? Grämt sie sich, daß Staub gekommen ist? Ich sage nichts wider die Jungfern — behüt mich! Aber muß der Mensch sein Leben lang jungfräulich bleiben wollen? Oder der Acker? Oder die Blume im Garten? Oder der Teller, von dem ich doch essen will? Oder der weiße Kiel, der meinem geliebten Mann erzählen soll, wie mir ums Herz ist? Nein, das

Stäubchen macht mich nicht schlecht — ich kann es ja fortputzen — aber das Grämen!

„Doch ich bin töricht und kleinmütig! Alles, was ich da schreibe, hat mein Herr Grotius ganz gewiß schon längst herausgefunden; und ist wieder klar, freundlich und fest, schnell und gut, wie die alten Recken — nein nicht wie die alten Recken: wie die zeitgemäßen und zukünftigen. Und, was denkst Du wohl? Ich glaube gar, ich bin es nun auch. — Schreiberin bleibt

Ihres lieben Herrn und Hugo
getreue und vergnügte
Maria von Reigersberg."

6.

Sehr verschieden wirkt die Qual der Haft auf die vier Opfer des neuen Staatswillens, der sich durchzusetzen strebt.

Am ruhigsten verhält sich Hogerbeets, der Stadtanwalt von Leiden. Er ist ein Mann von zähem Gleichmut. Er hat sein Leben lang die Dinge an sich herankommen lassen. Er macht auch jetzt nicht den Versuch, sie zu beschleunigen, zu hemmen oder ihnen entgegen zu gehen — für einen Unschuldigen, Edelwollenden das folgerichtigste und daher auch das zweckmäßigste Verhalten.

Mit schier übermenschlicher Geisteskraft baut Oldenbarnevelt, fast ganz ohne Hilfsmittel, aus dem Kopfe und im Kopf, seine Abwehr auf — dergestalt, daß er, der fast Zweiundsiebzigjährige, eine Verteidigungrede zu halten vermag, die drei Tage dauert, hintereinander, in einem großen zusammenhängenden Flusse; und nichts bleibt nach von alldem, was man an Anklagestoff gegen ihn gehäuft hat. Man wirbt falsches Zeugnis — jenes klassische Mittel: „er hat gesagt, er wolle den Tempel in drei Tagen abbrechen. — Er hat Athens Jugend zur Gottlosigkeit verführt."

Grotius ist von allen der zarteste, feinste an Geist und Nerven. Er ist es, der für einen Augenblick schwach wird. Aber dann

findet er sich selbst. Sein Verstand läßt ihn das Mittel erkennen, das bis zum letzten standhaft anzuwenden der nun aufgewachte, angestraffte Wille ihm möglich macht. Sein Verhalten ist von nun an das gleiche wie das seines Amtsgenossen von Leiden.

Gefangenschaft, heimtückisches Verhör, Folterdrohung — all das läßt sich von Männern überwinden, all das ist gering gegen die Größe der Idee, die solche Opfer fordert. Unerträgliches kommt erst, wenn Gewissenslast das Gewicht all dieser Qualen verdoppelt. In dieser Not ist Ledenberg.

Das eigene Gebrechen macht ihn hellsichtig für die falsche, unreine Stellung, von der aus seine Gegner fechten. Oldenbarnevelt, Grotius, Hogerbeets — sie sind Idealisten; sie haben das Beste gewollt; und können es sich nicht anders vorstellen, als daß jene andern im Grunde dem Guten zu dienen bemüht sind, daß sie sich nur irren, daß sie sich nur vergreifen. — Man stellt die Gefangenen nicht vor den Gerichtshof ihrer eigenen Provinz, wie sie nach allen geschriebenen und beschworenen Rechten unverweigerlich verlangen dürfen — das ist freilich ein arger Rechtsbruch. Man setzt in den schon formal unzuständigen Urteilshof lauter Leute als Richter, deren Verfeindung mit den Angeklagten landbekannt ist — das muß man wohl unsittlich nennen — aber es ist ja auch weltdumm, also doch wohl mehr ein Versehen, ein Mißgeschick für alle Beteiligten, als böser Grundsatz.

Die anderen mögen so denken. Ledenberg, der sich seiner selbst nicht ganz gewiß fühlen darf, begreift es besser: Oldenbarnevelt *soll* verurteilt, *soll* vernichtet werden. Daß mit ihm die Freiheit selbst erschlagen wird, daran ist nicht zu zweifeln.

Ledenberg fühlt sich mitschuldig an diesem Morde. Wer einen Brandstifter nicht hindert, seine nächtliche Untat auszuführen — wer es verabsäumt, dem Vorüberschleichenden auf den gebückten Rücken zu springen, ihn niederzureißen, die Fackel zu zertreten — ist der nicht mitschuldig an der Brunst, die die ganze Stadt verzehrt?

Wieder und wieder sieht sich Ledenberg auf der Schwelle des Schützenkruges. Unter ihm, in wallenden Nebeln, das weite, mächtige Land. Schwarz aufgeisternd in naher Ferne Turm und Dächer von Schonstede. Hinter ihm die stattliche Schar der tatbereiten Schützen, die seine Führung erflehen . . . Sprach er: Ja! und: Los! — dann war der Prinz unschädlich, das Land gerettet. Welche unnennbare Krankheit war es, die ihm damals das Herz lähmte? Warum war sein Blick so kalt, so langsam, so zäh? War es ihm vielleicht gegangen wie Simson, da er schlief, und hatte all seine Kraft verausgabt?

Und dann erfuhr er, man werde die Gefangenen foltern, weil das Verhör nicht aus der Stelle komme.

Er selbst — o, er wird nicht ein zweites Mal schwach sein! Stellte man ihn doch zwischen die Säulen des Tempels — er würde den Philistern auch ohne Harfe singen, daß ihnen die Ohren gellen . . . Aber der alte Mann! Nicht, daß der leiden muß — mein Gott, man lebt ja nicht zum Vergnügen. Aber wie, wenn der Geist seine biblischen Jahre erfüllt hätte und auch nur ein paar arme Stunden früher vom Endlichen sich loslöste, als der Leib, der wohl noch eine Weile länger zucken und bluten, seufzen und vielleicht gar sprechen kann? Wenn der Greis, in seinem besten Teile schon der Welt entfremdet, sich von seinem Werk und Leben absagte? Wenn Oldenbarnevelt sich selbst verleugnete?

Auch das wäre Ledenbergs Schuld . . . und so greift er zum Brotmesser und schneidet sich die Kehle durch.

Die Einen haben gesagt — aus Furcht vor der Folter. Andere, weil ihn seine unredliche Liebschaft reute. Zwei winzige Körnchen Wahrheit, — wie winzig, wie armselig, wie nichtig neben der wirklichen Schuld, die ein edles Herz selbstwillig zu büßen nicht zauderte!

7.

Der plötzliche Entschluß, der Ledenbergs Leben ein Ende machte, ist für die Mitgefangenen betrübend und von lästiger Folge: der heimliche Briefwechsel mit ihren Freunden wird entdeckt. Weil man in Ledenbergs Zelle allerlei — nicht uninteressante — Briefchen bemerkt, wird auch bei den anderen Häftlingen Ähnliches vermutet. Meynerts, mit der Voruntersuchung beauftragt, leitet die Durchstöberung der Gefangenenkammern. Auch der Brief der Maria von Reigersberg wird gefunden. An der Prüfung des neuen Anklagestoffes arbeiten eigens dafür eingesetzte Vertrauensleute. Unter ihnen auch ein junger, schon vielfach ausgezeichneter Sekretär des oranischen Hauses — Konstantin Heugens, ein Jüngling von ganz besonderer, bewunderungswerter Geisteskraft.

Heugens steht in dem Alter, das von der Überzeugung durchdrungen ist, das liebende Herz sei nur eines einzigen Erlebens fähig; und das dies Erlebnis, von der heißesten Seligkeit bis zur schwärzesten Leere, pünktlich von Dienstag bis Sonnabend abmacht. — Heugens hat es soeben abgemacht.

Sie hieß Kornelia, war ebenso alt wie Konstantin, und folglich vorderhand um einiges reifer. Sie lebte zurückgezogen, mit ihrer alten, übrigens unansehnlichen Mutter. Da sie Atlasröcke und pelzbesetzte Samtjacken trug und sich dementsprechend auszudrücken wußte, hielt Konstantin sie für eine Dame. Ihre Herkunft blieb ihm einstweilen dunkel; aber das erhöhte den Reiz der Spannungen, die er bei ihr erlebte.

Er besuchte sie fast jeden Nachmittag, immer um die gleiche Stunde. Er saß vor ihr und gab sich Mühe, unterhaltend zu sein. Sie saß vor ihm, sah ihn aus unbeweglichen Mienen voll an und hörte zu. Schließlich erwuchs dem Gaste regelmäßig das Gefühl: jetzt wartet sie auf etwas; und das war also das Zeichen, daß es schicklich sei, zu gehen.

Zuweilen kam auch der eine oder andere junge Herr hinzu; und Konstantin konnte nun seinerseits hören, statt zu reden. Natürlich kannte er die Gäste alle, wenn auch nur oberflächlich. Aber das wußte er, daß es alles Junker aus tadellosen Familien waren. Und er hatte die große Genugtuung zu beobachten, daß sie sich alle genau so benahmen wie er selbst: gemessen im Auftreten, gewählt in der Sprache. Es war also alles in Ordnung.

Eines Nachmittags hatte er sich von der ruhigen Schönen wie immer höflich und ein klein wenig schmachtend verabschiedet. Der junge Herr Trimmenhoven, der eben erst gekommen war, blieb noch. — Auf der Straße bemerkte Konstantin, daß er nur einen Handschuh in der Hand hielt; er kehrte um, konnte es nicht hindern, daß sein Wiedereintreten unbemerkt blieb, und sah nun, wie der vorher recht steife Herr Trimmenhoven sich gelenkig heranbeugte zu der vorher so knapp-ernsten Dame, die, fast zwischen seinen Knien sitzend, zwitscherte wie ein Maisperling. Ihre Hände waren dicht beisammen und griffen alle vier nach einem Gegenstand, der beinah wie eine Geldbörse aussah. Und die vorher so feindselig-stumme Alte (der Kerberus, wie Konstantin zu denken pflegte) stand lebhaft teilnehmend dahinter, und ihr Runzelgesicht lief glänzend auseinander wie Schmalz in der Pfanne. —

Nun sitzt Heugens im Hause des Statthalters und bearbeitet den entdeckten Geheimbriefwechsel. Er soll die einzelnen Stücke sortieren und registrieren, die etwa vorkommenden Anspielungen auf Drittpersonen nach Möglichkeit ergründen usw. Sein bescheidenes Amtszimmerchen liegt zu ebener Erde, nach dem Garten hinaus, unmittelbar neben dem rückwärtigen Hauseingang. So kommt es, daß Heugens jedesmal, wenn eine der zahlreichen Mägde und Wärterinnen des oranischen Haushaltes aus- oder eingeht, die Anschlußversuche des Wachtpostens miterleben muß. Der Kerl da draußen bestellt sie sich alle; und Heugens ist wirklich genötigt, einen Augenblick nachzudenken. Gesetzt: auch nur die Hälfte der Weiber ginge darauf ein — und man

weiß ja, wie sie sind — ein Teufelskerl, der da draußen! — Aber man lernt sehr bald, diese niedrigen Begebnisse zu überhören.

Nicht ohne eine gewisse Befriedigung vermerkt Heugens, daß auch Damenbriefe in seinem Präparierstoff nicht fehlen. Da wird er mit besonderem Eifer sezieren; es ist gut für einen jungen Staatsmann, Erlebnisse zu haben — das bereichert die Erfahrung und schärft das Verständnis

An Ledenberg? — Eine Enttäuschung! Doch eine fade Jungfer, diese Kleine! Richtige, bloße Liebesbriefe, weiter nichts! Kein Horizont, kein Aufblicken zur Gesamtheit, kein höheres Wollen — mit einem Wort: gar nichts, was Staatsverbrechen heißen könnte. Soviel Dürftigkeit fällt natürlich auf Ledenberg zurück; aber Heugens hat ihn nie für sehr bedeutend gehalten.

Maria Grotius? Heugens muß schon etwas achtgeben beim Lesen. Das sind ja Gedanken. Und mehr noch: das ist ja eine Gesinnung. Und schließlich und zuletzt: das ist ja sogar eine widerspenstige Gesinnung!

Heugens steht auf, geht hin und her, denkt nach, bleibt am Fenster stehen, blickt hinaus und denkt immer mehr nach. Ist dies nun Staatsverbrechen? Oder ist es nur sittlich berechtigtes Miteinstehen für den Ehegatten? Muß er den Brief zu den inhaltlosen legen oder zu den verdächtigen? Läuft er Gefahr, eine Verräterin durchschlüpfen zu lassen, oder vielmehr — ja, was denn eigentlich: unzart zu sein? Zartheit wird nicht verlangt. Allzu streng zu scheinen? Milde wird nicht verlangt. Oder am Ende: sich durch jugendlichen Übereifer lächerlich zu machen? — Dumme Sache. — Diese Briefschnüffelei ist mißlicher, als man erwarten konnte.

Heugens legt den Grotiusbrief beiseite und versucht, erst die übrigen zu erledigen. Aber Marias Worte haften in seinen Gedanken, als säßen sie an Widerhaken. Er liest den Brief noch einmal und fühlt sich ergriffen; er schämt sich jetzt, daß er ihn zuerst sowenig verstanden und gar für „staatsbedenklich" gehalten hat. Er liest ihn zum drittenmal und fühlt plötzlich —

mit Schrecken, aber auch mit Wollust — daß alle seine Überzeugungen ins Wanken und Rutschen geraten. Ist vielleicht doch Oldenbarnevelt der Märtyrer und Held und Moritz der Tyrann?

Das ist natürlich Unsinn. Aber Maria Grotius ist auf jeden Fall keine ganz gewöhnliche Dame. Ein Charakter, kann man wohl beinah sagen; ein weiblicher natürlich nur — aber doch! So etwas lebt ausgerechnet in Leiden, weit weg! Im Haag, in Amsterdam kann man lange spazieren gehen, bis dergleichen auf der Straße begegnet. Und solche Briefe werden hier auch nicht geschrieben; in Amsterdam nun schon gar nicht!

Am nächsten Abend soll Heugens den Prinzen auf seinem Ausgang begleiten. Er muß eine Weile warten; und da ihm die Zeit lang wird, überzeugt er sich davon, daß er Marias Brief nun schon völlig auswendig weiß.

Nach ein paar Tagen hat er herausgefunden, daß ihn demnächst eine Dienstreise auch nach Leiden nötigen wird. Eine noch nicht ganz verheilte Fußverletzung verbietet ihm zwar das Reiten und wird ihn zu einer höchst langweiligen Wagenfahrerei zwingen. Aber er denkt trotzdem dieser Reise nicht unwillig entgegen.

Schließlich stellt es sich heraus, daß er eigentlich nirgends andershin zu fahren braucht, als nur nach Leiden. Und wie er über die endlos langen Landstraßen dahinrattert, immer zwischen Wiesen, immer zwischen Wiesen, den Horizont gespickt mit Pappeln und Windmühlen in erbarmunglosem Einerlei — da versucht er sich vorzustellen, wie sie wohl vor ihn hintreten wird, diese merkwürdige von Reigersberg. Es gelingt ihm nicht recht. Nur das weiß er: ganz anders als die Fräulein und jungen Frauen von Amsterdam, die alle so fett-rundlich und frischgescheuert aussehen. Ein Edamer Käse wollte sich einst in einen blühenden Rosenstrauch verwandeln; aber er wußte den Zaubervers nicht mehr richtig — da kam bloß das Mädchen von Amsterdam zustande.

Sie muß sehr jung sein; Grotius selbst ist ja keineswegs alt. Und sicher hat sie etwas sehr Straffes, Soldatisches in ihrem

Auftreten. Wenn sie sich bewegt, scheint ein Blitzstrahl über sie hinzugleiten; etwa, wie wenn eine Schwadron auf Kommando präsentiert. Gewiß reitet sie, wie der Satan ... und ein Knöchelbruch ist doch die abgeschmackteste Sache von der Welt!

In Leiden sind die aufgetragenen Geschäfte merkwürdig rasch erledigt. Und jetzt? Hinzugehen ist ja einfach. Aber was soll man da sagen? Was soll eigentlich überhaupt dabei herauskommen? — Das hätte man nun lieber auf der Fahrt schon überlegen sollen.

Indes, er läßt sich im Hause des Staatenanwaltes anmelden. Man führt ihn in einen hohen, fast ganz leeren, aber keineswegs kahlen Raum. Säulenpaare stehen sich an den Langseiten gegenüber; dazwischen Nischen mit weißen Bildsäulen. Das Licht fällt hoch und gesammelt ein — das ist die Bühne für Maria von Reigersberg, denkt der verwegene, junge Gast. Da alles seinen Vorstellungen so genau entspricht, fühlt er sich bedeutend freier und sicherer, als vor seinem Eintritt. Es ist eben eine Begabung, die Dinge und Menschen von vornherein richtig zu durchschauen ... eine höchst wertvolle Begabung — das Fundamentum aller Staatskunst ...

Aber Heugens kommt nicht weiter in seiner zuversichtlichen Betrachtung. Maria Grotius steht vor ihm: nur mittelgroß, rundlich, fast ein wenig fett, von blasser Farbe — und bei alledem auch nichts weniger als jugendlich — vielleicht älter als Grotius, sicher doppelt so alt als Heugens.

Dies ist zuviel für den seltsamen Anbeter. Alle seine häßlichen Anwandlungen und Machtgefühle sind wie weggeblasen. Nur so rasch wie möglich zu Ende kommen mit diesem kläglichen Besuch!

„Ich diene der bedauerlichen Pflicht, an der Untersuchung gegen Herrn Grotius mitzuarbeiten. Die Höflichkeit gebietet mir, mich Ihnen, gnädige Frau, mit schicklicher Gelegenheit vorzustellen" — herzlos und elegant, einfach untadelig! Maria blickt ihren Gast eine ganze Weile an — etwas unverschämt musternd, findet der — bevor sie antwortet.

„Ich danke Ihnen sehr. Es ist uns freilich von hoher Bedeutung, zu wissen, daß am Richtertische auch so junge Leute sitzen" —

So. Das ist der Gipfel. Heugens hat das Gefühl, er müsse hintenüberfallen . . . aber Maria fährt fort: „Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie glücklich mich das macht! Wo die begeisterungfrohe Jugend urteilt, da ist sicher Gerechtigkeit. Man redet immer von der größeren Einsicht des Alters. Sie wird reichlich aufgewogen durch seine größere Verderbtheit, sei sie auch ungewollt, ja unbewußt. Jedes Jahr schlingt um uns einen neuen Spinnenfaden, der unsere Herzen matter schlagen macht, unsere Hände lähmt, unsere Augen verschleiert. Je älter der Richter, desto schwerer seine Mühe, vorerst sein eigenes Herz rein zu machen. Je mehr Jugend hinter dem grünen Tuch, um desto mehr Hoffnung auf Recht."

Sie ergreift seine Hand und führt ihn zum Kamin. Dort sitzen sie einander gegenüber, und so einfältig ist Herr Heugens ja nicht, daß er nicht trotz erster Enttäuschung und plötzlicher, neuer Entzücktheit seine Worte fände, nun, da Marias erste, lange Ansprache ihm Zeit gab, sich zusammenzunehmen. Mehr und mehr ist die Rede bei ihm, und fast nur durch ihren ruhigen, zustimmenden Blick, kaum noch durch kurze Bemerkungen, ermutigt die merkwürdige Frau den guten Jungen, seinem Herzen Luft zu machen und — diesmal wirklich — ein Erlebnis zu haben, seine Erfahrung zu bereichern und sein Verständnis zu schärfen.

Die Zeit vergeht ihm sehr, sehr rasch; und Heugens möchte das Glück, vertrauen zu dürfen, mit beiden Händen festhalten. Aber er möchte auch seine Freude zeigen. Er beklagt sein Mißgeschick, das ihn auf die oranische Seite gestellt habe; bekennt seine Unentschlossenheit, ob er dem Prinzen den Rücken kehren solle oder nicht. Ein Überläufer sei doch immer ein Schuft. Freilich, ein ganz eherner Held würde vielleicht sogar im Lager des Prinzen selbst, mit allen Listen des Kundschafters, das Spiel der Freiheit führen.

Aber hier fährt Maria aus ihrer überlegenen Ruhe hoch wie eine Rakete. Sie schilt; sie macht ihn herunter wie einen Apfeldieb. So ein verzwicktes Heldentum — das sei Jungenphantasie und Zigeunergröße! Wenn dergleichen in ihm stecke, werde sie sich freilich vor ihm hüten müssen. Aber sie glaube gar nicht, daß das sein wirkliches Wesen sei. Und dazu habe man ja seine Freunde, daß man sich von ihnen je und dann einmal die allzu üppigen Wucherungen stutzen lassen könne: „Tun Sie auf Ihrem Platz Ihre Pflicht, Herr Konstantin; dienen Sie dem Prinzen und den sieben Provinzen so redlich und so angestrengt Sie können — nur das heißt vollendetes Menschentum. Etwas anderes wollen wir, an unserer Stelle, auch nicht" . . .

8.



Bei der Abreise von Leiden begibt sich unmittelbar vor dem Tor der Stadt ein kleines Mißgeschick: ein Achsenbruch an Heugens' Reisewagen. Aber neben der unvermeidlichen Mühle steht auch eine Schmiede am Wege; so wird der Schaden bald behoben sein.

Heugens tritt indes an eins der kleinen Bürgerhäuser heran, die Straße und Kanal hier draußen noch eine Strecke weit begleiten. Das auch jetzt, im Spätherbst, noch festlich prangende Gärtchen lockt ihn; er will es gern von dem Blickpunkt aus bewundern, für den es geschaffen ist. Wie er so auf dem Bänklein an der Hauswand sitzt, dem wonnigen Gefühl hingegeben, wie das edle Erlebnis ihm mehr und mehr ins Geblüt dringt — so tritt ein zwölfjähriges Kind heran, ersichtlich der Sohn des Hauses, und bringt ihm ungerufen ein Glas Milch. Heugens nimmt es dankbar entgegen und beginnt sich mit dem Knaben zu unterhalten. Sie sprechen vom Garten, und das Verständnis des Kindes für das kleine Paradies, das ihm doch alltäglich sein muß, ist überraschend. Der Junge erzählt, sein Vater habe ihm einen Silberstift geschenkt. Die Mühle und die Kähne auf dem

Kanal könne man gut damit erzählen. Aber die Blumen ganz und gar nicht. Und bei dem „schönen Dunkel mit den Funken" habe er sich schier zu Tode gequält; es sei aber nichts daraus geworden.

Heugens verwundert sich über das „schöne Dunkel mit den Funken" und will es sich zeigen lassen. Da führt ihn der Knabe, etwa hundert Schritt weit, in einen Hof zwischen den ärmlichen, eng bewohnten Häuschen. Der Boden ist ungleich gepflastert, von Rinnsalen zerrissen; altes Gerümpel, zerbrochene Stühle liegen da herum. Zur Seite sitzt vor einem verfallenen Backhause eine Frau, die einen kleinen Hund absucht. Weiter hinten bildet ein schräges Dach einen niedrigen, offenen Schuppen, halb Werkstatt, halb Karrenstand. Hier, inmitten von Dunkelheit und phantastischem Durcheinander, arbeitet ein Scherenschleifer, gleichmütig tretend, über den Drehstein gebückt. Die Funken, die von der Klinge absprühen, geben auf den vorgestreckten Gesichtern des ehrfurchtvoll zuschauenden Kinderkreises ein rasch verhuschendes, stets erneutes Licht. Und Heugens selbst blickt all dem zu, gefesselt und vollauf beschäftigt, bis sein Fuhrwerk wieder hergestellt ist. Der Name des kleinen Funkenfreundes — man fragt Kinder ja stets nach ihrem Namen — ist: Rembrandt Hermannssohn.

9.

icht hinterm Deich von Vlissingen liegen die Seilerbahnen, die dem Welthandelshause der Gebrüder Lampsen gehören. Die steile Innenböschung reckt sich als grüne Mauer hoch auf, damit die kleinen Lehrlinge, die stundenlang neben dem Drehpfosten hocken und das Rad bewegen müssen, niemals einen Blick von der stumpfsinnigen Arbeit weg auf das Meer hinaus verlieren können, das sie doch unablässig klatschen oder auch krachen hören. Nur, wenn die Gesellen, des ewigen Krebsganges müde, „fünfzehn machen" —

und das geschieht öfter als gerade nur nach der fünfzehnten Runde — dann sind auch die Jungen frei; und Michel ist im Sprung die schräge Wand hinauf. Aber da oben bezwingt er sogleich die rasche Bewegung, steckt die Hände in die Taschen, pflanzt sich seebärenmäßig hin und ist angestrengt beflissen, seine zwölfjährige Jugendlichkeit zu vergessen und sich wie eine gewichtige Teerjacke vorzukommen.

Manchmal wird er von den Gesellen auf Botengänge ausgeschickt. Die lassen sich meist recht gut mit einer längeren oder kürzeren Deichwanderung verbinden, und wenn er nur unten im Lande recht flink gewesen ist, so darf er wohl einmal beim Anblick der grauen, atmenden Weite eine Viertelstunde dreingeben und nach den Segeln schauen ...

Jetzt ist Mittagpause, und Michels Deichbeschäftigung ist ganz vorwurffrei. Dennoch wagt es ein Stadtmann, der gewiß nichts hier oben zu suchen hat und selber müßig geht, den Jungen wegen seines Zeitverderbes zur Rede zu stellen.

Michel denkt an die Schulinspektoren, die von Zeit zu Zeit sein Bedenken erregten, als ihn der Bakelmeister noch nicht außenbords getan hatte. Damals wurde über vieles geklagt und gescholten. Es ergab sich, daß die Welt im allgemeinen schlecht war, und Michel ganz besonders. „Warum bist du eigentlich so gottlos faul? Du bist doch nicht dumm, bist gesund und kräftig." So ähnlich war es also auch jetzt wieder gedacht. — Michel tut, als stände er ganz allein in der Seebrise und pfeift sich eins. Laß den Alten reden!

Aber der ist nicht so nervös wie die Schulherren. Er sieht sich den Burschen ruhig an und wartet auf Antwort. Er wartet ganz lange, und dies ist denn doch unbequem. Einfach weggehen? Das sähe wirklich schuljungenmäßig aus. Michel muß sich endlich entschließen, den Mund aufzutun.

„Meine Arbeit dürfte sich Ihrer Beurteilung entziehen", sagt der Junge.

„Zum Kuckuck, was der Bengel reden kann! Ja, wenn du nicht Seilerlehrling wärest!" Die Wergflocken am Jackenärmel haben ihn verraten. Das empfindet er als peinlich und wird rot.

„Das — das tut nichts zur Sache."

„Meinst du? Nun, dann will ich dir verraten, daß wir beide sozusagen Kollegen sind. Ich habe die Lohnbücher für diese Seilerei in Ordnung zu halten."

Eine gewisse Berechtigung, sich um den Betrieb zu kümmern, muß Michel daraufhin zugestehen.

„So. — Aber jetzt ist Backen und Banken ausgesungen", sagt er, und will, da nun alles in Ordnung ist, würdig davonschlendern.

Der Alte hält ihn fest:

„Das geht hier ja mächtig seemännisch her — sehr schön! Und warum bist du nicht zum Schaffen angetreten?"

Das gefällt dem Kleinen sehr gut, daß der andere so manierlich auf seine Redeweise eingeht. Kindliches Vertrauen und ein gewisses Wichtigkeitgefühl erfüllen ihn plötzlich ganz. „Mutter ist krank," antwortet er, „und die Kinder futtern allein gerade genug."

„Hast du denn keinen Hunger?"

„Das schon. Aber ich sage, der Altgesell gibt mir ab. Und abends ist ja immer noch etwas für mich da."

„Aha. Und während die anderen essen, hütest du die Krokodile und Walfische?"

„Krokodile gibt es hier nicht, und Wale kommen höchstens im Winter." — Der Alte ist doch nicht so gebildet, wie Michel einen Augenblick geglaubt hat. Ein Kontorschreiber! Es ist doch wohl besser, das Gespräch zu beenden.

Aber der gute Mann ist nicht nur unwissend, sondern auch neugierig.

„Redet ihr bei eurer Seilerei immer so maatenmäßig?"

„Die andern nicht. Aber wenn man immer mit Schot und Fall zu tun hat!" Der Blick, den der Junge dabei über das weite Wasser sendet, würde auch einem geringeren Menschenkenner mehr als genug verraten.

„Hör mal, möchtest du vielleicht zur See gehen, mein Kleiner?"

Aber darauf antwortet das Kind nicht mehr, sondern läuft in großen Sprüngen den Deich hinunter und versteckt sich zwischen den Tauschuppen . . .

Nach einigen Tagen wird Michel in die Lohnstube gerufen. Der Oberschreiber teilt ihm mit, daß kommenden Sonnabend ein Lampsenschiff nach der Goldküste segelt. — Das weiß Michel schon so. — Ob er als Hochbootsmannjunge anmustern wolle? — Wenn er aber wiederkomme und noch einmal die Ehre habe, mit dem Herrn Chef zu reden, möge er sich gefälligst etwas ehrerbietiger betragen.

So kommt Michel de Reuter an Bord.

10.



Den ganzen Winter hindurch bleiben die Dinge um Oldenbarnevelt wie sie sind. Der große Prozeß kommt nicht vom Fleck; und die drei Gefangenen werden noch immer im Haag festgehalten. Weder sie selbst noch ihre Familien zweifeln an dem schließlichen Freispruch.

Indessen — auch dem Generalkapitän dauert die Sache zu lange. Ihm liegt vor allem daran, daß den Oranischen in irgendeiner Form öffentliche Billigung zugesprochen werde. Wären dadurch die Staatischen herabgestimmt, so würde er herzlich gern die Angeklagten begnadigen, auch den Landesanwalt. Dazu ist eins von zweien erforderlich: entweder die Verurteilung oder ein Schuldzugeständnis Oldenbarnevelts.

Am Vorabend des Maifestes reitet der Prinz zufällig an der Amsterdamer Börse vorüber, als diese gerade geschlossen wird. Im Bürgergedränge erblickt er einen Schwiegersohn des Landesanwalts, Herrn von der Meile. Er winkt ihn zu sich heran, steigt ab und begrüßt Herrn von der Meile, obwohl dieser ihm als scharfer Gegner bekannt ist, mit freundlichem Handschlag. Er spricht es aus, wie sehr es ihn freuen würde, wenn auch Oldenbarnevelts Familie den morgigen Frühlingtag fröhlich mit-

feiern könnte, ohne Besorgnis vor einem bösen Ende des leidigen Handels. Von der Meile möchte sich doch noch einmal mit den Seinen beraten, ob sie nicht für ihren alten Großvater Begnadigung erbitten wollten. Er, der Prinz, würde sofort mit Vergnügen zustimmen, wenn auch der Alte selbst mit bekannter Hartnäckigkeit, die man ihm in Gottes Namen zu gute halten wolle, von Gnade nichts hören möge. Schließlich bittet der Prinz, ihn noch heute wissen zu lassen, was die Familie beschlossen habe, nimmt dem Leibjäger die Zügel wieder ab, tritt in den Bügel, den drei, vier Tagelöhnerhände eifrig ergriffen haben, und reitet weiter, von der Meile und den rasch herbeigeströmten Kreis gütig grüßend.

Alle sind von dem liebenswürdigen Wesen des gewöhnlich eher finsteren Prinzen sehr angetan. Man rät Herrn von der Meile dringend, endlich vom Eigensinn abzustehen und das Angebot anzunehmen. Der selbst sieht nun doch keine andere Möglichkeit mehr und eilt nach dem Hause des Landesanwalts, um dort mit seiner Schwiegermutter, mit seiner Gattin und seinen Schwagersleuten den gültigen Entschluß zu fassen.

Aber die betagte Frau Barnevelt lehnt es ohne weiteres ab, auf das Angebot des Prinzen einzugehen. Sie kennt den Alten und weiß, daß sie ihm nichts Schlimmeres antun könnte, als durch ein Gnadengesuch sein Verschulden anzuerkennen. Ihre Töchter weinen und bitten; sie wollen nicht begreifen, daß es nötig sei, die Leiden ihres Vaters zu verlängern und ihren eigenen Familien noch weiterhin dies unwürdige Leben unter der Wolke zuzumuten. Ihren Enkelkindern möge die alte Frau doch wenigstens den Maibaum und das bischen Frohsinn gönnen.

„Bei Gott, meine Enkelkinder!" ruft die Großmutter aus. Sie winkt das Jüngste heran, stellt es auf ihren Schoß und fragt:

„Nun, Hänschen, sag einmal — was ist Großvater"?

„Unschuldig! Unschuldig!" jauchzt das Kleine und klatscht in die Hände. Halb im Spaß, halb zur Bekräftigung des heiligsten Familiengedankens hat man ihm dies Fragespiel angewöhnt.

„Jawohl, unschuldig," sagt die Großmutter, „und ich will das nicht ändern. Wär' es nicht so — wo sollte euch je wieder Frohsinn herkommen? Und euren Maibaum sollt ihr trotz allem nicht entbehren."

Der Prinz wartet vergebens auf Bescheid vom Hause Oldenbarnevelt. Die Tore seines Stadtschlosses bleiben an diesem Abend eine halbe Stunde länger als gewöhnlich offen, alle Vorderfenster erleuchtet. Aber die Barnevelts beharren bei ihrem Sinne.

Gegen Abend schwimmen auf allen Fleeten Schuten, die frischgeschlagene grüne Bäumchen, meistens Birke und Buche, heranbringen; man legt sie an die Wassertreppen, und Jung und Alt ersteht sich für wenige Pfennige einen grünen Busch. Der wird mit bunten Tüchern und allerlei Flitterwerk behängt und vor der Haustür aufgestellt, als Sinnbild der Maienfreude, die morgen anhebt.

Auch Barnevelts pflanzen ihren Baum — einen rechten Riesen, grün wie die Hoffnung — in ihrer Straße auf; die kleinen Kinder umtanzen ihn jubelnd in der Dämmerung. Aber von der Meile und sein Gegenschwäher schütteln die Köpfe. Die alte Frau Barnevelt tut, als bemerke sie das nicht. Im Hause wird emsig gesotten und gebraten. Die große Fliesendiele wird gefegt und frisch besandet. Weißgedeckte Tische werden überall aufgebaut, mit Körben für das Backwerk und mit hellgeputzten Gläsern für den Maiwein, der morgen jedem Eintretenden reichlich geboten werden soll. Alles, als sei nichts zu fürchten, als lebe die Familie in Glück und Frieden. Die Dienstboten der ganzen Straße stehen bis in die Nacht beisammen und begutachten die Zurüstungen in den verschiedenen Häusern. Sie flüstern und blicken bedeutsam hinter sich, wenn von Barnevelts die Rede geht.

Am frühen Morgen beginnt das vergnügte Gedränge. Die Kinder haben das erste Wort, festlich geputzt, beschenkt und durch Erwartung der reichlichen Süßmittel, die im Laufe des Tages noch zu vertilgen sein werden, hoch bei Laune. Allerlei Mummerei

treibt sich umher; der Wintersmann wird an allen Ecken verdroschen. Die Gäste kommen und gehen unaufhörlich. Es hat sich ein Gerücht verbreitet, als sei die Begnadigung schon ausgesprochen; also kommen viele mit doppelt frohen Gesichtern und mit Glückwünschen. Aber die alte Frau wiederholt jedesmal in der gleichen stillen Heiterkeit: „Nein. Gnade brauchen wir nicht". Und auch von den Grotius und Hogerbeets wird es nun bekannt: Begnadigung haben sie rundweg abgelehnt.

Seit dem Waffenstillstand hat sich die Sitte herausgebildet, daß der Statthalter am 1. Mai gegen Mittag durch die Hauptstraßen der Stadt Amsterdam reitet, von den Führern der Generalstaaten und der Staaten von Holland, von seinen Verwandten, von den grade anwesenden Landesanwälten der Provinzen, auch etwa von Amsterdams Bürgermeistern begleitet. Man jubelt Hochrufe auf die Union, auf Heer und Flotte, auf den Statthalter, auf die „königliche" Stadt Amsterdam, das neue Athen — Geld wird unter die Menge geworfen, und allerlei Straferlaß wird verkündigt; aber dies pflegt sich nur auf Raufhändel, gelinden Zollschmuggel, Zechprellerei und ähnliche unterprätorische Verfehlungen zu beziehen.

Auch durch die Straße, an der die Barnevelts wohnen, kam der Prinz sonst geritten. Aber heute nimmt er einen auffälligen Umweg; zu seinen Begleitern soll er gesagt haben: „Sie werden nachgerade unverschämt, der Alte und seine Brut. Mir aber ist des Landes Fried und Ruhe anvertraut." Von der Meile hat es erfahren; und wie am Nachmittag das Fluten der hohen und niederen Gäste auf dem Hausflur ein wenig nachgelassen hat, wagt er noch einmal seinen Vorschlag. Aber die Alte weigert sich noch immer. Sie zeigt durch die offene Tür:

„Wie da der Baum steht, grün und groß, so ist auch Johanns Unschuld und Ehre. Wir wollen sie stehn lassen."

Dem festgehaltenen Großvater haben sie ein Körbchen mit Schmausereien gesendet, dazu einen prächtigen, lichtbelaubten Birkenzweig. Daß sich im Laufe des Tages häufiger und häufiger

allerlei Banden von Hausierern, Nichtstuern, gewerbsmäßigen Krakehlbrüdern und ähnlichen Gesellen vor dem Hause eingefunden haben, davon wird dem Alten nichts berichtet. Denn diese Leutchen haben nicht nur ihre üblichen Maispäße abgesungen, in denen von emsigen Katern vielfach die Rede ist, sondern sie haben auch eine Viertelstunde lang ein heftiges Miauen erschallen lassen und haben allerlei Sprüche von dem alten gefährlichen Kater Hans, daran nur noch das Fell gut sei, Kinderschuhe daraus zu machen, mehr oder weniger durchdringend verlauten lassen. Aber sie sind wieder abgezogen. Und unablässig laufen jetzt die Burschen und Dirnen in langen Reihen untergefaßt die Straße auf und nieder. Sie gröhlen und kreischen, aber nur vor ungeberdiger Lust, nicht aus Bosheit. Die Großmutter hat den ganzen Tag über das milde, festliche Lächeln nicht abgesetzt; auch nicht, als die Katzenmusik schier kein Ende nehmen wollte.

Schließlich hat man die Haustüren verschlossen, die unteren Läden angezogen und sich auf der Diele zum festlichen Nachtmahl niedergesetzt. Nur die — freilich stattliche — Familie und das Gesinde sind noch im Hause. Fast alle sind ziemlich müde, von des Tages Anstrengung, von der schon schwerlastenden Frühluft und wohl auch von der Fülle der Empfindungen. Still und ohne besonderen Eifer nimmt ein Jeder zu sich, was ihm vorgesetzt wird. Man genießt den Abschluß des Tages, wie es die Sitte will, und richtet die Gedanken allmählich wieder auf das nüchterne Morgen. So wird es im Anfange gar nicht bemerkt, daß das Johlen und Singen draußen auf der Straße diesmal schon früh aufgehört hat . . . oder sollte irgend etwas besonderes Ursache sein dieser seltsamen Stille — Grabesstille? Ganz plötzlich kommt Beklemmung über das ganze Haus — so plötzlich und so heftig, daß die Kinder zu weinen beginnen, daß die Gesichter der Erwachsenen sich verzerren, daß niemand auch nur ein leises Wort zu sagen wagt: und jetzt: da hört man es! Draußen geht ein Flüstern, ein Hin- und Hertrippeln, ein Schleifen und Zerren. Von der Meile ermannt sich und will zur Tür gehen. Da bricht

mit fürchterlichem Krach und Geklirr das eine Fenster herein, und der Maibaum saust quer über die Diele, poltert auf den gedeckten Tisch nieder, zerschlägt Geschirr und Stühle, quetscht einem Kinde den Fuß und reißt verschiedenen Gästen blutige Schrammen ins Gesicht. Zugleich hebt draußen das ohrenbetäubende Katzenkonzert von neuem an. Ein paar betrunkene Kerle erscheinen oben im zerbrochenen Fenster, johlen und fuchteln . . .

Doch hat man im Hause rasch nach den umgestürzten Leuchtern gegriffen, den drohenden Brand zu verhüten. Die Kinder und die Frauen sind treppauf geflüchtet. Die Nachtrunde wird am Ende der Straße hörbar und vertreibt durch ihr Erscheinen den lärmenden Pöbel. Die Männer schaffen den Baum wieder aus dem Hause und das zerbrochene Gerät beiseite. Einige beherzte Nachbarn treten herzu und bekunden ehrliche Mitbekümmerung. Freilich, heißt es, der Prinz ist tief erzürnt über soviel Starrsinn und Vermessenheit.

II.



Auch die Richter fühlen sich herausgefordert. Der Prozeß rückt jetzt rasch vorwärts, und schon nach wenigen Tagen ist es den Nächstbeteiligten nicht mehr zweifelhaft, daß man Oldenbarnevelt des Landesverrats schuldig befinden und zum Tode verurteilen wird. Von verschiedenen Seiten kommen Bitten und Vorstellungen an den Prinzen, er solle das Verfahren auch ohne Gnadengesuch niederschlagen, oder doch wenigstens die Todesstrafe nicht vollstrecken lassen. Aber Moritz zieht sich jetzt ganz hinter den Richterspruch, wie immer er fallen wird, zurück; und gibt gerade dadurch zu erkennen, daß die Befürchtungen, Oranien möchte einen Thron über den Niederlanden aufrichten, für seine Person doch wohl verfrüht sind.

Endlich sind die zwei „Zeugen" gefunden: sie haben „in einer gewissen Herberge" einen Mann, der „ohne Zweifel" ein An-

hänger Oldenbarnevelts war, sagen hören, die Staaten sollten mit der Söldneranwerbung auf eigene Faust und Kosten nur ja nicht aufhören — dann „würden sie den Prinzen schon kriegen". Darauf muß man fußen. Eine andere Aussage — Oldenbarnevelt habe vor elf Jahren, noch vor Abschluß des Waffenstillstandes, einmal geäußert, das beste Mittel, den schier ewigen spanischen Krieg rasch zu beenden, sei natürlich die Unterwerfung unter das Haus Habsburg — ist denn doch gar zu windig; und überdies kann der Zeuge, der sie vorbringt, wegen nachweislicher Voreingenommenheit gegen den Angeklagten gar nicht vereidigt werden. Darüber, daß dem Landesanwalt vor vielen Jahren einmal vom Feinde ein größeres Geldgeschenk angeboten sei, müssen die Richter selbst die Achseln zucken. Angeboten — ja; der Landesanwalt hat sich dessen selbst gerühmt.

Doch eine düstere, von verhaltenem Überdruß zänkisch geladene Sonntagnachmittagsitzung bringt endlich die Stimmenmehrheit für das Todesurteil.

Die Vollstreckung wird auf den nächsten Morgen anberaumt. Der Angeklagte und der Prinz erhalten sofort Nachricht.

Oldenbarnevelt, der ungebeugte Greis, Herr bis zum letzten Augenblick, ist mehr erstaunt und entrüstet als verzagt.

Er verbringt den Abend und die Nacht mit der Abfassung eines Abschiedbriefes an die Seinen und in langen Staatsgesprächen mit dem remonstrantischen Prediger Waläus, der ihm die letzten Stunden überstehen hilft. Waläus ist bereit, noch einen Gang zum Prinzen zu wagen. Ob er nicht, da nun das Urteil unabänderlich sei, doch noch um Begnadigung bitten solle, fragt er den Alten.

„Das nicht! Nur nichts von Gnade!" ruft Oldenbarnevelt, „aber wenn er meint, ich sei ihm selbst irgendwie zunahe getreten — dafür will ich ihn gern vor meinem Ende um Verzeihung bitten. Und meine Kinder soll er nicht unglücklich machen!"

Waläus kommt zum Prinzen und findet ihn gerührt und freundlich. Er hat den Landesanwalt stets geliebt; es tut ihm

leid, daß sie einander hätten entgegen sein müssen. Oldenbarnevelt hat ihm das Heer abwendig machen wollen und hat ihn der Kronensucht verdächtigt. Ist es denn erlaubt, ihn, den Prinzen, nicht für einen anständigen Menschen zu halten? Aber als Christ will er persönlich dem Landesanwalt gern verzeihen, auch sich seiner Kinder annehmen, solange sie sich nichts zuschulden kommen lassen. — Wie der Prediger sich entfernen will, ruft der Prinz ihn noch einmal zurück:

„Und von Begnadigung hat er nicht gesprochen?"

Zwischen Kummer und Hoffnung bringt Waläus ein leises „Nein" hervor — und sieht, wie der Prinz sein straffes Gesicht in noch straffere Falten zieht und über ihn hinwegblickt. —

Gegen Morgen wird der Kammerdiener, der angekleidet im Vorzimmer des Prinzen auf einem Sessel schläft, von leisem Klopfen an der Außentür geweckt. Er öffnet und sieht vor sich die Stiefmutter seines Herrn, die Witwe Wilhelms von Nassau. Ob ihr Sohn schon erwacht sei, fragt sie; ob man ihn nicht rufen könne; sie müsse durchaus mit ihm reden. Der Diener bittet die Fürstin, ihm dies zu erlassen. Er sei auf das Schwerste verpflichtet, den Prinzen nicht vor der Zeit zu stören. Zögernd und mit einem tiefen Seufzer geht Luise Coligny mit der Kammerfrau, die das Licht trägt, wieder nach ihren Gemächern. Sie hört weinend auf die Hammerschläge, die im Schloßhof das Schafott bereiten; sie hört die gedämpften Trommeln der herbeiziehenden Truppen.

Wie es gerade hell wird, kommt sie zum zweitenmal. Jetzt trifft sie nur einen Pagen im Vorzimmer; denn der Kammerdiener ist eben damit beschäftigt, den Prinzen anzukleiden. Die geängstigte Frau, die auch den Pagen nicht veranlassen kann, sie anzumelden, spricht eindringlich und aufgeregt, sodaß der Prinz durch die Tür hindurch fragt, was es gäbe. Als er erfährt, wer ihn zu sprechen wünscht, läßt er bitten, die Prinzessinwitwe möge ihn in ihren Zimmern erwarten. Er werde sich alsbald zu ihr begeben. — Aber sie erwartet ihn an diesem Morgen vergebens.

12.



Ein Maimorgen. Ein Wochenanfang. Endlos, die lange Anklage- und Urteilschrift! — Nun, Gott sei gedankt, sie ist verlesen: Geschwätz und Verleumdung. Jetzt nur noch wenige Schritte — durch den Saal — in den Hof. Tausend Augenpaare, die seinen Blick suchen. Auch Freundesaugen. Er beachtet sie nicht mehr. Er geht vorbei, mit den kleinen Schritten des alten Mannes, auf den Arm seines Dieners gestützt, den zurückgelegten Kopf etwas schief gedreht, die Brauen hochgezogen, die Augen halb geschlossen. — Waläus denkt: Hochmut ist d o c h eine Tugend.

Auch, daß er von Weib und Kindern nicht mehr hat Abschied nehmen dürfen, auch das liegt jetzt hinter ihm. Man hat ihn wohl gefragt, ob er sie sehen wolle. Aber die Enttäuschung, seine Bitte abgeschlagen zu sehen, wollte er nicht mehr auf sich nehmen. Daß auch die Seinen um ein letztes Wiedersehen gebeten hatten, und daß es ihnen bereits bewilligt war, das verschwieg man ihm; und seine Familie erfuhr nur, er halte es für besser, den Abschied zu vermeiden.

Auf dem Gerüst hilft ihm der treue Franken die braune Decke, die seine schwarze Feierkleidung einhüllt, abzulegen. In atemlosem Schweigen aller hört man ihn beten, und hört bis in die letzten Ecken des Hofes seinen lauten Ausruf: „Männer, glaubt nicht, daß ich ein Landesverräter bin.“ Dann will er hinknien; aber er steht nach Süden, die Sonne blendet ihn. Er wendet sich um, zieht im Niederknien hastig die Samtmütze über die Augen, bittet, es kurz zu machen .... da fällt das Schwert.

Die Geschichte wird sagen: „Er ist gestorben, wie er gelebt hatte, unerschütterlich in seiner Überzeugung, beharrlich und imponierend bis ans Ende.“

13.


Hogerbeets und Grotius sind beide zu lebenslänglicher Haft verurteilt. Sie erwarten auf Schloß Löwenstein den Tag, der ihnen, so oder so, Befreiung bringt. Grotius gefaßt und heiter; Hogerbeets ungeduldig, oft in heftiger Wut, in Klagen und Groll. — Und Maria? Es gelingt ihr, den Gatten in einer Bücherkiste aus dem Schlosse herauszuholen und mit ihm in die weite Welt zu reisen. Die ist überall lachend und schön und voller Weisheit.

Ledenbergs Leichnam hat man einbalsamiert und bereitgehalten; auch er soll sein Urteil empfangen. Es besagt, der Tote sei an den Galgen zu knüpfen und dann — nach hinlänglich warnender Schaustellung — den Angehörigen auszuliefern. So geschieht es.

Die Soldaten, die während dreier Nächte den Köppelberg mit dem Dreibein zu bewachen hatten, erzählen, an jedem Abend sei ein vornehm gekleidetes, sonderlich schlankes Frauenwesen, dicht verschleiert, auf sie und den üblen Platz zugeschritten, so eilig und entschieden, daß es sie jedesmal von neuem gegraut habe. Übrigens habe die Fremde keinerlei Ungehörigkeit vorgenommen, vielmehr nur einer Bildsäule gleich dagestanden und auf den Toten hingeblickt. Jedesmal habe das seltsame Geschehen die Wächter unwiderstehlich eingeschläfert, doch nur für eine kurze Weile. Beim Erwachen hätten sie alles in gehöriger Ordnung vorgefunden.

14.



Im Laufe des Sommers erlebt Moritz eine Begegnung, die ihn selbst, trotz des abgeschmackten Herganges, bedeutsam dünkt.

Während einiger Julitage hat ein Gewitter über der Nordsee gestanden. Es ist von Zeit zu Zeit herangerückt, hat an der Küste haltgemacht, ist zurückgewichen, um nach Ablauf einiger Stunden wieder aus nächster Nähe zu leuchten und zu murren. Die Schwüle im Lande ist unerträglich. Die aufreizende und zugleich lähmende Luftspannung hindert tags die Arbeit und nachts den Schlaf. Im Halbwachen hin und herwühlend fühlt sich der Prinz plötzlich gezwungen, stark und innig an seinen Vater zu denken. Er merkt, daß er sich seiner Gestalt nicht mehr völlig entsinnen kann, bemüht sich, das teure Bild wieder voll und farbig vor Augen zu haben, wird dabei ganz wach, beinah frisch, und entschließt sich, aufzustehen. In weichbesohlten Schuhen, kaum bekleidet, wandert er allein durch Gänge und Gemächer, hin zu dem berühmten Bildnis, das seines Vaters Gestalt und Züge der Nachwelt festhielt, noch eben bevor der Mordstahl von Delft das Heldenleben endete. Das Bild hängt im „Rittersaal", dem größten Festraum des Hauses, wo gegenwärtig für feierliche Sitzungen ein mit silbernen Leuchtern und kostbarem Schreibgerät besetzter Staatstisch aufgestellt ist.

Der Prinz entzündet ein paar Kerzen, hebt den Leuchter hoch über sein Haupt und betrachtet lange das schöne, stille Bild, das ihn aus schweigsam-beredten Augen freundlich anblickt. —

In der nächsten Nacht — immer noch gewitterfeucht und schlummerlos — dünkt es ihn, die gestrige Dunkelwanderung habe ihn erfrischt und zu kräftigem Schlaf fähig gemacht. Er beschließt, das Unternehmen zu wiederholen. Aber — mag nun die geladene Luft, seine innere Zerstreutheit, eine beschwerliche Nachtspeise oder was immer die Ursache sein — noch ehe der Prinz den Rittersaal erreicht, befällt ihn eine unerklärliche Angst.

Er sieht in den dunklen Zimmerecken Gestalten und Gespenster wie ein kleines Kind; er schrickt beim zufälligen Krachen der Dielen verbrecherhaft zusammen; er leidet förmlich unter der Unhörbarkeit seiner Tritte, gleich als wäre er sich selbst unheimlich und gefährlich — kurz: zitternd und fröstelnd findet er sich wieder an seinem Bette, ohne den beabsichtigten Rundgang ausgeführt zu haben.

In der dritten Nacht schläft der Prinz fest. Aber genau zu der nun schon bekannten Stunde erwacht er frisch, völlig bei Laune. Heut soll mich niemand in meinem eigenen Hause fürchten machen, denkt er zuversichtlich; erhebt sich wieder, läßt den Kammerdiener im Vorzimmer und begibt sich zum drittenmal auf die Wanderung.

Wirklich gelangt er unangefochten bis vor die Tür des Rittersaales, glaubt drinnen ein Geräusch, ja sogar Flüstern zu hören, erschrickt aber durchaus nicht, sondern fühlt sich nur veranlaßt, die Tür sehr leise und behutsam zu öffnen — — — und wirklich: beim Schein eines fast ganz zugeblendeten Laternchens ist ein altes Weib soeben im Begriff, einen sperrig vollgestopften Sack, der aber nicht sehr schwer zu sein scheint, zum Fenster hinauszureichen. Im Sprung ist der Prinz bei ihr, erwischt gerade noch die Beute — das Silberzeug vom Tische, wie wohl zu ahnen war — und hält die Alte fest. Draußen knacken und brechen die Büsche, verhallt ein gejagtes Laufen.

Der Prinz besieht sich die Zigeunerin von allen Seiten und muß schließlich lächeln über das nichtswürdige Stück Elend da vor ihm. Die Alte fängt an zu winseln, aber der Prinz bringt sie schnell zum Schweigen. Halbtot vor Angst wartet das Weib auf irgendeine entsetzliche, augenblickliche Strafe. Der Prinz heißt sie den Sack wieder ausleeren und alle Gegenstände genau so wieder aufbauen, wie sie sie vorgefunden. Aschgrau und schlotternd gehorcht die Unglückliche, immer noch darauf gefaßt, blitzplötzlich eine Klinge in der Kehle oder eine Kugel zwischen den Rippen zu fühlen. Wie sie ihre Aufgabe beendet hat, spricht Moritz:

„Natürlich prophezeist du, wie alle Hexen. Davon will ich nichts wissen. Aber wenn du mir eine einzige Frage vernünftig beantworten kannst, magst du laufen. — Statthalter bin ich. Wessen? Das sag mir, wenn du kannst."

Die Alte macht keinerlei Umschweif, demütige Anrede oder dergleichen, sondern beginnt, verblüffend schnell gefaßt, flott zu erzählen:

„Die Frösche in einem Tümpel wollten einst einen König und quakten solange, bis Gott beschloß, ihnen den Willen zu tun, nur, damit er das leidige Geräusch aus den Ohren los würde. Einen König bekommt ihr nicht; aber dies ist mein Statthalter — rief er hinunter und ließ einen Stein in den Tümpel fallen. Den respektierten alle Frösche gewaltig; denn sie wußten: würden sie sich etwas gegen ihn herausnehmen, so hieße das, Gott selber kränken. Dessen wollten sie sich wohl hüten. Aber, da er sich so hoch angesehen sah, begann der Stein vermessen und hoffärtig zu werden. Hätte mich Gott auch lieber zum König machen können, als bloß zu seinem Statthalter! dachte er. Und Gott, der alle Gedanken weiß wie Wort und Spruch, rief alsbald: ‚Gewährt! Hört, ihr Frösche — nicht mehr mein Statthalter, sondern euer souveräner König ist der da.' Eine Weile saßen die Frösche und glotzten voll Ehrfurcht und Nachdenken. Dann meinte einer: ‚König? Ei! Ei! Nun wird er sich selbst Geltung schaffen müssen, der gute! Sollte ihm das nicht am Ende beschwerlich werden?' Mit einem wohlgemessenen Satze erhob er sich aus seiner Pfütze und platschte dick und breit mitten auf den König Stein herunter. Was wollte der machen? Alle Frösche rutschen jetzt mit ihren nassen Bäuchen auf ihrem König herum. Es ist ihm gar nicht angenehm."

Der Prinz hat, höchst betroffen, lautlos zugehört. Bei ihren letzten Worten ist die Alte schon zum Fenster hinausgeklettert. Jetzt gleitet sie an Traufe und Mauervorsprung katzenhaft zur Erde und verschwindet im Gebüsch. — Lange steht der Prinz am offenen Fenster und blickt über den schlafenden Garten hin.

Buch der Zwillinge

Reichtum
Heytheusen



15.

reites Deichvorland, nach Norden und Süden unabsehbar weit hingezogen. Im Westen die endlose, matte, bleiige Fläche; sie hebt und senkt sich unausgesetzt in langen, langen Querstreifen; dazu in gleichem Takt ein kurzes Klatschen, wie schwacher Peitschenhieb; und sofort gleitet die machtlos gewordene Welle den flachen Strand wieder meerwärts, und die nächste schiebt sich über sie her. So und immer so, unabänderlich. Auch wenn der Westwind in großen Sätzen heranbockt — der Wellentakt bleibt; nur finsterer atmet die Fläche da draußen.

In riesiger Kurve schwingt sich der Deich vorüber. An seiner weich anhebenden Westböschung weiden Kühe. Zuweilen steigt eine mit ruckartigen Schritten auf die Krone und steht quer über dem Weg, hoch oben vor der Luft. Wunderbar rasch segeln hinter ihr die dicken, dunklen Wolken.

Auf dem Vorland werden Netze gereinigt und geflickt. Hunderte von Fischerfrauen, alte und junge. Manche sitzen platt auf dem Grase, das Garn im Schoß. Andere gehen tiefgebückt hin und her, die Hände am Boden. Ein seltsames Gefühl, sich aufzurichten, das Rückgrat zu strecken, die Arme knacken zu lassen, den Seewind im Gesicht. Das Meer und die unendliche Küste ... Von weither, über die Flut, wie Wind und Segel, eines Tages vielleicht wie heut, kommt Junker Glück, irgendwie.

Die Netze sind lang und breit, und der Wind geht laut. Will eine der Nächsten, weit dahinten, etwas zurufen, die muß kreischen wie eine Möwe. Mit Reden und Kurzweil wird hier nichts geschafft.

Gerade hier sich zu unterhalten, findet Herr von Heytheusen angenehm und zweckmäßig.

Sie kennen ihn. Oft genug kommt er aus der Stadt herüber, pflanzt sich auf den Deich, blickt aufs Meer und seemännisch nach den Wolken; spricht aber kein Wort, weder zu sich selbst,

noch zu dem, der etwa vorübergeht. Zu Abend sitzt er dann im Kruge, schmettert einen gewaltigen Humpen und schweigt immer noch. Die Fischer glauben, er sei ein Beamter der Heringfang-gesellschaft, der sie fast alle verpflichtet sind; und da er durchaus niemandem zunahe tritt, dulden sie ihn. — Daß er Inhaber nicht ganz geringfügiger Gesellschaftanteile ist, ahnen sie nicht.

Man könnte meinen, das sei ein heilloser Schwerenöter, wie er so zwischen den Netzen herumstelzt, vorsichtig tretend, wegen der Garnpflöcke und wegen der häufigen Kuhpasteten. Wunderlich genug, der kleine Mann im schwarzen Wams, mit hohem Hut und langem Stock. Die Frauen lassen sich nichts davon merken; aber sie fühlen alle einen Schimmer von Wohlwollen für ihn; weil sein Gesicht trotz der Seeluft immer recht trübselig ist und graugelb; und weil über seinen strammen Schnauzbart ein paar leiderfahrene, große, runde Kinderaugen hinwegschauen. Die Frauen wundern sich im Stillen über diesen Blick — wenn er sie trifft, und auch wenn er an ihnen vorbeigleitet, wer weiß, in welche Tiefe und Ferne? — Die Jüngeren richten sich auf, wenn er sie anspricht, stellen die Hände in die Seiten und lassen ein paar Minuten lang mit sich reden. Die Alten bleiben sitzen, hantieren weiter und geben ohne aufzusehen Antwort und Bescheid.

Alles, was er wissen will, erfährt Herr von Heytheusen auf seinem Gang zwischen den Netzen. Der letzte Fang war noch besser als der vorige, und der war bei Gott nicht knapp! Zwar stehen die Heringe vor Schottland, und von englischen Segeln wimmelt es jetzt da drüben, wie im Teich von Kaulquabben, und die dreisten Neulinge wollen nicht mehr dulden, daß die Holländer an der britischen Küste auswerfen. Als wäre das nicht von jeher so gewesen! Doch was tut's? Das Meer ist kein Nachttopf — es haben zweie darauf Platz und noch einige daneben. Und der gesalzene Fisch erst, Verkauf und Gewinn — nie so wie eben! — In den Häfen da drüben bekommen freilich die englischen Fischer jetzt immer die besten Liegeplätze, dicht am

Markt, wo früher die Holländer ihre Tonnen abrollten und zu hohen Pyramiden aufstellten. Aber immer noch bringen die ihre Seehundbeutel stramm voll von Schillingen mit nach Hause. —

Nur so weiter! Noch ein paar Jährchen! Noch ein paar Jährchen! denkt Heytheusen.

16.

Feierabend.

Franz Hals, ein Maler von Haarlem, steht im Hof, zwischen Haus und Werkstatt, über eine Messingwanne gebückt, und wäscht seine Pinsel — ein langweiliges, lästiges Geschäft. Etwas verdrossen blickt er an seiner Schulter vorbei nach hinten, wie er in seinem Rücken den forschen Tritt der Frau Lisbeth herankommen hört. Daß er einen Brief in ihrer Hand sieht, hindert ihn gar nicht, zum hundertsten Male festzustellen, daß das Pumpenwasser zum Pinselwaschen viel zu hart sei; es verdoppelt die Mühe und vertrödelt die Zeit. Hätte er anständiges Quellwasser gehabt, wie man es doch jeden Nachmittag für ein paar Pfennige vom Tonnenwagen kaufen kann, so hätte er im Lukaskeller inzwischen gewiß schon dreimal Pasch geworfen, sich erholt und erquickt und das lausige Wassergeld zehnfach wieder in der Tasche. — Indes, seine Frau läßt ihn reden und reicht ihm schweigend den Brief hin. Er zeigt ihr seine nassen Hände: „Mach auf, und laß sehen, was es gibt!“

Das entfaltete Blatt wird ihm vor die Nase gehalten. Zuerst studiert er eine Weile dran herum, grübelt ein bißchen, und weiß nicht, ob süß oder sauer. Zuletzt aber kommt ihm ein gewaltiges Vergnügen. Laut lachend legt er die Pinsel beiseite, trocknet an seiner hauswirtlichen Gattin blauer Küchenschürze die Hände und greift nach dem Sendschreiben:

„Meister Franz Hals zu Haarlem wird durch Wilhelm von Heytheusen zur Einführung dessen indischen Sohnes auf kom-

menden Mittwoch bei Sonnenuntergang freundwilligst eingeladen. — Amstelodami."

„Was das nun wieder für eine Viecherei sein mag!" meint Hals. „Den indischen Sohn will ich ihm wohl glauben; er war ja lange genug drüben. Die schlauen Schwarzen mögen ihm einen prachtvollen Bastard auf den Hals geschickt haben. — Ei was! Nett, daß er an mich denkt, der gute Wilhelm! Will es ihm ebenso halten."

Deswegen eigens nach Amsterdam zu reisen, kommt dem Meister freilich nicht einen Augenblick in den Sinn; und so war es wohl auch nicht gemeint. Franz Hals braucht seine Zeit.



17.



Die Gäste haben sich durch einen langen, niedrigen Torweg hindurchgetastet. Jetzt stehen sie in einem sehr engen Hof, der links und rechts von hohen, altergeschwärzten Planken, hinten und vorn von schmalen Hauswänden, endlos emporgereckt, eingeschlossen ist. Der Blick klettert wie gejagt hinauf zu den spitzen Giebeln, springt von Dach zu Dach die lange Reihe hin und kehrt, müde gehetzt, wieder zurück. Ein heller Wolkenspiegel fängt sich da hoch oben in den Scheiben der Bodenräume und auf den feuchtblanken Dachkanten. Die dichtgereihten, nur von den Fachwerkständern unterbrochenen Fenster der Stockwerke sind so blind und vernachlässigt, daß man wohl Lagerräume und Werkstätten, aber nicht Wohnungen dahinter vermuten kann. In den blechernen Röhren singt das Regenwasser; von den Dachvorsprüngen und Gesimsen tropft regelmäßiger Fall; nebelfeiner Regen stiebt von oben herein. — Mit Witzen und übertriebenem Gelärme, das ist: mit vermummtem Ärger pochen die Gäste an die Haustür, über der kein Licht brennt. Der Klingelzug ist abgerissen. Sie treten die paar Stufen wieder herunter, blicken sich um, suchen hinten und vorn an den Häusern hinauf und hinunter. Nichts.

Steigen von neuem zur Tür hinauf, klopfen, rufen und stampfen mit den Füßen. Kein Erfolg. Nur Regen.

„Wird ihm leid geworden sein, dem sparsamen Herrn", meint einer.

„Pst! Unsinn!" ein anderer — „der Herr Sohn wird eben trocken gelegt; warten wir noch ein Weilchen!"

„J was — ich gehe. Was zuviel ist, ist zuviel."

Indessen, sie entdecken seitwärts unter einem Verschlage, auf Kisten sitzend, ein paar andere Gäste. Denen ist es zuerst ähnlich ergangen. Jetzt beobachten sie stumm belustigt den Ärger der Neuen. Sie treten hervor. Allgemeiner Unwille. Beschluß, abzuziehen. Aber da fällt ein gelber Lichtstreif über den Hof hin; in der bisher vergebens bestürmten Türöffnung, oben auf den Stufen, steht eine Alte mit der Laterne. Sie sagt nichts; aber man nimmt ihr Erscheinen als Aufforderung, einzutreten. Man wird über einen dunklen Flur, an Fässern und Ballen vorbei, zu einer engen, gewundenen Treppe geführt. Dann öffnet sich eine schmale, hohe Tür; und alsbald stehen die Gäste in einem recht stattlichen Vorsaal, der in altertümlichem Geschmack, aber reich und vornehm, ausgestattet ist. Hier ist kein Verfall zu spüren. Alle Kerzen des großen Glasleuchters brennen; und das schöne Licht fällt auf die Kostbarkeiten, die längs der Wände des Raumes auf langen Tischen ausgebreitet sind: golddurchwirkte Seidenstoffe aus Indien, teils noch in Ballen, teils in abgepaßten Tüchern und Schals; morgenländische Teppiche in verschiedenen Größen, mit ihren Fransen; geschnitzte Fratzen und Götter aus Jade und anderem, fremden Gestein; fast mannshohe blaubemalte Vasen mit Drachen und Wolkenbändern und Bambuszweigen; endlich Teller, Teekannen und Tassen und vielerlei rosig buntbeblümtes Porzellangeschirr, wie es die Schiffe aus Indien und von Nippon heranführen; Muscheln, Lackkästen, Bronzetöpfe, goldtauschierte Waffen und noch mancherlei sonst. — Angenehme Wärme macht den Raum trotz seiner seltsamen Einrichtung behaglich.

Die Gäste haben rasch aufgehört zu brummen und zu witzeln. Mit Befriedigung sehen sie sich von soviel Reichtum und Wohlsein umgeben, wie ihnen gemäß ist. Kenneraugen prüfen und schätzen die fremdländischen Kostbarkeiten. Und im Stillen urteilen alle schon ganz anders über den vom Himmel gefallenen indianischen Sohn des Herrn von Heytheusen.

Endlich hört man einen eiligen Schritt, der sich von außen einer der Flügeltüren nähert. Alle blicken erwartungvoll nach dort. Aber das Schrittgeräusch hört auf, die Tür bleibt geschlossen. Als sei der Hausherr stehengeblieben und zögere einzutreten. Neues Befremden.

Auf einmal läßt sich die etwas krähende Stimme Heytheusens begrüßend ganz hinten, im Rücken seiner Gäste, vernehmen. Dort ist er, durch eine Tapetentür, gänzlich unbemerkt, hereingeschlüpft.

Jetzt gibt er sich den Anschein, als sei er überrascht, ja erschreckt, soviele Gäste bei sich zu sehen. Da sie einmal da seien, müßten sie wohl seinen leider nur recht dürftigen Abendimbiß mit ihm teilen. Die Leutchen — es sind Künstler und alte Seebären, auch ein paar schwergediegene Amsterdamer Kaufleute — haben wirklich das Gefühl, sie kämen recht ungelegen; der Hausherr zwinge sich, leidliche Miene zum leidigen Spiel zu machen. Und einige fragen, ob denn ein Irrtum sei? Man habe sie doch eingeladen? Der indianische Sohn — —? Niemand sagt: der junge Herr Heytheusen.

„Jaso! jaso! Mein Sohn." Heytheusen tut, als falle ihm der jetzt erst wieder ein. Vor aller Augen verwandelt er sich auf das Sonderbarste: er knickt in den Knien tief ein, zieht seinen Rücken krumm zusammen, läßt den Kopf hängen und schiebt ihn weit vor, besonders das Kinn — schlenkert merkwürdig mit den lang herabhängenden Armen und fletscht die Zähne. Und wie er so, in befremdlicher Gangart, hurtig auf eine Tür zulatscht, fällt allen das eigentümliche Kleid auf, das der kleine Mann trägt: mehr Uniform oder Livree als sonst etwas, mit großen Auf-

schlägen und allerlei Schnüren und Knöpfen ... aber die Übereinstimmung ist vollendet: Heytheusen führt seinen „Sohn" an der Hand heran; das Paar macht eine wohlgelungene, gemeinsame Verbeugung; und solange sie sich bücken, fiele es allen schwer zu sagen, wer der Vater, wer der Sohn ist. Wie sie sich wieder aufrichten, bleibt die Unterscheidung immerhin unvermeidlich — der Herr Sohn ist nichts anderes als ein wohlgekleideter, gut abgerichteter indischer Affe.

Selbstverständlich nehmen die Gäste das möglichst ernst. Sie begrüßen den jungen Herrn mit großem Redeschwall, laden ihn ein, fragen, ob er bereits in einem Handelhause Stellung gefunden habe, und erklären, daß sie gegebenenfalls nicht abgeneigt seien ...

Aber Heytheusen ist mit diesem Erfolg durchaus unzufrieden. Ganz erbost fragt er, was da denn zu scherzen sei? Ob man nicht einsehen könne, wie bitter nötig die lieben Holländer es hätten, sich mit gutem, frischen Urwaldblut ein wenig wieder aufzujüngen? Und nun folgt eine lange Zornrede über Wohlanstand, Selbstbeherrschung, regelmäßige Denk- und Lebensweise, strenges, klares Handeln und Gewissenhaftigkeit. Das alles sind nämlich für Heytheusen nichts als Laster, menschenunwürdige, volkverderbliche Schmählichkeiten. „Ein Herz hat die Natur dem Menschen in die Brust gesetzt. Kein Mühlwerk mit ödem Hammergeklapper, einstellbar auf drei Gänge. Auch kein philosophisches Lehrbuch mit Da erstens, Da zweitens und Infolgedessen. Auch keinen Klingelbeutel: einen Groschen für mich, einen für meine Frau ... Laßt es los, euer Herz, und gebt ihm freien Weg! Wer es verkümmert mit Kandare und Scheuklappen, der wird ein dürrer Pfahl, ein ledernes Ekel. Unselig sind die Fleißigen; denn sie stehlen sich selbst die Zeit. Unselig sind die Allzuordentlichen; denn gar keine Spannungen und Überraschungen schaffen ihnen schnelleres Blut. Unselig sind die Folgerichtigen; es kommt alles, wie sie es sich gedacht haben — und ihr Denken, das ist auch danach! Unselig sind die Selbstbeherrschten, die allezeit nach

gerechtem Urteil streben; denn zuletzt sind immer sie es, die unter die Füße kommen. Der Spanier ging daher, ernst, würdig, bedachtsam und aller strengen Bußlehren wohl eingedenk. Wo ist er geblieben? Er ist verdorrt wie eine Winterfliege. Niederländer, hütet euch vor den Ernsthaften und Gleichmäßigen! Außen sind sie wie ein wohlverspundetes Faß. Aber inwendig ist das Bier schal und will nicht schäumen. Noch wird gesoffen in Hollands Dörfern, gespielt und gegröhlt, geprügelt und gerammelt — daß es eine Pracht ist. Noch schmettern Hollands Künstler das lachende Fett in goldenen Bergen auf die Leinewand; noch singen unsere Poeten von Schmaus und Tanz und hanebüchener Leidenschaft. Noch haben wir Blut in den Adern und Mark in den Knochen! Es lebe das Fett! Es lebe die Leidenschaft!"

„Und das auf nüchternen Magen" — Schiffskapitän Backfanger, rot und feist, steuert somit auf die Hafeneinfahrt, gerade und sicher, als hätte er schon Landkennung. Und wirklich: drei Paar Flügeltüren öffnen sich in diesem Augenblick; dahinter wird eine lange, glänzende Tafel sichtbar, die mit allem, was einer Herrengesellschaft Stimmung zu geben vermag, überreichlich beladen ist.

Nun wird geschmaust und gebechert.

Der Affe sitzt mit am Tisch und bekommt seinen Anteil wie die andern. Aber rasch genug wird er unmanierlich und lästig. Und Heytheusen „läßt sein Herz los", verzichtet auf Folgerichtigkeit und befreit sich und seine Freunde von der üblen Plage. Er ist nicht der Mann, einen Witz totzuhetzen.

Im Gegenteil! Heytheusen selbst dämpft fürs erste noch einmal die allgemeine Lustigkeit. Er erzählt, wie die letzte Grönlandfahrt ausgegangen ist. Die erste Reise nach dem nördlichen Eismeer brachte reichlichen Gewinn an Robbenfellen, Fischbein, Tran und anderen Polerzeugnissen. Die Schiffer der zweiten Reise erlebten da oben in den höchsten Breiten eine häßliche Begegnung mit Walfängern britischer Flagge. Die hatten die holländische Niederlage erbrochen, Fang- und Lebensmittel an sich genommen,

Ersatz verweigert und schließlich sogar das alleinige Fangrecht in jenen Gegenden für sich in Anspruch genommen. Und bei diesen Verhandlungen hatten sie — wie deutlich beobachtet wurde — bereits ihre Geschütze abgedeckelt!

Heytheusens Gästen ist das neu. Die Künstler sind trotzdem nicht sehr aufmerksam; sie fragen nach Mitternachtsonne, Nordlicht und Eskimoschönheit. Aber die Kaufleute werden verstimmt und die alten Schiffskapitäne wütend. Und Heytheusen hält schon wieder eine Rede, diesmal freilich anders als vorhin. Sehr kurz, sehr sachlich, sehr überzeugend. Das Ende vom Liede ist, daß eine „Nordische Gesellschaft" gegründet wird, der fast alle Anwesenden beitreten. Man beschließt, mit beträchtlichen Geldmitteln eine große Walflotte auszurüsten, sie von gutbestückten Koggen begleiten zu lassen und das Fangfeld im hohen Norden unter allen Umständen zu behaupten. Nicht eine Ablage nur, die im Winter verlassen wird, sondern ein wirkliches Dorf will man gründen, mit Speichern, Trankochereien und allem, was erforderlich ist. Wie das Dorf heißen soll? „Wilhelmsburg" schlägt einer vor, aus Hochachtung für Heytheusen, den Vater des Gedankens. Aber man einigt sich bald auf „Tranburg", und dabei bleibt es.

Und Heytheusen besiegelt die Neugründung mit dem feierlichen Wunsche, es möge auch auf den Eisfeldern, wie in Indiens tropischen Urwäldern, ein Johann Peterssohn Kuhn sich finden lassen, der die niederländische Flagge zu gewaltigen Ehren zu bringen verstehe und die Gesellschaft zu gewaltigen Dividenden.

18.



Zwei Tage und zwei Nächte allein, in Dschungel und Urwald. Jugendtolles Wagnis — geglückt und überstanden. Freilich, das Roß hat arg gelitten.

Das letzte Bambusdickicht hört auf. Da hinten zwischen den Palmen schwebt blauer Rauch über laubbehangenen Hütten. Ganz unten schimmert ein Stück weißer Mauer: die Faktorei. — Ein allzuernst gestrafftes Knabenantlitz wird rasch wieder weich und sorglos. Schön ist die Wildnis! Göttlich das Leben!

Man kann absitzen, das Tier grasen lassen, auf dem Rücken liegen, an allerlei Dinge denken — an das Meer, an die lange Schiffreise, an die nebelversunkene reiche Stadt, an des Vaters Speicher und Lagerplätze, und noch an vieles; auch einmal wieder an den zitternden Gaul, der mitten im Dickicht plötzlich nicht mehr von der Stelle wollte. Wie man der Kreatur die Todesangst an den Ohren ansehen konnte!

Seitlich, vom Fluß herauf, klingt Geplätscher. Eine rufende Mädchenstimme, in süßem, indischem Singsang. Ein ganzer Kicherchor. — Das blendet hell hinein in die allerletzte Dschungelbeklemmung.

Der Junge kriecht durch langes Gras, vorsichtig wie ein Fuchs, klemmt sich zwischen die Luftwurzeln der Mangrove, reckt den Hals und späht hinunter ... umsonst! Das fröhliche Geräusch ist weg, wie untergetaucht. —

Der Junge ist längst wieder zu Hause, in der Ansiedlung. Mitten darin, sicher und wohleingerichtet, das beste Haus auf ganz Java — das ist seine Unterkunft.

Ein ziemlich hohes Bettgestell — darin ausgespannt statt der Matratzen und Decken kühle, weichfedernde Matten. Die gutgebauten Fensterläden geben Luft; aber nicht den geringsten Lichtschein.

Dennoch fährt der Junge aus tiefem Schlaf plötzlich hoch; ist sofort hell bei Sinnen, fühlt eine seltsame Erregung, nicht un-

hold, nicht angstvoll; aber schwer beklemmend. Er schlägt das Mückennetz auseinander, steigt heraus, geht zum Fenster, öffnet den Laden und steht starr, wie bezaubert. Ein Märchenbild im Mondlicht! Eine Zauberei zwischen Palmen!

Ein herrlicher Reitochse, ganz hell, fleckenfrei. Ein feiner, kantiger Kopf. Weitausgeschwungenes, glänzendes Gehörn — regunglos steht das Tier da. Auf seinem Rücken eine junge Inderin; sie blickt unverwandt zum Fenster herüber, auch sie ohne jede Bewegung. Ein stillfreundliches Kindergesicht. Ein straffzart gebauter Körper, im Schatten wie Bronze — Stirn, Nase, Brüste und Schenkel vom Mondstrahl wie mit Silber belegt: das Mädchen ist völlig nackt — eine unfaßliche Erscheinung. Immer noch ernst und an allen Gliedern unbeweglich nickt sie herüber. Der Jüngling stürzt vor, ruft ... aber da erhebt sie warnend die Hand, die kleine Ferse klopft an des Ochsen breite, glatte Seite, und im Schritt, fast lautlos, dennoch mit unbegreiflicher Schnelligkeit ist das Traumstück verschwunden.

Noch eine Weile schwingt das Entzücken weiter, als schwebe die Luft noch immer in den gleichen Ringen. Dann kommt schnell das Gefühl des Erschlaffens, der bodenlosen Enttäuschung. Und Heimweh.

Am anderen Morgen ist die Überlast der Gefühle ganz zerronnen. Früh ist der junge Mann draußen, sucht und findet die Fährte des schönen Tieres, das die Nachtreiterin trug, und folgt den scharfeingeprägten Huftritten. Einzig der Gedanke, wie jemand unbemerkt, bei geschlossenen Toren, in die wohlumzäunte Siedelung einreiten konnte, beschäftigt ihn jetzt. Er findet in einer wenig beachteten Ecke, wo die Soldatenfamilien in geringen Steinhütten wohnen, von hohem Zuckerrohr verdeckt, eine bequeme Lücke im Palisadenzaun, den Pfad geheimer Schmuggelei, die Pforte gefährlicher Gewissenlosigkeit.

Noch am gleichen Tage wird die Bresche sorgsam verbaut. Der Generalgouverneur selbst läßt sich ein paarmal an dieser Stelle sehen. Die Javanen merken, daß ihr Angriffplan verraten ist,

verzichten auf längeres Zögern, und schon die nächste Nacht bringt Kriegsgebrüll, schnell aufflammende Dächer, Flintengeknatter, Hörnersignale, zitternde Fehlpfeile — lang und buntgeflügelt — heißes Dankgefühl, zuversichtliches Vorwärtsstürmen... und einigen das Ende. Der Junge hat im Laufen plötzlich das Gefühl, ihm sei ein Stück Knochen oder eine Fischgräte in den Hals geraten, er glaubt zu reiten... der Gaul scheut... Tiger... da stürzt er vornüber, zerbricht im Fallen den Rohrschaft, der ihm in der Kehle steckt — aber davon weiß er schon nichts mehr.

Am Morgen zeigt es sich, daß der Javanenangriff, trotz der nächtlichen Überrumpelung so überlegen abgewiesen ist, daß man dergleichen kaum noch zu fürchten braucht, solange Strand und Bucht zugänglich bleiben. Und dafür denkt der Gouverneur schon zu sorgen.

Aber er findet, wider allen Befehl, seine kleine Flotte, die draußen zwischen den tausend Inseln und in der Sundastraße das Meer hätte hüten sollen, in die Bucht zusammengescheucht. Er erfährt, daß eine starke englische Schiffsmacht — nicht die königliche, versteht sich — die Ausfahrt blockiert. Daß ein eben fälliger Segler mit wertvoller Waffenladung, auch mit Arzneien und heimischer Nahrung, abgefangen und geraubt ist.

Mithin: fast Verzweifeln! Aber glücklicherweise ist seit wenigen Monaten kein anderer als Johann Kuhn Gouverneur. Der weiß, was zu tun ist. Ohne seine Mannschaft an Ausfälle zu wagen, duldet er es ruhig, daß die Engländer sich mit den Javanen vereinigen, daß sie rund um die kleine Jakatra-Niederlassung herum Schanzen und Batterien anlegen und alle Teufeleien christlicher und heidnischer Kriegskunst zusammen gegen sein Dörfchen loshetzen. Sorgfältig setzt er seine zehn, zwölf Kähne instand, und sobald das geschehen ist, läuft er mit der kleinen Flotte aus, schlägt sich durch die englische Blockade durch und segelt über die Flores- und Bandasee nach Amboina. Denn zwischen den Molukken hat die niederländische Hauptmacht in

diesen Gewässern ihren regelmäßigen Aufenthalt. Die muß gleichfalls gefechtsfertig gemacht werden, und — dann heran!

Inzwischen hat einer der Kaufleute der Faktorei, Peter vom Bruch, zu Jakatra das Kommando. Wie die Flotte abgesegelt ist, nach Osten — und man weiß, daß sie den Gouverneur an Bord hat — beginnen die Stürme von neuem. Aber auch Peter vom Bruch bläst so nachdrücklich zurück, daß Waffenstillstand, fast schon Friedenseinvernehmen, zustande kommt. Es dämmert die Gelegenheit, in persönlicher Einwirkung auf den Javanensultan diesen von den Engländern zu trennen. Peter vom Bruch entschließt sich zu dem Wagnis, geht hinüber in die Eingeborenenstadt, an den Sultanshof ... Aber die englische Einwirkung ist überlegen: Peter vom Bruch wird sofort ergriffen, in Ketten gelegt und mit Triumph vor die Mauern der kleinen niederländischen Festung geführt. Die ist zu Land und zur See lückenlos belagert, von Mangel jederart — auch an Schießzeug — peinlich bedroht; ein kleines Häuflein Niederländer, ein paar treugebliebene Javanen sollen sie, führerlos, gegen die riesige Übermacht halten. Ein Kind kann begreifen, daß das aussichtslos ist ... so, verlangen die Belagerer, solle vom Bruch seinen Leuten die Sache vorstellen. Mit geschlossenen Füßen steht er in Schußweite vor seinem Lager, inmitten der Engländer und Javanen; der Sultan selbst ist zugegen. Die Seinen sehen seine Not und hören seine Stimme. Neben ihm zwei englische Seesoldaten, der eine hält das Ende seiner Fußkette; der andere, zu seiner Rechten, hebt einen funkelnden Kris ... Übergabe soll Peter vom Bruch befehlen, das gebietet der züngelnde Dolch. Und wirklich, er erhebt seine Stimme und redet seinen Landsleuten zu: „Aushalten, Kinder! Aushalten! Bis der Gouverneur kommt! Sonst soll euch ..." Der Engländer will zustoßen. Aber die Javanen, taumelhaft begeistert von solchem Heldenruhm, reißen die englischen Soldaten beiseite, lösen die schmähliche Kette und bezeugen dem Niederländer, überschwänglich und rührend, ihre Verehrung.

Zwar geben sie ihn nicht frei. Aber seine Seelengröße ist in ihren Augen wie zwanzig neue Geschütze in der Festung. Sie greifen wohl noch an; aber es ist, als hätten ihre Finger keinen rechten Schluß mehr. Ihre Lanzen haben keinen Flug. Ihre Pfeile sind krumm geworden und treffen nicht: die Engländer haben keine Freude mehr an diesem Krieg.

Da kommt Peter Kuhn mit der Molukkenflotte. Die englischen Schiffe werden durch die Sundastraße gejagt und verlieren sich in alle Windstrahlen.

Aber auch mit den Javanen muß der Gouverneur abrechnen. Ihre Krieger werden niedergeschossen oder ins Dschungel getrieben. Jakatra wird an allen Ecken in Brand gesteckt. Was darin ist, kommt um.

An seiner Stelle erbauen die Niederländer eine neue Stadt; aber nicht für die Wilden, sondern für sich. Die heißt: Batavia.

19.

Ein kurzer Fluch, der nach Verzweiflung klingt. Der junge Maler greift in den hohl aufgespannten Papierbogen hinein und reißt ihn auseinander. Wirft die Kohle hin. Läßt sich auf einen kissenbelegten Faltstuhl fallen, ein Sinnbild der Zerknirschung.

Das Modell ist entsetzt zusammengefahren; sie starrt aus wasserblauen Augen blöd und in Angst herüber. Der ältere Maler, am Tisch, blättert gleichmütig in seinem Folianten weiter. „Nun, merkst du es jetzt selbst?" fragt er endlich.

„Ach, laß mich zufrieden! Die ganze Malerei ist Unsinn. Blümchen und tote Hasen und lebendige dicke Hausfrauen — das kann man machen! Aber wenn man so einfältig ist, auf das Rauschen im eigenen Herzen zu horchen —. Ist wohl auch besser so. Hohe Gedanken — das kauft ja doch keiner."

Der andere blickt in der Werkstatt seines Freundes herum. Wie das alles sauber ist! Selbst die Unordnung, wie kunstvoll!

„Hohe Gedanken? Weil die Erdkarte da hängt? Ach, ich fange an zu begreifen: die Posaune, der dicke Schmöker mit den Silberschließen, der Ährenkranz, hinter all dem großartig die Karte... Du hast aus Ütrecht mehr Dummheiten mitgebracht, als ich fürchtete."

Der Jüngere ist gereizt. „Hollands Ruhm und Reichtum vor aller Welt ist keine Dummheit, mein Lieber!"

„Bei Gott, nein! Aber das zu malen, so zu malen —. Natur, sag' ich dir, Natur! Alles andere ist Unfug."

„Natur! Wenn ich das höre! — Natur heißt bei uns: glatte Kühe, nasse Wiesen und Windmühlen. Ich will Größe. Groß ist hierzulande das Wollen, das Wagnis ins Weite..."

„Und das Meer."

„Nun ja, das Meer, wenn du willst. Aber ich bin nun einmal kein Schiffchenmaler. Die alten Städte, die Dome — meinetwegen! Das machen Sanredam, Molein, Momper... wahrhaftig, schwungvoll machen sie es und voll hoher Gedanken! Mit denen wirf mich doch bitte nicht in einen Topf!"

„Gojen ist ein großer Künstler."

„In Gottes Namen — der eine! Nein, die Römlinge haben schon recht: die Campagna, die ruhevollen, blauen Ketten dahinter, die schwellenden Berge, das heiße Strahlen... und du selbst, Herkules — du machst auch keine Hundshütten hinter dem Zaun und Torfbauern. Ja, mit Gletschern, mit zackigen Wolkengenossen, damit kann man etwas ausdrücken! Aber hier..."

„Nun hör auf, und komm mit!"

„Jetzt, bei dem Sturm?"

„‚Hollands Ruhm und Reichtum' sind auch nicht in der Stube hochgepäppelt."

Der Jüngere verzieht das Gesicht, aber er geht mit.

Herkules führt ihn strandwärts, dem Nordweststurm entgegen. Schon sind sie am Rande der Düne. Unten ein donnernder Schaumstreifen, wie gejagt das heranlaufende Meer, in formlosen Fetzen schießen die schwarzen Wolken aufwärts.

Einen Augenblick stehen die beiden und staunen. Der junge sagt: „Nun, Herkules — mal das!"

„Unsinn!" Schweigend tritt er ein wenig zurück, prüft scharf, mitten in der grauen, unheimlich wüsten Düne, stellt einen Klappbock auf, drückt den andern darauf nieder und zeigt ihm mit ein paar Handbewegungen das Bildstück: Ein junges, wie zum Zerreißen herumgeschüttelte Eichbäumchen. Daneben drei, vier schräg aneinander gestellte Bretter: der Unterschlupf eines Ziegenjungen am Julimittag. Fahler Sandabhang. Ganz unten ein paar zerlumpte, immerhin bunte Männlein — sie zerren erbärmliches Strandgut durch die Düne.

Die beiden Maler können Hüte und Mäntel kaum halten; bald Regen, bald beißender Hagel trommelt ihnen auf die Hände; aber der junge muß sein Büchlein herausnehmen und zeichnen. Die paar Striche sind rasch gegeben. Aber was sagen sie? — Ein Eichbäumchen, eine Bretterbude, Schnorrer und Strandpiraten — weiter nichts.

Nach einer Weile lächelt Meister Herkules. „Gib her!"

Noch kürzer die Zeit, noch hastiger die Stifthiebe, noch weniger Striche. Aber der andere reißt die Augen auf und staunt schweigend.

Herkules erhebt sich und atmet tief auf. Sein Bildchen zeigt a u c h den jungen Eichbaum: in wütendem Gigantentrotz greift der in den höllischen Himmelslärm hinauf. Sturm und Gewölk splittern vor ihm auseinander; sie suchen ihn zu packen, aber er schüttelt sie ab, wie der Bär die Hunde. Die weite Heide pfeift und johlt. Die See jagt ihr polterndes Krachen herauf, daß die Düne sich duckt und bebt ...

„Hollands Ruhm? Gewiß: a l l e s kann man malen!" sagt Herkules.

20.

ontags ist der Antoniusmarkt von buntscheckigem Getümmel erfüllt; mit Buden, Verkaufskarren, beschirmten Tischen, hochaufgetürmten Körben und Kisten ganz verstellt. Das alte Torhaus am Ende des Marktes erscheint mit seinen zugeblendeten Fenstern und verstopften Schießscharten, mit seinen vielen Kegelspitzen und Schornsteinen noch wuchtiger und düsterer als sonst — als knöpfe es sich, starr aufgereckt, vor dem Ameisengewimmel um seine Füße unfreundlich zu. Tritt man nahe an das alte Gebäude heran, unter das Vordach, das an langen Eisenstangen aufgehängt ist, damit die Lastwagen nicht durch Pfeiler behindert werden, so sieht man freilich die riesigen Türflügel offen stehen und kann in das Innere hineinblicken. Aber da ist es auch finster und keineswegs anheimelnd. Die Stadtwage ist darin untergebracht; denn die ehemalige Torburg steht längst ohne ihren eigentlichen Bausinn mitten in der Stadt. Geschütze, Schiffsanker, allerlei Eisenwerk und schweres Kaufmannsgut wird da gewogen. Oben sind Zunftstuben; dort versammeln sich zuweilen die Wundärzte und Zergliederungkünstler und haben ihre blutigen Beratungen. Das Haus sieht ganz danach aus.

Das Treiben unten auf dem Platze wird davon nicht gestört. Fast nirgends ist das Pflaster mehr zu sehen; so eng drängt sich das Marktwesen zusammen. Eine Ecke ist freundlich und bunt: da gibt es junge Bäumchen, allerlei Gartenpflanzen, auch Blumen, Gemüse, Kohl und Obst zu kaufen. Eine andere Ecke hallt wieder von Gebell, Gekräh und Gekrächze: Hunde und Katzen, Hühner und Tauben und anderes Geflügel, auch wohl Kaninchen, Meerkatzen und Papageien werden dort in Körben und Verschlägen, auf Ringen und Stangen, an Ketten und Stricken feilgehalten. An dritter Stelle fühlt sich der Geruch beschäftigt: zwar nicht von den weißen Eiern, die in Tonnen herumstehen, aber von dem Käse und von den eingesalzenen Fischen daneben. Noch

andernorts haben die Schuster und die Strumpfwirker ihren Stand und die Händler mit alten Kleidern. Denn fast schon hier von der Wage an bis in die Flöhenburg hin erstreckt sich die Judenstadt; und deren Bewohner machen keinen geringen Anteil an Handel und Wandel des Antoniusmarktes. Auch beschränken sie sich nicht auf den Kleidervertrieb: was nur irgend von einer Hand in die andere genommen werden kann, das bringen sie hier auf Karren oder in Kiepen zusammengetragen und schachern damit und scheren ihr Schäfchen. Dabei fehlt es nicht an Kostbarkeiten: sei es eine alte Schweinslederscharteke oder eine lateinische Pergamenturkunde mit vielen Wachssiegeln, wie die Gelehrten und Sammler sie gern kaufen — urväterische silberne Löffel, Leuchter und Becher und allerlei blinkender Schmuck von ehrwürdigem und erbvornehmem Gewicht. — Zwischendurch hat ein Taschenspieler, der die Mägde und Kinder belustigt, seinen Tisch aufgebaut, oder ein Wunderarzt, der seine Pillen und Tränklein austeilt, und den gar zu Dummdreisten hinter einem ausgespannten, mit Heilerfolgen bemalten Tuche diejenigen Zähne ausreißt, die seine Zange am sichersten zu erfassen vermag.

An des alten Chaime Kirchheimer Karrenstand tritt eine junge Dame heran. Eine mit Gemüsekörben behängte Magd folgt ihr. — „Ist nicht kommenden Mittwoch der Geesche Geburttag?" fragt sie. — „Sie hat ihren Kamm auf der Reise zerbrochen. Wir wollen ihr einen neuen schenken; und ein Nähkästchen mit Flickwolle; ihre Strümpfe scheinen mir dessen recht sehr bedürftig." Das Fräulein kennt den alten Kirchheimer schon lange. Den freut es, die Tochter seines Geschäftfreundes und Wohltäters, der jetzt ein mächtiger Admiralitätinspektor ist, zufriedenzustellen, und Gisberta verspricht gern, Herrn Lambert die ergebene Empfehlung des Alten zu hinterbringen.

Wie das Mädchen eben weitergeschritten ist in dem noch immer dichten Gewühl, beginnt es vom Süderkirchturm her zu schlagen. Chaime weiß, wieviel — und zählt gar nicht erst. Und es ist gut,

daß er die Stunde im Kopfe hat. Denn die Uhr der Süderkirche geht vortrefflich und zeigt richtig; aber das Schlagwerk hat noch niemals mit Verstand gezählt, solange es sich hören läßt. Die Süderkirche ist groß, neu und prächtig. Der Turm hat an Säulen und Schnörkeln, Kugeln und Balustraden fast nicht seinesgleichen. Aber er steht im neuen Stadtteil, da ehedem nur die Lümplein und Pfahlbürger zusamt den Juden vor dem Tore gesiedelt haben — recht ein Ort für Katzen und Flöhe, wie er auch den Namen hat. Da ist nun mancherlei selbst am Hause Gottes ein wenig hapernd geblieben; so der Uhrenschlag.

Chaime Kirchheimer weiß, daß es halb sechs ist. Er schiebt die Kasten zusammen, baut das Gestänge ab, verwahrt alles wohl unter dem guten Persenning und dreht die Deichsel unter dem Karren hervor. In einer Viertelstunde wird die Rätelwache vor der Wage aufziehen, und wer mit dem Schlage Sechs nicht mitsamt seinem Kram vom Markte verschwunden ist, wird beim Kragen genommen. Der Kluge verzieht sich beizeiten. Der alte Kirchheimer, gebrechlich wie er ist, will nicht gern im ärgsten Gewühl seinen Karren zerren; und will überdies noch, bevor er nach Hause fährt, auf den Holzhöfen an der Binnenamstel, ganz am Südrande der Judenstadt, ein wenig Brennvorrat aufladen. So zieht er ab.

Das Geschäft war nicht schlecht, wie immer. Und soweit wäre alles schön und gut gewesen. Aber wie er eben auf der engen Antoniusschleuse in die Breitegasse, darin rechts und links die vermögenden Israeliter ihre Häuser haben, einbiegen will, kommt ihm eine mit Säcken nur leicht beladene Schleife vorüber. Der Gaul scheut oder wird übermütig, springt gegen den Karren und drängt ihn zur Seite, bis er richtig mit dem Handfuhrwerk einer Gemüsebäuerin aus Narden, die den gleichen Weg hat, rettunglos ineinandergerät. Im Augenblick verstopft sich die schmale Brückenfahrt. Geschimpf und Gezeter. Die Bauern, und noch mehr ihre Weiber, werden grob und gröber. Chaime zerrt und ruckt an seinem Unglückskarren und verwünscht sich im Stillen

mit schier gottlosen Flüchen. Wäre er doch lieber den andern Weg, zur Schwanenburgbrücke, entlang geschoben! Da wäre sicherlich von Gedränge keine Rede gewesen. Freilich, auf dem Wege dahin, wäre er durch Gassen gekommen, in denen Handels- juden sich selten blicken lassen, und die Jugend hätte ihn wahrscheinlich mit lebhafter Anteilnahme lange begleitet ... nu, auch ein Unglück!

Er unterbricht seine Betrachtungen und will wütend losschimpfen. Aber mit dem ersten Blick sieht er, daß der Mann, der jetzt an seinem Fuhrwerk reißt und schiebt, ihm ehrlich helfen will. Und Chaime ist darüber so erstaunt, daß ihm der Kadosch im Halse sitzen bleibt. Der Fremde drückt die Landweiber und ihren Trödel beiseite, bringt die Karren auseinander und macht das Handelshaus Kirchheimer in Kürze flott. Auf seinen fragenden Blick hin zeigt der Alte nach rechts, nach der Rotterdamer Brücke; und sobald sie diese hinter sich haben, sind sie in ruhigem Fahrwasser. Man verschnauft sich, und Kirchheimer betrachtet seinen Bundesgenossen recht eingehend, trotz allem noch immer voll tiefsten Mißtrauens. Der Mann ist hoch und bärenmäßig gewachsen, blond und blauäugig. Halb sieht er aus wie ein Matrose, halb wie ein Reichsfürst aus den südlichen Gebieten dahinten. Matrosen? Chaime kennt genug davon, und liebt sie garnicht. — Reichsfürsten? In seinen Form- und Versuchsjahren hat der Schmausje auch solche gekannt; die liebt er noch weniger. Er ist wirklich ein erfahrener und feinfühliger Mann; aber diesem Fremden gegenüber reicht seine Menschenkenntnis nicht aus. Er muß sich entschließen zu fragen.

„Allerlei Gewand trägst du. Wollten sie dir die Füße spülen?" So tut man den Matrosen, die der Mannszucht verfallen sind, und den Seegefangenen. Das Fußbad geht ihnen dabei regelmäßig über den Kopf und dauert lebenslänglich.

„Du kannst beruhigt sein. Kein Mann hat Ansprüche an mich. Niemand verfolgt mich."

„Dein Kleid ist kümmerlich. Aber du bist keiner von den kleinen Leuten."

„Ich will einer werden."

„Für immer?"

„Auf solange, wie ich hierbleibe."

„Was weiß der Kirchheimer, wie lange daß du willst bleiben?"

„Das weiß ich selbst nicht. Aber wenn du Wert darauf legst, verspreche ich dir, dich nicht ohne Abmeldung zu verlassen."

„Es ist gut. Brauchen könnt ich dich. Wie heißt du?"

„Meinen eigenen Namen will ich nicht nennen. Sagte ich dir einen falschen, würde ich mich schänden und dich schlauen Juden doch nicht täuschen."

„Gott in der Wolke, was hast du gemacht für ehrliche Gojim! Werd ich dich heißen: Josef. — Ein Schlafsack liegt im Gewölb. Esther wird dir zu acheln geben. Wirst du nicht Risches haben, wird dich das Koschere nicht ekeln. Ist eine Künstlerin, die Kleine! Rührt sie heut auf die Nacht Heringsalat. Ist der Essig knapp, nimmt sie Katzenseiche: immer streng rituell! Ja, mein Estherchen!"

Der Fremde bleibt ganz gleichmütig. Und der Alte fährt nach einer Weile fort:

„Lohn? Die erste Woche, warst du tüchtig, will ich dich lassen sehen einen echten Dukaten durch das Türglas, schwer, ungewippt. Später? Wird sich finden. Wie heißt? Ein halber Gulden ist viel Geld für jungen Haifisch!"

Der Fremde unterläßt jede Entgegnung. Wie der Jude wieder die Deichsel angreift, stellt er sich neben ihn und zieht kräftig mit. So geht es weiter, immer am Fleet entlang, das die Montalbansgracht oder auch „die alte Schanze" genannt wird, bis zur Schwanenburgbrücke. Hier sind sie an der Amstel. Links liegen die Holzhöfe.

An der Ecke ist ein Wirtshaus, heißt: „Zum gekrönten Ochsen". Der Alte läßt seinen Josef hineingehen. „Nu? Werd ich dir zu trinken geben dürfen ein Kännchen, da du mir wie ein Engel in der Wüste gewesen bist." Aber wie „Josef" nur mit den Achseln zuckt und durchaus keine Miene macht, hineinzugehen, heißt es: „Glaubst du, der alte Kirchheimer ist so schlau und

läßt fremde Haifische sehen, wo er kauft Holz und Reisig und alles, und sagt ihnen: so teuer?" Sofort geht der Fremde in die Schenke und läßt ihn allein weiterziehen ... Aber bei dem Holzgeschäft ist durchaus nichts zu zaubern und zu verbergen; wirklich hat Kirchheimer auch etwas ganz anderes im Sinne. Der Holzhof, auf dem er zu kaufen pflegt, ist nah; und sehr bald sind die paar Bündel, die er braucht, aufgeladen. Aber er läßt sich Zeit, und wartet ziemlich lange, bis er wieder im „Gekrönten Ochsen" nach seinem neuen Knecht Umschau hält. Er findet ihn vor einer geleerten Kanne, tief in Gedanken. „Aha, richtig voll!" meint Kirchheimer im Stillen. „Nu, wieviele?" fragt er und zieht den Beutel hinter der Hose hervor. Aber der Fremde achtet gar nicht darauf, greift nach seiner Mütze und schickt sich an, ihm wieder zu folgen.

„Hoho, Herr Zechpreller! Der Jud ist ehrlich!"

Der pomphafte Ton macht den Fremden lachen. „Ist schon erledigt," sagte er; „für eine Kanne langte es noch. Schlechte Jauche übrigens. Wenn ihr hier kein besseres Öl habt ..." und schon zieht er den Karren weiter — „Geh nur voran, Jude. Den Mückendreck fahr ich lieber allein."

„Öl? Öl? ..." denkt Kirchheimer und verfällt geradezu ins „Simulieren", wie er tat zuweilen in seiner Kindheit, bis die Alte ihm einen Rippenstoß gab: „Bub, verzweifligter! Simulierst du?" — „Alles ganz recht," sagt er sich, „alles ganz recht. Bloß — mein Estherchen!"

Sie kommen durch ein paar Gassen, Quergassen und Gänge und halten schließlich in einem winzigen, höchst sauber aufgeräumten Hofe vor dem Kirchheimerhause. Ein lang aufgeschossener Judenjunge, mit offenem Munde, weit abstehenden Ohren und struppigem Borsthaar, tritt heraus. Wie alt er ist, kann man nicht sehen; wohl aber, daß Gott ihn mit der Gabe der Blödsinnigkeit begnadet hat. Als Faktotum für Grobarbeit nimmt er sich des Karrens an. Die beiden anderen treten ins Haus.

Zuerst das Gewölbe — voll von dem, was im Hause eines

Trödlers eben sein muß; auch, was den Geruch anbelangt. Aber alles wohlgeordnet, glänzend und mit dem Anschein anständiger Behäblichkeit. Kirchheimer führt den Fremden sofort zu einem Nebenstübchen, hält ihn aber an der geöffneten Tür fürsorglich fest und leuchtet schmunzelnd in den Raum hinein. Der Fremde kann seine Überraschung nicht verbergen: überall an den Wänden, auf vielen Gestellen übereinander, auf Tischen, auf dem Fensterbrett, ja auf dem Boden stehen weiße, prächtig bemalte Töpfereien — Delfter und indianisches Gut. „Ja, gelt?" sagt der Alte; „alles Primaware, lauter alte Stücke, kein Ramschzeug von gestern. Niemand hat's, wie bloß der Kirchheimer."

Man setzt sich in der Küche zum Essen. Der Fremde vertilgt erhebliche Mengen; und aus einem blassen, mageren Gesichtchen blicken Esthers Augen, unförmlich groß und schwarz wie Kirschen, auf seine schweren, rötlich behaarten Hände.

21.

Einige Wochen gehen hin. Der Fremde mit dem Aussehen eines Königs in Lumpen tut seinen Dienst im Hause des jüdischen Trödlers. Und da er, wie Chaime immer deutlicher einsieht, ein gebildeter und erfahrener Mann ist, dazu starken und gütigen Herzens, kann es nicht ausbleiben, daß er mehr und mehr als der väterliche Beschützer und Versorger der kleinen schwarzen Familie auftritt und betrachtet wird. Das ist ein Herr, der sich als Knecht verkleidet und verdingt. Ein vom Schicksal Ausgehöhlter, auf den man sich wie auf Felsen verlassen kann. Wie groß mag sein Kummer sein — und doch weiß er, stets höflich und freundlich, all und jeden zufrieden zu stellen. — Esthers schweigende Verehrung für den seltsamen Mann ist grenzenlos.

Der scheint davon nichts zu bemerken. Aber Vater Chaime merkt es, und es beunruhigt ihn sehr. —

Eines Nachmittags hat „Josef“ für den Alten in der Hafengegend einen säumigen Zahler zu bearbeiten: einen Fliegenwirt, der zugleich Heuerbaas ist und Schiffsausrüstungen verkauft. Der ist dem Juden einen Ölrock schuldig geblieben. Er weiß es gar nicht mehr. Aber er gibt es gern zu — denn was wäre er nicht schuldig geblieben? Das ganze Geschäft ist verlottert, und der Wirt wandert wer weiß wie bald in Schuldhaft. Es dauert den wackeren Knecht, daß sein Herr Geld einbüßen wird. — Aber bevor er mit der unangenehmen Nachricht nach Hause zieht, schaut er rasch einmal nach den Schiffen, die da draußen auf dem Ey vertonnt liegen — voll Stolz und Freude; denn er ist Seemann — zugleich in bedrückter Heimlichkeit; denn er wagt viel, wenn ihn ein befahrener Landsmann erkennen sollte. Und wirklich: Glücksgefühl und kluge Besorgnis packen ihn, wie er draußen eine schneidige Kriegsyacht erblickt, die den Danebrog von der Gaffel wehen läßt. Mit brennenden Augen blickt er lange hinüber. Nun will er sich losreißen und weitergehen — da sieht er, wie von dem Dänen eine Jolle zu Wasser gelassen wird, wie ein paar Offiziere in Festkleidung das Fallreep heruntersteigen. Mit strammem Riemenschlag kommt das Boot heran. Höchste Zeit, daß der Judenknecht in der nächsten Hafengasse untertaucht! Aber er kann nicht vom Platze. Er fühlt sich von heißen Wellen überflutet und muß sich mit Gewalt bezwingen, um nicht zu winken, zu rufen, zu jubeln. Er tut, was klüger ist: er drückt den Schlappfilz, mit dem Kirchheimer ihn ausgestattet hat, tief ins Gesicht und sich selbst, niederkauernd, gegen eine Bank des Landungsteges. So wird man ihn nicht beachten. Aber er wird hören, wie sie reden, die Sprache, den hellen Klang von Seeland und das Niedersächsisch der holsteinischen Heimat. Und sein Blut wogt auf und nieder, wie in den selig-unseligen Augenblicken im Dom von Roeskilde, da Christian IV. ihn als Schwager an die Brust zog, da er die vielen, vielen Hände schüttelte, die sich ihm entgegenstreckten, die feinen, klugen, starken Hände der Rantzaus, der Gyldenlöwen, der Ahlefeldts, der Moltkes, der Brockdorfs,

und wie seine alten und neuen Verwandten alle hießen. — Da kommen sie! Da gehn sie vorüber! Er kennt sie fast sämtlich: junge Seeoffiziere, des Königs liebste Diener. Ein Vetter seiner Frau ist dabei. Dem ist er nun wohl sicher verhaßt, wie dem König selbst — dennoch: er kann nicht los von diesen Leuten. Durch viele Straßen und Gassen folgt er ihnen, weidet sich an ihrem Gang und Gehaben, lächelt mit, wenn sie lachen, und wundert sich, daß er nicht weint; versteht ihre sorglosen Worte über weite Strecken hin und will mitreden ... Da treten sie plötzlich in ein stattliches Haus, vom Türdiener ehrfürchtig begrüßt. Der Heimatlose bleibt stehen wie niedergedonnert. Dann rast er auf und weiter, ohne zu wissen, wohin und wie lange. Kehrt um. Steht wieder vor dem Hause. Blickt hinauf und versucht die hohen Fenster zu durchforschen, fast ohne alle Vorsicht. Schleicht langsam davon, kommt noch einmal wieder ... und so mehrere Male. Schließlich weiß er es gewiß: er m u ß da sein, wo seine alten Genossen sind! Mögen sie ihn verabscheuen; er liebt sie! — Er geht in die nächste Schenke, und hat bald genug erfahren, wer der glückliche, reiche Mann ist, bei dem die Dänen heut zu Gaste gehen. Es ist Moi Lambert, der berühmte Seeheld, einst gefürchtet von Mauren und Kapern auf allen Meeren; jetzt leidend und nicht mehr recht seefest; aber den Generalstaaten unendlich wert als der sachkundigste Inspektor und Verwalter ihrer Admiralität ... Daß die dänische Yacht erst gestern eingelaufen ist und wohl noch für Wochen liegen wird, auch das erfährt er. Sie ist angewachsen und braucht Bodenreinigung. Die fremden Herren haben Botschaft für die Staaten und für den Statthalter ... da erschrickt der gierige Lauscher. Aber er faßt sich schnell. Nach soviel Seenot, Sklaverei, Flucht und doppelter Gefangenschaft — wie könnte Christian ihn gerade in Amsterdam vermuten!

Zu Hause kündigt er dem alten Kirchheimer an, daß er mit ihm reden müsse, in aller Ruhe und unbelauscht. Erschrocken, von neuem mißtrauisch, sieht der Jude ihn an und schweigt. — „Es ist gut. Morgen abend", sagt er schließlich.

Der nächste Tag ist Zinstag. Kirchheimer hat dicht an der Tür des Gewölbes einen Zahltisch aufgebaut, mit Schreibzeug, allerlei dicken Folianten und Briefbündeln stattlich bestellt.

Einer nach dem andern, viele Stunden lang, kommen die Schuldner über den Hof heran; manche zögernd und mit Seufzen; andere gleichgültig, sicheren Schrittes — Männer und Weiblein, Gerade und Krumme, Juden und Christen, wohlbestellte Leute und unsagbare Kümmerlichkeit. Sie alle treten vor den Tisch, laden ihre Gulden ab und ziehen mit ihrem Schein davon. Josef steht zwischen dem Sessel des Juden und der Tür des Porzellankämmerchens. Dort wartet die Truhe, in die er sofort jedes Beutelchen, das der Alte ihm aushändigt, versenken und verschließen muß. Selbst Esther darf heute das Gewölbe nicht betreten. Den Blödsinnigen hat Kirchheimer weit über Land geschickt, damit seine nichtsnutzigen Augen das heilige Geschäft nicht behexen.

Endlich ist es Abend. Der letzte Schuldner hat seinen Zinspfennig von sich gelassen. Dreifach und dann noch einmal versperrt der Alte sein Hab und Gut. Dann geht er mit dem Knecht hinaus bis vors Tor. Hier draußen, auf plattem Felde, mitten auf der leeren Landstraße, die man meilenweit auf und nieder blickt, fragt er, was es gäbe. Als er erfährt, was jener von ihm will, zeigt er sich zufrieden und wohlgeneigt. Von seinem Namen und Rang verrät der Fremde nichts. Nur, daß er in das Haus des Admirals kommen müsse, wenn die Dänen da seien. Daß diese ihn aber nicht erkennen dürften, denn mit der dänischen Krone sei es ihm nicht ganz geheuer. Ob der Alte ihm dazu helfen wolle?

Der, nach kurzem Besinnen, wackelt mit dem Kopfe. „Bist du gewesen anständig mit dem Juden. Wird der Jud sein anständig mit dir. Übermorgen, am Vormittag — Kommen, werd ich machen zu kommen Moi Lamberten einzige Tochter in mein Haus. Hast du Zunge, wirst du können reden. Ist gut. Ist sehr gut.“

22.

isberta Lambert ist noch sehr jung. Aber schon lange führt sie allein den ausspruchvollen Haushalt ihres Vaters. Sie ist nicht stattlich, nicht gebieterisch, sondern klein und zart; wer sie nur sieht, könnte sie für verängstigt halten. Ein Künstler würde sie nicht schön nennen. Aber die klügsten und besten unter den alten Freunden ihres Vaters, weltfeine Staatsleute und verrostete Knasterbärte, hören sie mit Vergnügen reden. Hunde und Pferde sind bei ihr sofort zutraulich und gehorsam. Die Kinder von ganz Amsterdam grüßen sie mit Lächeln. Am merkwürdigsten ist sie, wenn sie auf Sankt Nikolaus Brezeln backt, zwanzig und mehr Waschkörbe voll; und jeder, der am 6. Dezember den Klopfring der Lambertschen Haustür bewegt, bekommt das Festgebäck von Gisberta selbst ausgehändigt.

Sie versteht sich auf den Rührlöffel und achtet die Stricknadel hoch — höher als Spinett und Laute. Wenigstens glauben das viele.

Der eben nicht, der heute bei ihr im weißen Saale sitzt: Konstantin Heugens. Vor den hohen Fenstern sind die Unterläden geschlossen. Der Raum ist gar nicht wie eine Seemanskajüte, sondern groß und fast leer. Ein runder Tisch. Eine geschnitzte Truhe. Ein paar Sessel mit hohen, geraden Lehnen. Eine Seekarte an der Wand.

Heugens hat Blumen gebracht.

„Herrlich, lieber Herr Konstantin! So schön, daß ich Ihnen danken möchte — recht von Herzen und mit Verständnis! Sind Sie mir böse, wenn ich Sie nun bitte, uns zu verlassen? Ich will still dasitzen und das da in mich einziehen lassen. Wenn Sie wiederkommen — recht bald hoffe ich — so werden wir davon sprechen. Was ich jetzt nur so in Händen halte, das werde ich dann alles erlebt haben . . ."

Gisberta tritt hin zu dem steil einfallenden Sonnenstrahl und hebt die gelben Tulpen mit ausgestreckten Armen in den vollen

Schein. Ihre zierliche Gestalt biegt sich wie durchströmt von schöner, lichter Freude. Das blaße-Kätzchengesicht mit dem etwas zu breiten Munde und den sonst so hurtigen, sprungsicheren, hellen Augen rundet sich zu fast unpersönlichem Ebenmaß: das sieht aus, als glitte das allzu regsame, gebrechliche Seelchen heraus aus diesem glasreinen Kinderkopfe, wie aus einer Laterne, würde ganz und gar eins mit der glanzvoll entfalteten Blume und so nichts als ein greifbar gestaltetes Stück Sonne. Tulpengelb, und von der Kleiderseide her bläulicher Rauch — fremd und überirdisch schimmert der Farbenspiegel auf der matten, weichen Haut.

Konstantin Heugens hat sich erhoben und schaut das Mädchen an. Er will schweigend hinausgehen. Aber da tritt ein neuer Besucher ein und ändert die Szene. Es ist Wilhelm Heytheusen; und auch der steht betroffen.

Gisberta wendet sich ihm zu, noch immer das schöne Gewächs weit vor sich hinhaltend ... aber die Seele wohnt wieder in ihrem Antlitz und hat ihm sein bezauberndes, lebendiges Licht zurückgegeben.

Mit einer Hand zieht Gisberta den bunten Teppich vom Tische und läßt ihn auf den schwarz-weißen Marmorboden fallen. Dann stellt sie das Blumentöpfchen auf die dunkelblanke Holzplatte. Heytheusen geht wieder zur Tür und läßt sich seine Gabe hereinreichen: er bringt ebenfalls eine Tulpe, ebenso edel entfaltet wie die erste, aber granatrot. Das stumpfe Graugrün der Blätter ist bei beiden Pflanzen fast das Gleiche. Es bindet die beiden lärmenden Farben zu unbeschreiblich wohllautender Harmonie aneinander.

Gisberta tritt beglückt heran, die neue Pracht in Empfang zu nehmen. Aber kaum hat sie Heytheusens Angebinde in den Händen, so daß sie von oben in den glühenden Becher hineinschauen kann, da macht sie eine hastige Bewegung des Erschreckens, und fast wäre das kostbare Gebilde auf den Fliesen zerschellt. Unbegreiflich hart und erwachsen scheint mit einem Male das kleine Fräulein — spröde wie eine Stoßklinge. Wieder

sind ihre Züge leblos geworden; aber anders als zuvor: aus den Augen sticht eine seltsame Flamme.

„Ich danke Ihnen, Herr Heytheusen — eine reiche, eine allzureiche Gabe. Aber Sie wissen wohl: nur eine einzige Tulpe kann ich lieben und pflegen. Und muß nun wählen: gelb oder rot? Ich weiß nicht, was ich tun soll. Herrn Heugens mag ich nicht kränken; denn er hat mir nichts getan. Und Sie, Herr Heytheusen, will ich auch nicht verletzen; denn es ist Mannesart, Gleiches mit Gleichem zu vergelten; und ich bin kein Mann."

Sie hält inne, von ihrer eigenen Heftigkeit verwirrt.

Das hatte Heytheusen nicht erwartet. Das alte Hampelmännchen fühlt sich geradezu geknickt — freilich, nur einen Augenblick lang. Heugens indessen empfindet das Geschehnis zuerst so, als würden ihm büschelweis Haare vom Kopf gerissen. Aber dann sagt er sich, dies müsse beobachtet und erforscht werden, ist ganz Staatsmann und kühl. Und Gisberta spricht leise weiter, mit seltsamer Nüchternheit: „Sie, Herr Heytheusen, sind der ältere — aber Herr Heugens war zuerst zur Stelle. Ich weiß nicht . . ." Und fast übernimmt es sie; sie findet nicht rasch genug das Mittel, den Sonderling mit seiner unzarten Gabe fortzuschicken. Sie weiß ja auch, daß der täppische Streich durchaus nicht böse gemeint ist, und daß Heytheusen nie begreifen wird, wie unwürdig er das herrliche Gewächs da mißbraucht hat: auf dem Grunde des flammenden Kelches, vom Samenstaub ein wenig übergilbt, liegt eine große, wertvolle Schiefperle. Er hätte sie ihr wohl schenken dürfen — wer nimmt ihn anders, denn als einen possierlichen Oheim? Aber nicht s o. Aber nicht s o.

Wie sie noch in Ärger und Überlegung sich abmüht, meldet die Magd, daß der alte Kirchheimer draußen im Flur warte, bis die Herrin mit ihm reden könne. „Er soll hereinkommen, sofort!" ruft Gisberta rasch, aus plötzlichem Einfall.

Kirchheimer kommt, grüßt mit ergebenster Höflichkeit und bleibt an der Tür. Gisberta sagt ihm ein freundliches Wort und heißt ihn nahe herantreten.

„Ihr seid ein Tulpenkenner, Kirchheimer, wie wenige; das gehört zu Eurem Geschäft und ist stadtbekannt. Ihr sollt uns dreien einen großen Dienst tun — wollt Ihr?"

Der Alte verneigt sich abermals, nicht ohne schwülste Besorgnis.

„Kommt! Betrachtet diese beiden Tulpen genau — nein, dicht heran! Ganz aus der Nähe! Sagt kein Wort sonst, nur antwortet: welche ist die kostbarere?"

Wie der Jude in den roten Kelch hineinschaut, fährt er wie vor einer Schlange zurück, und blickt dann in höchstem Erstaunen auf Gisberta. Er ist gänzlich im Zweifel, was das alles zu bedeuten habe. Er muß durchaus Zeit gewinnen:

„Gelb und Rot beisammen — nicht schön in eines redlichen Niederländers Augen — Spaniens Farben — ist Krieg an den Grenzen ..."

„Beide sind niederländisches Gewächs, trotz der Farben. Aber welche ist kostbarer?" fragt Gisberta noch einmal.

„Kostbarer?" — Kirchheimer kann nicht anders, er zeigt hastig auf die Purpurtulpe und nickt entschieden.

„Herr Heytheusen, Sie sehen es —. Ich mag nicht unbescheiden sein und nach dem teuersten greifen. — Sagt doch, Kirchheimer, was führt Euch zu mir?"

Und der Alte erzählt von einer neuen Delfter Sendung, die er niemandem zeigen möge — Gisberta Lambert, seines alten, untertänig verehrten Gönners kunstverständige Tochter habe denn zuvor ihre Wahl getroffen.

„Ja, ich will Euer Estherchen wieder einmal besuchen. Ist sie noch gesund? Und immer so klug und artig, wie damals, als wir zusammen lesen und schreiben lernten? Grüßt sie recht herzlich von mir; morgen will ich kommen. Und bringt ihr derweil diese Blume, wirklich, Ihr habt recht, sie ist ganz herrlich und kostbar. Von Herzen bin ich unserm lieben Herrn Heytheusen dankbar, daß er mir gestattet, dem Estherchen, wie ich schon lange gewollt, eine Freude zu machen ..."

Sie ist so unheimlich entschieden und tätig, das zierliche, blasse Mädchen, daß niemand sich auch nur einfallen ließe, ihr zu widerstehen. Kirchheimer, selbst wie betäubt, ist schon lange wieder auf der Straße, als auch Heytheusen sich besinnt. Er will retten, was zu retten ist. Auch ihm sei nichts lieber und merkwürdiger, als die schöne, neue Ware von Delft, Hollands Stolz, der Indiens Porzellanstern verdunkeln wird. Ob er nicht...

Aber Gisberta dankt so kurz und bestimmt für jede Begleitung, daß auch Heytheusen und Heugens sich verabschiedet sehen, sie wissen nicht wie.

Und dann holt das Mädchen einen Stuhl an den Tisch, setzt sich, läßt — vorgeneigt — die gefalteten Hände auf der Tischkante ruhen und blickt in ergriffener Versunkenheit nach der gelben Königin. Gefühle, die niemand ihr wird zähmen und besiegen helfen — denn sie ist ja ganz einsam, und ihr Vater ist schon seit langem ihr großes, schwieriges Kind geworden — ungeberdige, grobfüßige Gefühle laufen herum, machen Lärm und tun ihr weh. Ganz spät erst kommen Tränen; die machen alles wieder schlicht und still.

23.

Das Kirchheimerhöfchen ist von hochaufgebauten Kisten ganz verstellt. Nur ein schmaler Gang ist freigelassen, damit man nach hinten ans Haus gelangen kann. Für Gisbertas Persönchen ist er breit genug.

Drinnen trifft sie sofort auf Esther. Die bedankt sich rasch und gerührt für die schöne, wertvolle Tulpe; und Gisberta wundert sich, daß sie die noch viel wertvollere Perle gar nicht erwähnt. Ei, ei, der Alte! denkt sie, und fühlt sich wieder einmal kalt und etwas moderig angeweht. Aber das kennt sie schon; man muß sich dadurch nicht bedrücken lassen. Die Welt ist nun einmal nicht anders. Und der Wert — daran ist garnicht zu zweifeln — wird ja doch niemand anders zugute

kommen, als dem einzigen Kinde, dem Estherchen. Dem ist vielleicht wirklich ein erkleckliches Guthaben nützlicher als ein eitler Schmuck. — Gisberta schüttelt diese Erwägungen ab und läßt sich von Kirchheimer die Delftkammer zeigen.

Sie findet nicht eben viel Neues. Das meiste ist ihr von früheren Besuchen her wohlbekannt. Im rumplig angefüllten, dämmerigen Gemach stehen die drei beieinander herum, bewundern dies und rühmen jenes, und Gisberta versenkt sich mit Eifer in diese gebrechliche Schönheit. Die Delfter Töpfergilde besteht erst seit kaum zehn Jahren. Sie ist noch so unselbständig und wenig entwickelt, daß sie sich mit Malern, Glasmalern, Teppichwebern, Bildhauern, ja sogar mit Etuimachern und Buchhändlern zu einer gemeinsamen Körperschaft zusammenschließen muß, um sich zur Geltung zu bringen. So sind es im Lande nur erst die Feinfühligen und Aufmerksamen, die in den herrlichen Blaustücken von Delft die Vorboten einer großartigen Entfaltung ahnen und würdigen. Und gar in Amsterdam sind derer nicht viele. Beinahe so etwas wie der Glaubenseifer einer neuen Gemeinde verbindet die beiden Kirchheimer mit ihrem Gaste.

Aber Gisberta fühlt, wie sie unaufmerksam wird. Ermüdet das angestrengte Sehen und Vergleichen im schwachen Licht? Die Sprechweise des Alten, die auf die Dauer beschwerlich anzuhören ist? Der tierische Klang des Daumennagels, wenn der Mohel wieder ein Gefäß — sorgsam mit beiden Händen — angreift?

Gisberta merkt, daß sie mehr auf das Arbeiten, den Hammerschlag und das Geraschel im Hof achtet, als auf die Töpfereierläuterungen, die ihr mit Sachverstand geboten werden. Und jetzt — da singt jemand, eine Männerstimme, leise und undeutlich, ein einfaches Lied in einer fremden Sprache. Merkwürdig edel klingen Stimme und Ausdruck. „Wer singt da?" fragt sie. — „Mein neuer Knecht." Und Kirchheimer hebt wieder ein Gefäß, prunkvoll und schwer, vom Gestell herunter; wieder der Fingernagelton.

Das Mädchen aber wählt jetzt ein paar Stücke und erwirbt sie, ohne zu markten. Sie weiß, daß sie von dem Juden nicht überfordert wird. Die Perle kommt ihr keinen Augenblick wieder ins Gedächtnis. Sie gibt an, sie werde die Ware abholen lassen, und will sich von den beiden verabschieden. Aber Kirchheimer — sonderbar eindringlich, fast zudringlich — hält sie am Ärmel fest, schickt seine Tochter hinaus und schließt hinter ihr die Tür. Dann zieht er geheimtuerisch aus seinem Wams ein Kästchen hervor und will es dem Fräulein in die Hand drücken. Die, erstaunt und nicht angenehm berührt, fragt, was das sei. — „Die Perle!" flüstert Kirchheimer.

Das ist nun freilich eine Überraschung, und Gisberta braucht wieder einmal ihre ganze Entschiedenheit, um dem Alten klar zu machen, das sei wirklich und endgültig ein Geschenk für Esther. Darauf wird das blasse Mädchen mit den großen Augen wieder hereinbefohlen, und es begibt sich eine Dankszene, so lebhaft und wortreich, daß Gisberta ihren Abgang doch ein wenig beschleunigt.

Draußen ist jemand damit beschäftigt, Kisten auszupacken. Das macht das Fahrwasser im Hofe noch enger; und es gehört fast schon angeborene Seekunde dazu, um aus diesen Klippen und Bänken ungefährdet herauszusteuern. — War hier nicht der Sänger tätig? Der neue Knecht?

Da steht er. — Wie er das Fräulein erblickt, nimmt er seine Kappe ab und tritt auf sie zu, doch nicht so, daß er den Weg sperrte. „Will das Fräulein ein paar Augenblicke ihres gesegneten, frohen Lebens daran wenden, einen Unglücklichen anzuhören?" fragt er leise. Sprache und Haltung sind so vornehm, wie sein Blick — und so einschmeichelnd, wie die Stimme, die zuvor gesungen hat.

Gisberta ist bestürzt. Sie steht still und betrachtet den sonderbaren Knecht, der nun ruhig auf Antwort wartet. Eines bittenden Landstreichers Art ist seine nicht.

„Was wollt Ihr? — Bin ich es, die Euch nützen kann?" fragt sie ihrerseits.

„Kirchheimer ließ mich wissen, des mächtigen Herrn Lambert Tochter werde kommen. Herr Lambert ist es, der meine Bedrängnis enden kann."

„Bedrängnis? Es ist wahr, Ihr seid ... Aber warum sprechen Sie nicht mit meinem Vater selbst? Im Amte weist er keinen ab."

„So sagte man mir. Aber mögen Sie mir andeuten, ob Ihr Herr Vater ähnlich geartet ist, wie Sie selbst? — O, oft genug bleiben Kinder der Mutter Bild, ganz unähnlich dem Vater."

Gisberta muß lachen. „Mein Vater ist groß und schwer und hat einen langen Bart und eine ganz braune Nase."

„Ja freilich! Nein, ich meine: denkt er im Herzen wie Sie? Ist er gut und gerecht? Billig und liebevoll gegen jedermann?"

„Woher wollen Sie wissen, daß ich so sei?" Sie wird mißtrauisch.

„Es ist so entscheidend für den Unglücklichen, und so ganz nur nichtiger Zufall, wie sein erster Anblick auf den Mächtigen wirkt, dessen Hilfe er sich wünscht," antwortet der Fremde leise.

„Und wenn ich meinen Vater ein wenig vorbereitete ..."

„Nein, nicht so, um alles in der Welt nicht! Aber Sie selbst, Sie blicken doch nicht auf mich, wie auf einen freibeuterischen Landfahrer, einen gescheiterten Tunichtgut, der durch Dreistigkeit wieder flott werden will? Wie sehr muß ich hoffen, vor dem Herrn Admiralitätinspektor möchte ich ähnlich dastehen!"

„Schüchtern sind Sie wohl gerade nicht; vielmehr von ungemeiner Zuversicht." Aber das klingt durchaus nicht wie Tadel.

„Schüchtern ist, wer seinen Kräften nicht trauen darf, oder wer ein schlechtes Gewissen hat. Wem die Zuversicht fehlt, der ist als Knecht geboren und bleibt einer."

„Ihr also wohl nicht?" fragt sie, und das ist beinah Hohn. Aber sogleich geht sie wieder ans Haus zurück und ruft hinein: „Kirchheimer, kann nicht Euer Knecht mir das Gut nachtragen? Mir fällt ein: Vater hat nächstens Gäste; da möchte ich Eure schönen Töpfe prangen sehen."

Und somit bekommt der Fremde einen sorgfältig vollgepackten

Korb zu tragen und ist bald auf dem Wege durch die Stadt — mit Moi Lamberten Tochter. Die scheut sich garnicht, neben ihm zu gehen und mit ihm weiterzuplaudern.

„Wollen Sie verzeihen, daß auch ich Sie so nehme, wie Sie sich zu geben für zweckmäßig halten. Sie sind kein Judenknecht, und auch so unglücklich nicht, wie Sie scheinen wollen."

„Ein Knecht nicht. Das andere wohl; aber nicht mehr lange. Ich sehe meinen Stern wieder leuchten und folge ihm. Er ist sehr lieblich und hat mich noch nie in die Irre gebracht."

Gisberta errötet. Das geschieht ihr selten. Schmeicheleien hörte sie zwar schon viel. Aber nie fühlte sie sich davon getroffen wie eben; und es will ihr scheinen, als habe nie ein besserer Mann ihr so gehuldigt.

Sie schweigt jetzt. Aber ohne die Befangenheit Niedriggeborener, bescheiden und sicher, spricht jener weiter. Er erzählt von sich. Wie er, der Hamburger Herrensohn, weltbegierig des Vaters gediegene Behaglichkeit verschmähend, sich auf die See gemacht, mancherlei Unbill bestanden und schließlich ein Schiff wacker zu führen gelernt habe. Wie er dann — und dies alles ist jetzt Wahrheit und schmerzreiches Erleben — an Afrikas Küste von maurischen Freibeutern gefangen sei im Seestreit; da hat er durch viele Jahre hin als Christensklave Ungläubigen und Türken aufwarten müssen, ist entflohen und tat als Matrose auf holländischem Schiffe Dienst, wurde von Dünkircher Kapern neuerdings aufgegriffen, vom Admiral Peter Hein befreit und unlängst in einem niederländischen Hafen an Land gesetzt — aller Habe beraubt, ohne Freunde, ohne Ansehen ... nach seinem Vater möge er jetzt nicht rufen wie ein Kind im Dunkeln; er wolle als Seefahrer, geachtet und mit wohlerworbenen Schätzen heimkehren. Seine Hoffnung sei, Herr Lambert möge ihn kennen lernen und ihm zu einem Schiffe verhelfen; das wolle er führen, wie nur je ein rechter Seemann.

Gisberta betrachtet ihn gedankenvoll; und mit Rührung fühlt er ihren teilnehmenden Blick.

„Das wird mein Vater nie tun“, überlegt sie; „gewiß nicht, wenn Sie ihn geradezu darum angehen. ‚Ein Schiffer, der Unglück hat, tut mir leid; aber ich kann ihn nicht brauchen‘, pflegt er zu sagen. Und hat er nicht recht? Glück ist eine Gabe, wie Redlichkeit, rasches Arbeiten, klare Gedanken, und alles andere. Wer kein Glück hat, wozu ist der gut?“ Dabei seufzt sie tief auf und verstummt aufs neue.

Merkwürdig deutlich steht nun ihr eigenes Wesen und Leben vor des Fremden Seele. Und schon ist er der Tröster und Beglücker.

„So sagt mein Glaube nicht. Das Glück ist das Wetter; es zieht über uns hin und macht uns hell oder schattig — warm und leicht, oder es fröstelt uns durch, bis wieder Sonne kommt. — Einige kannte ich, die waren ihr Leben lang wie in einem Schacht, und sie sahen ihre Jugend dahinrinnen wie Wein aus einem geborstenen Fasse. Das war Blut, Feuer, edler Gedanke, Liebe und weite, weite Welt; und alles versickerte im Kellersande.. Aber dann kam eine Nacht, da zerbarst das Gewölbe — Sterngefunkel und duftschwerer Hauch — knisternd brachen Blumen und blaue Flämmchen hervor aus dem gefeuchteten Staube; eine schimmernde Luftsäule stieg wie seliger Triumph zum Himmel auf.“

Gisberta hört ihm zu, und es ist ihr, als sei sie nun zwiefältig geworden: eins, dem das Leben leicht und hell scheint — das nur zu wandeln braucht, da ist das Land voller Frucht und Güte. Und eins, das dem andern alle Not und Kleinlichkeit aus dem Wege räumt, sicher und kaum zu bemerken. Aber sie selbst, Gisberta, ist immer nur in dem Ersten. Und das Zweite — wer gibt denn ihm den Atem und seine fürsorgliche Kraft? Das ist ein schönes, seltsames Rätsel.

Doch darüber vergißt sie den Fremden und seine Bedrängnis durchaus nicht. Sie steht still, schaut ihn an und spricht:

„Hören Sie, ich muß Ihnen allerlei Vorschläge machen. Die sind fast wie List und Schelmerei. Und vielleicht auch sonst nicht nach Ihrem Geschmack. Aber nichts anderes läßt sich tun. Ich

will Ihnen Kleider schicken, wie sie sich geziemen. Kommen Sie dann getrost meinen Vater besuchen. Erzählen Sie ihm von den Mauren, vom Berbersultan und von den Seegefechten. Das wird ihm sehr gefallen. Nach allem andern fragt er nicht groß. — Wollen Sie das? Später wird man dann weitersehen."

Kaum daß er danken kann, so fährt sie fort: „Das wäre freilich ungeschickt, sähe man Sie zuvor als Judenknecht daher kommen. Und wir sind hier nahe bei unserem Hause. Sie werden es doch zu finden wissen?" Sie winkt einem Burschen, der an der Straße auf Groschenverdienst wartet, heißt ihn den Korb nehmen, nickt noch einmal und geht davon.

Der Fremde blickt ihr nach und ist sehr froh und denkt an die Männer von der dänischen Yacht, an ihr Sprechen und Lachen und an alles, was in der Heimat ist. Und dafür ist er dem lieben Mädchen von Herzen dankbar.

24.



haime Kirchheimer ist jetzt ganz sicher, daß er seinen vortrefflichen Knecht bald verlieren wird. Er hätte wohl Ursache das zu beklagen. Aber er kennt seinen Gott — der gibt nie mit beiden Händen zugleich; wenn seine Rechte dich streichelt, dann magst du leise von hinnen gehen und deinen Tränen gebieten lernen — nur eben hat seine Linke dein liebstes Kind erwürgt.

Chaime wird seinen Karren wieder selbst durch die Straßen zerren und froh sein, daß das Schlimmere ihm erspart blieb. — Er geht, auf Zehen, aber rasch wie ein Jüngling, durchs Haus; guckt in alle Ecken und pfeift sich eins; das klingt wie eine rostige Blechfahne im Sturm.

In der Küche sieht er seinen Knecht sitzen, wie beim Barbier; und Estherchen hantiert diensteilig um ihn herum. Chaimes Kopf grinst ziegenmäßig herein und verschwindet ganz rasch wieder. S o kann er das Ding ruhig gehen lassen.

Der Fremde bereitet sich auf das Festmahl, zu dem Moi Lambert ihn wirklich geladen; Gisberta selbst hat ihn gebeten, nicht fern zu bleiben. Als wenn es dessen bedurft hätte! Denn er weiß, daß auch die Dänen kommen sollen.

Darin sah Lambert ein Bedenken — der Dänen und der Hamburger reichlicher Hader ist bekannt genug. Und der seegeprüfte Kaufherrensohn von der Elbe hat zugestimmt, daß es geraten sei, sein Aussehen ein wenig zu verändern. Man wird ihn den Nordischen als einen in Deutschland geborenen Holländer bekannt geben.

So wird sein gelber Schopf, bisher lang und struppig wie ein Strohwisch, ein wenig gestutzt und kunstreich gewellt. Esther, die mit dem Kamme arbeitet, versteht es, unbemerkt den hellen Schein zu dämpfen; freilich nur recht oberflächlich. Wichtiger scheint ihr, daß die Walnußsalbe, die sie sorgsam tagelang zubereitet hat, nicht vergessen werde. Und wirklich läßt der Fremde sein Gesicht ein wenig matrosenhaft umstimmen. Das Arbeiten im lichtarmen Hause und in der Stadt hat ihm die Marmorreinheit gegeben, von der das lederfarbene Estherchen fast jede Nacht — und zwar gegen Morgen — träumen muß. S i e denkt nicht an die Augen der Herren aus Dänemark, wenn sie soviel verräterische Schönheit zu verhüllen sucht. Aber an die Falten des schwarzen Umhangs, an den Glanz der silbernen Schuhschnallen wendet sie ihre ganze, wohlgeübte Fertigkeit.

Und doch — wie sie ihm nachblickt, da er sie mit freundlichem Dank allein läßt und im Torweg des Vorderhauses verschwindet, da weiß sie, daß all ihre Mittelchen vergebens sind. —

Es dämmert; aber der Himmel ist noch gelb hinter den Giebeln. Ein wenig Schnee ist gefallen; der liegt wie kindlicher Putz auf braunen Mauern. Ein Knabe, dicht eingepelzt, kommt zu einer Haustür heraus; mit Mühe schließt er sie hinter sich. Ein Fenster wird geöffnet, nur ein wenig. Die Mutter blickt ihm nach; und plötzlich ergreift sie eine Handvoll Schnee und wirft sie ihrem Jungen, wie er unter ihr vorübergeht, auf den Kopf. Der steht

erst verwundert. Dann jauchzt er laut und will sich mit Schneeballen zur Wehr setzen. Doch schnell wird das Fenster geschlossen. Andere Kinder rufen, am Ende der Gasse ...

Moi Lamberts Gast hat den lustigen Blick der jungen Frau gesehen und den Mutterstolz. Der scheint als eine Kerze in ihn hinein und macht alte Bilder in ihm hell, bis sie aus sich selbst aufglühen und flammen und zucken. Der aufgeregte Brand knistert und sucht Luft, mit prasselnder Gewalt: „Und wenn auch! Und wenn auch! Sind doch nicht alles Maulwürfe! Einer wenigstens wird mich erkennen! Und wenn sie mir nicht glauben wollen — tausend Beweise! tausend Beweise! — Meine liebe, liebe Anna! Mein Peterchen!“

25.



In des Admirals Hause sind schon allerlei Herren versammelt; sie erwarten des Gastgebers Tochter; dann wird das Mahl beginnen. Derweil reden sie und vertreiben sich die Zeit. Seefahrt und Krieg. Krieg und Seefahrt. Prinz Moritz, krank und kränker, dem großen Spinola („kein neuer Alba! Ein Held, meine Herren, ein gottgeliebter Mann!“ — Heytheusen ist es, der sich also ins Zeug wirft) dem großen Spinola ist Moritz keineswegs gewachsen. Aber Friedrich Heinrich, der wohl! Berg op Zoom — eine Ehrenkrone! Doch jetzt kommt Breda daran — wie wird das ausgehen? Tilly und Mansfeldt haben richtig den pfälzisch-böhmischen Streit bis vor Hollands Haustür gezerrt. Das fehlte noch gerade. Wie von diesen Dingen die Rede geht, verstummen die Herren aus Dänemark; und man sieht ihren Gesichtern an, daß sie mehr wissen, als sie sagen wollen.

Man glaubt, Gisberta säume noch in der Küche oder beim Anzuge. Aber das ist ein Irrtum. Sie sitzt oben in ihrer Stube, drückt das Gesicht dicht an die Fensterscheiben und blickt hinaus in die Schneenacht. Auf der Truhe, an der Wand, steht ein Messing-

leuchter mit drei brennenden Kerzen. Gisberta deckt sich mit der Hand den Lichtschein vor den Augen weg, um in das Dunkel hinaussehen zu können. Da draußen liegen noch ein paar niedrige Holzhäuser und drüben das weite, schwarze Ey mit seinen Schiffen. Raen und Borde senden schwachen Schneeschimmer herauf. Ankerlaternen geben trübgelbes Licht.

Die enge, niedrige Stube mit den weißgestrichenen Wänden, daran der Kerzenschatten hin und her fliegt — Gisberta fühlt sich erniedrigt durch das alltäglich inhaltlose Bild. Aber die Schwärze da draußen — das ist Meer, Nacht, Kälte, Unendlichkeit, Mutterschaft, Tod — das ist die Meduse: wer ihr ins Auge blickt, dem ermattet langsam das Herz, sein Blut gerinnt, die Nerven werden starr; umsonst müht er sich, seine Augen loszureißen; allzu süß ist das Grausen . . .

Sie wartet auf den seltsamen Fremden. Man soll ihn zu ihr hinaufführen, nicht gleich in den Saal . . .

„O, das ist gut," spricht sie, wie er vor ihr steht; „ich selbst kenne Sie kaum wieder. Was ist mit Ihnen vorgegangen? Fast habe ich Angst gehabt um Sie. Ich sah Sie wie einen toten Mann auf der Flut treiben. Und dann wie eine große Möwe. Und schließlich wie einen vermummten Reiter, der über die Düne fliegt und dem Sturm gebietet. So sind Sie ja auch; mir ist manchmal, als säße ich auf Ihrem Flattermantel . . . Aber jetzt ist doch wieder alles anders. Nun sind Sie das Feuer neben der Einfahrt; aber es brennt ohne Turm und Baake — still in leerer Luft. Und wir andern stehen da und gucken und können nicht hin . . ."

Dann heißt sie ihn hinabgehen in den Gästesaal und folgt ihm nach einer Weile. —

Das Mahl ist fast beendet; man sitzt bei Obst und Wein. Die dänischen Gäste sind unter die holländischen Herren verteilt; das sind die gebietenden Bürger von Amsterdam und einige aus des Prinzen Hause im Haag, der junge Heugens zum Beispiel.

Der Admiralitätinspektor sitzt an einem Ende des Tisches, seine Tochter an der Tafelmitte; sie hat den Herrn von Heytheusen

neben sich gebeten, teils um ihre neuliche Heftigkeit auszugleichen; aber auch noch aus einem anderen Grunde, über den sie sich selbst nicht ganz im klaren ist. Sich gegenüber hat sie dem Fremden, dem Knechte des Juden, seinen Platz anweisen lassen. Der wechselte mit den Dänen nur erst wenige Worte, und sie haben ihn weiter nicht beachtet.

Wie Gisberta ihn unter den Schöffen und Ratsherren von Amsterdam beobachtet, wie sie ihn mit dem Kluvenierkapitän, mit den Regenten der Gilden und Zünfte und mit den Obleuten der Deputationen reden hört — mehr und mehr wird ihr da sein Wesen und Benehmen befremdlich. Er sei eines hansischen Kaufherrn Sohn, einer freien Stadt Bürger: also von ihrem eigenen Stande — gewiß, zu Anfang hat sie es ihm geglaubt. Er weiß sicher und verständig mit all diesen Herren zu verhandeln. Aber seltsam: er spricht von der Börse und gebraucht Ausdrücke wie ein Marschall, wie ein Zeremonienmeister. Er sagt „Hauptbuch"; aber das klingt wie „Staatsgrundvertrag". Er meint „Einkommen"; aber er nennt es „Steuer und Gefälle". Das ist kein Kaufmann.

Einmal ist die Rede von Koggen und Konvoi. Davon wissen alle Bescheid. Und Gisberta ruft: „Mein Vater spricht, ein gut bestücktes Orlogschiff zu kommandieren, womöglich im Feuer und Bord an Bord — das sei zur See das schönste. Aber es ist schon ganz herrlich, als Gast an Deck zu liegen und hinausgetragen zu werden, willenlos, in welch selige Ferne der Wind will. Der Rudermann hält auf irgendeinen Stern hin, und sie glühen und locken alle." Deutlicher als es ihr Wille war, hat sie dabei den Fremden angesprochen; wirklich blicken alle in Erwartung auf ihn. Und als hätte ein Funke in ihn hineingeschlagen, so sprüht es von ihm auf:

„Mannes Glück ist von zweierlei Art. Bin ich ganz wach und voll Willen — was wäre herrlicher als Verantwortung und Befehl, als Seefahrt und Gefecht? Aber man kann nicht immer wachen. Es kommen Zeiten, da muß auch ich mich den Wellen

geben, wie Tang, wie eine Qualle; dann tragen mich die Ströme von Golf zu Golf, von Strand zu Riff, hinweg über rote Korallen und weißen Sand. Und wenn mein letzter Kompaß verloren ging, oft genug fand ich mich dann am reichsten an Glück und Gut. Dann gehörte mir die ganze Welt . . ."

Harald Rundhuus von Lolland, Christians Vetter und seiner Königsyacht Oberzeugmeister, hat sich weit vorgebeugt und blickt den Sprecher an. Der merkt es wohl; aber es beirrt ihn garnicht. Und noch einer von den Dänen, der Schiffsleutnant Tamme, horcht mit Verwunderung und erwidert dem Fremden:

„Sie mögen recht haben, edler Herr; wiewohl ich selbst derlei unbestimmtes Gefühl und Glück des Nichtwollens nicht begreife. Es gab Leute, die opferten solcher Trunkenheit — gestatten Sie, daß ich es so nenne — sich selbst und alles, was ihnen hätte heilig sein müssen." Das klingt so scharf und böse, daß Herr Heugens der Antwort des Fremden zuvorzukommen für angebracht hält. Als Hofmann versteht er die Anspielung des Dänen sehr wohl.

„Sie meinen den Schwager Ihres Königs, Herrn Skram von Stürmen . . . Ist er wirklich verschollen und verdorben?"

„So scheint es", sagt der dänische Leutnant. Aber der Oberzeugmeister heftet von neuem seinen Blick auf des Fremden Antlitz. Das senkt sich tief, da Heugens weiter fragt: „Und Frau Anna, des Königs lieblichste Schwester?" Denn er glaubt mit so unverfänglichem Gespräch Unliebsamkeiten vorzubeugen.

Aber Heytheusen ist es, der antwortet. Auch ihm ist die wilde Geschichte vom dänischen Hof vorzeiten zu Ohren gekommen. „Hoho, was tut denn eine kluge und edle Frau, der ein Windhund davongelaufen? Wahrscheinlich wird sie ihm pfeifen, bis ihr die Luft ausgeht, und den Rest vertrauern und versauern, eine neue Penelope. Nein, meine Herren, an Heldengesänge glaube ich nicht."

Darauf antwortet der Vetter des Königs, langsam und finster; und Gisberta ist es, die jetzt des Fremden Gesicht betrachtet.

„Skrams Hausfrau lebt noch; aber sie ist krank und verstört. Auf Stürmen hängt der Efeu vor der Tür."

Und ein anderer Däne sagt: „Ich kenne Erich Skram. Fände ich ihn — mit eigener Hand würde ich ihn binden und nach Stürmen tragen und bliebe sein Freund sein Leben lang. Scheltet ihn nicht. Sie sind alle unglücklich."

Der Fremde hat sein Haupt längst wieder erhoben und blickt fest und hart. Gisberta sieht ihn an und kann ihre lautlosen Tränen nicht mehr zurückhalten. Aber Heytheusen, der alles beobachtet hat und fast alles begreift, redet freundlich und wohltuend auf sie ein. Sie hört nicht, was er sagt; aber sie empfindet mit Dankbarkeit die Güte, die er doch so selten zeigt. Ein einziger Gedanke hämmert durch ihren ganzen Körper: wenn er nur schweigt! wenn er nur schweigt!

Und der Fremde schweigt wirklich.

Harald Rundhuus scheint nun ebenfalls das Gespräch ablenken zu wollen. Er wendet sich an Herrn Lambert. „Hier bei Euch, so spricht man, sei schon in grauen Sagenzeiten ruhmreich zur See gefahren und gestritten?"

„Bei Gott, so ist es!" beteuert der Admiralitätinspektor und denkt an Klaudius den Bataver, der freilich nicht Sage ist.

„Bei uns daheim," fährt der Däne fort, „gehen noch ein paar abgerissene, undeutliche Geschichten. Eine Seefahrt sei von der Elbe geschehen, eine geraubte Jungfrau zu befreien. Vor Rhein und Schelde habe man gewaltig gefochten. Auch einer von Stürmen soll dabei gewesen sein. Ob er sich ausgezeichnet, weiß man nicht."

Vielleicht hat Rundhuus erwartet, der Fremde werde ihm widersprechen. Aber der schweigt. Ein anderer bringt die Berichtigung:

„Um Vergebung, Herr Zeugmeister — wie mich dünkt, das war der alte Wate, der bärtige Recke. Er tat Wunder mit dem Schwerte, wie man sagt."

„Soso, auch bei euch weiß man davon", meint Rundhuus.

„Nun — mag er gut gehauen haben! Treu und zuverlässig war er sicher nicht — einer von Stürmen!"

Jetzt antwortet der Fremde, langsam, nicht laut, aber mit seltsam kalter, lauernder Stimme.

„Ich bewundere Ihre Kühnheit, Herr. Einem alten Helden, den kein Zeuge und kein Gesippter schützt, das Grab zu schänden ... Erlaubnis der Frage: Würden Sie einem Lebenden seines Geschlechtes dergleichen ins Antlitz reden?"

Das ist Herausforderung. Selbst die behaglichen Holländer erschrecken. Sie meinen, der Däne müsse aufspringen, toben, drohen ... nichts von alledem. Auch Rundhuus von Lolland spricht leise, langsam, wie in Versonnenheit, und sein Empfinden scheint vereist:

„Nur einer lebt vom Hause Stürmen. Ob ich dem ins Antlitz also sprechen würde, begehren Sie zu erfahren? Sie mögen wissen: ich war mit im Dom von Roeskilde, als Erich Skram Christians Schwager wurde. Prinzessin Anna war schön und frisch wie ein Buchenwald voll Veilchen ... man sagt, sie sei nun grau wie Birkenreisig und aus ihren Kleidern wehe ein Duft von Heu und Moder. Träfe ich den Mann, der sie verließ, weil Abenteuersucht ihm Pflicht und Ehre auslöschte, ich würde sprechen: Erich Skram von Stürmen, wir waren Freunde als Knaben. Aber jetzt bist du ein Lump." — Das klingt, als stünden sie wirklich, Auge in Auge, einander gegenüber. Gisberta vergißt sich und alles und hebt ihre gefalteten Hände hoch empor.

„Nein, nicht so!" mahnt der, der schon einmal von Skrams Unglück gesprochen. „Wenn es ihm unerträglich war, Königsdienst und Frauendienst zu üben tagaus tagein, sittsam bei Hofe, sittsam zu Hause — fragt seine Ahnen, wie das gärende Blut sie in alle Weiten hinausriß — fragt sein Söhnlein, ob ihm das Schaukelroß genügt und der Kahn auf dem Dorfteich. Ich fand den Junker und sprach mit ihm; und ich sage euch: wer das Büblein einen Lumpen oder was immer schelten wollte, der wäre ganz ein Tölpel. Und Peter Skram ist schon heute wie Erich, genau wie Erich ..."

Er will noch weiter sprechen. Aber der Fremde hat sich erhoben, ist vor ihn hingetreten und hält ihm beide Arme hin: „Richard Thingstede, binde mich! Trag mich nach Stürmen! Sei mein Freund, solang ich noch lebe! — Wann sprachst du mit ihm? Und was sagt Peter?"

Jetzt stehen alle auf, und sie staunen; und Gisberta weint nun laut.

Aber nichts von Fesseln. Nichts von Scheltwort oder Gewalt. Alle begrüßen den Gefundenen mit Jubel und mit Stolz.

„Christian IV. will gegen den Kaiser. Und dich braucht er, Erich Skram von Stürmen! Dich braucht seine Flotte!" Und sie nennen ihn: Admiral. Sie nennen ihn: Vizekönig zur See. —

Die Gäste sind fort. Herr Lambert selbst ging zur Ruhe. Gisberta beaufsichtigt noch, wie die Dienerschaft Licht und Feuer löscht, das kostbare Glas und die Hauptstücke des Silbers beiseite räumt. Heugens und Heytheusen sind noch bei ihr geblieben und warten, bis alles geschehen ist.

Wirklich ist Gisberta jetzt ganz still. Sie sieht freundlich auf die beiden dauerhaften Gäste. Nicht lästig sind ihr die — nur so gleichgültig.

„Sternenhoch mit dem Gischt der hohlen Woge — das ist ein Held. So ist ein Held", sagt sie, wie für sich.

Aber Heugens antwortet, und es ist wahrlich nicht Mißgunst, was aus ihm spricht: „Ja, die Helden von Stürmen, wie jener Wate und sein Geschlecht. Geraubte Jungfrauen. Riesen. Lindwürmer. Blutige Würger und wimmernde Unschuld. Nein! Helden — das heißt: Nicht mit den Wünschen zu wollen, sondern mit der Einsicht!" Und in diesem Augenblick fühlt er Gisbertas Jugend und weiß, daß er hier nicht werben wird.

Heytheusen aber wiederholt ihre Worte: „Das ist ein Held! Das ist ein Held! Gewiß, mein Töchterchen. Ein Kerl, wie eine Rakete! Wir Holländer sind ja alle bloß eingefettete Ladestöcke — hol mich der Teufel!" Und in diesem Augenblick fühlt auch er — Gisbertas Jugend.

26.



m Februar reisen die Schelme; und auch sie nur, wenn im nächsten Dorf ein Kopf zuviel ist. Dennoch ist Heytheusen vom Ey nach der Schelde gesegelt. Nicht in Heringgeschäften.

Früher Vormittag; aber der dicke Nebel macht, daß man in den Häusern Licht brennt, als wäre es noch vor Sonnenaufgang. Auf den Straßen gleitet man hoch durch einsame, leere Luft. Draußen auf der Mole ist Raum und Zeit weggebrochen. Das beständige dumpfe Tuten von der Schelde und von der Reede kommt wie aus anderen, unheimlichen Welten. — Heytheusen trägt ein Seeglas bei sich. Aber das ist ganz nutzlos. Das feuchte Messing durchkältet noch den dicken Handschuh.

Heytheusen wartet, daß der Nebel fallen soll. Bisweilen geschieht das ganz plötzlich. Dann wird man draußen die „Goldblume" liegen sehen; sicher muß sie schon da sein. Sie wird einlaufen. Man wird zur Zollbrücke eilen; dabei stehen, wenn sie anlegt und dem Manne ins Angesicht blicken, dem einzigen Manne.

Was will Heytheusen von ihm?

Heytheusen ist der Meinung, daß des Oraniers Feldzüge nur noch fachmännische Soldatenkünste sind. Daß Hollands Tummelfeld nicht die Ebene von Brabant ist, sondern die ganze runde Welt mit ihren sieben oder noch mehr Erdteilen. Die Oranier — tüchtige Feldwebel, die gern ein bißchen Monarchie spielen, wie alle Feldwebel in ihren Kompanien. Zu des Schweigers Zeiten war das gut und wacker. Aber heute?! Mag die Pomeranzenstandarte rings auf den verschanzten Landesgrenzen flattern, mag ein Moritz, ein Friedrich Heinrich oder wer immer in den Gräben wühlen, halsausgereckt über die Wälle spähen, steifbeinig vom dampfenden Gaul herunterturnen und zwischen Mühle und Mühle den durchlauchtigen Fürsten spielen — Heytheusens Flagge weht rot-weiß-blau über alle Welt. Nicht in

Europa versteht sich. Der Holländer weiß, was Heimat ist und wird dem andern die seine gewißlich gönnen. Aber westwärts, westwärts ist der Himmel unermeßlich und der Abenteuer kein Ende! Heraus aus der fürstlich anlackierten Kleinkrämerei! Weg von Kontobuch und Ladentisch! Hinüber zum Unendlichen, zur ewigen Freiheit! — Nur Eines Herz ist weit genug, Führer zu sein; nur Eines Blick scharf genug, nur Eines Faust hart. Den Einen will Heytheusen im Geist auf einen hohen Berg führen und will ihm zeigen alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit . . .

Aber die „Goldblume" ankert noch gar nicht auf der Reede. Vor ganz kleinen Segeln läuft sie vorsichtig und langsam durch den Kanal. Die Marsen sind doppelt besetzt. Alle zwei Schritt ist rund herum an der Schanze ein Ausguck aufgestellt. Minute um Minute röchelt das Horn.

Der Gouverneur von Indien!

Er hat früh den Kopf zur Treppenhaube herausgetan, in den Nebel gerochen und festgestellt, daß seine mehr als zehnjährige Abwesenheit von Holland nun doch noch ein paar Stunden länger dauern wird. So hat er sich wieder in die Koje gelegt und läßt den lieben Gott dafür sorgen, daß es Tag werde.

Schließlich wird ihm das langweilig. Er brüllt laut auf: Kommando für den Kajütjungen. Der ist hemdeweiß, glotzt aus himmelhohen Augen, schlottert in seiner Hose.

„Bengel, du stinkst schon wieder vor Angst. Ersaufen mußt du doch eines Tages. Im holländischen Nebel, im chinesischen Taifun, mir wär das schnuppe. — Hol mir den Kapitän!"

Der kann natürlich nicht von der Brücke. Ist schließlich auch besser so. Kuhn haßt diesen Genossen endloser Wochen aus tiefstem Herzen. — „Dann hol den Smuttje!"

Dem Knaben hat die Bewegung und der ablenkende Auftrag wieder Blut gemacht. Nach kurzer Weile kommt der Koch. Er bringt einen dampfenden Kessel mit. Der Rum kitzelt vier erfreute Naslöcher.

„Knall dich hin, dickes Schwein."

Der Koch grinst und wartet, was weiter kommt.

„Wird Zeit, daß man wieder an Land rollt und Weiber fühlt. Man bekommt allmählich Zustände in diesem Käfig. Deine runde Fratze sieht genau so aus wie die kleine Specx von hinten. Jawohl, du Esel — eine Schmeichelei ist das, bedank dich! Zu meinem Vergnügen hab ich sie nicht prügeln lassen, damals. Jetzt tut es mir leid, daß ich ihren Kerl habe erschießen lassen und nicht sie. Kortenhoff hieß der Lümmel. Im Grunde hat doch immer die Sau die Schuld, und schlechter als du und all die andern war er auch nicht. Fressen und lottern und Gold zusammenkratzen — weiter wollt ihr ja doch nichts, edle Bataver. Achill und Alexander, hab ich gelesen, waren auch gewaltige Böcke. Aber hast du Hektor besiegt? Antworte, unnützes Mastvieh! Hast du Persien erobert? Nicht mal zum Direktor der Ostindischen Gesellschaft hast du es gebracht — so faul bist du. Süßeren Mist als du rühren die auch nicht zusammen in ihrer Kombüse, und den Sudelvertrag mit den englischen Gaunern hättest du auch anrühren können, genau so gut wie die Dreckbäcker im Büchsenhaus. Untertänigsten Diener, edler Herr! Befehlen Euer Gnaden mehr Pfeffer oder mehr Zimt? Schiffe? Matrosen? Soldaten? Behüte — brauch ich nicht! Hans Peterssohn fliegt nach Indien, spuckt in die Hände — weg sind die Briten, weg sind die Portugiesen, die Javanen rutschen auf dem Bauch und brunzen gediegenes Gold, scheffelweise, tonnenweise — Hans Peterssohn kann zaubern. Hans Peterssohn ist Euer Gnaden allergehorsamster Klei am Stiefel. Maul auf! Maul auf! Hier fliegen die Dividenden. Hier sausen die Benefizien."

Smuttje ist längst wieder draußen — dies war denn doch etwas lebhafter als gewöhnlich. Der Gouverneur trinkt beide Grogläser leer und beschließt weitere Unternehmung. „Der Sinai geht zu Moses." Die Kajütentür kracht hinter ihm zu.

Draußen ist er wieder ganz ruhig. Langsam, gleichmütig, lächelnd geht er zum Kapitän. Der Nebel ist noch genau so dick wie vorher.

Er hört, wie der Alte auf den Planken hin und her trampelt. Der schwitzt auch Korinthen und Eiszapfen. Freilich, das schöne Schiff ist ihm gottlos gleichgültig; die Menschenleben, die ihm anvertraut sind, die Verantwortung für gelungene Fahrt, die Pflicht, die Ehre — er spuckt darauf. Sein eigenes Leben wäre ihm noch nicht einmal wichtig, so dumm ist er. Aber — bei Gott und Jesus Christus! — die Frachtprozente! der Benefizienanteil!! Verlorenes Schiff — verlorene Beute.

Doch Kuhn tritt mit feinster Höflichkeit an ihn heran und überhört das deutliche Geknurr: Störung bei wichtigstem Dienst, oder etwas Ähnliches.

„Kapitän, ich habe Ihr Handwerk schon oft von Herzen bewundert. Jeden Morgen, wenn ich erwache und in viehmäßigem Schlafe meinem Ziele so und so viele Seemeilen näher gekommen bin, muß ich mir sagen: du bist wie ein Frachtballen; aber die Seeleute wachen und arbeiten, im Dunkeln, ohne Wegweiser, ohne Fährtenhund — wie machen die Kerls das? Es ist geradezu wunderbar."

„Da ist nichts Wunderbares, Herr Kuhn. Gestirne und offenes Wasser — ein Schiffsjunge kann da navigieren. Aber der verdammte Nebel! Ich stehe für nichts, Herr."

„Neben Ihnen bin ich ohne alle Besorgnis. Sehen Sie das nicht? Und sagen Sie nicht: der ist so einfältig, der ahnt die Gefahr garnicht. Wissen Sie, diese krummen Sachen da hinten in Indien — hol der Kuckuck das ganze Pfefferland! — das ist manchmal ganz ähnlich so wie ein Schiff steuern, si licet parva componere magnis, sagt Grotius. Und manchmal eklig vernebelt. Vielleicht ist niemand an Bord, der Ihre Weisheit und Kunst so wohl zu würdigen weiß wie ich. — Ich bin schon mit manchem Schiffer gesegelt. Im Sturm werden die meisten lustig und hochfahrend, im Nebel aufgeregt und unselbständig. Ja: doch! Sie wollen es nicht wahr haben, Kapitän; denn Sie sind eine Ausnahme. Nur eben fragte ich den Kajütjungen, ob er Angst habe. Angst? sagte der — der Kapitän ist ja auf der

Brücke. Sehen Sie, das ist immer mein Traum gewesen, mein Bild von einem Helden: so muß der Mann sein, der ein Schiff kommandiert, eine Familie, eine Armee, ein Volk. Das sind die wahren Könige; die echten Kronen fallen vom Polarstern. Ein Kapitän, der die Nerven seiner Leute so in der Hand hat, der sollte Größeres steuern, als eine Frachtkarre und wäre es selbst die „Goldblume". Eine Kogge? Ein Geschwader? Eine Flotte? Jawohl — Schulz bei Nacht und Admiral sind schöne Titel ... Aber, hol mich der Satan, manchmal denk ich, ein Seemann, ein Kerl aus Salzwasser und Fischbein — das wär doch noch ein ganz anderer Herr in Holland, Seeland und den benachbarten Feldmarken, als so ein Reiteroberst. Nun, nun, ich sage nichts gegen Oranien, ich spreche nur so ganz im allgemeinen. Ihre Schuld, Herr Kapitän, wenn ich auf so merkwürdige Gedanken verfalle. Ich habe Sie nun lange genug bewundern müssen. Belagerungen, Hin- und Hermärsche, hier eine Festung mehr, da eine Festung weniger, Gemechtel mit Frankreich, Getechtel mit Spanien — sagen Sie selbst: was kommt dabei heraus? Nein, mit Ideen muß regiert werden."

„Mit was muß regiert werden?" fragt der Kapitän.

„Mit Ideen! Der Zimmermann sagt, er wäre der Hai: durch alle Meere, mit allerlei Wind, alles aufgeschnappt, was vor den Rachen kommt, schließlich auch den Haken — hat mir großen Eindruck gemacht, wahrhaftig! So ein Mann hat Ideen und zwar kabeldicke. Und Sie, Kapitän? Haben Sie nie welche? Ich weiß, Sie haben den ganzen Kopf voll, bis in den Magen herunter. Mir wird manchmal ganz schwach von all Ihren Ideen ..."

„Nee, mit solchem Zeug gebe ich mich nicht ab, kann ich versichern, Herr Kuhn. Was wollen Sie überhaupt von mir? Wollen Sie mich uzen? Schlechte Zeit dazu, Herr! Wir haben Nebel, wissen Sie das?!"

„Was haben wir? Nebel? Ach so, ja: Nebel ist auch eine Idee. Eine vortreffliche Idee. Je mehr Nebel, desto besser kann man regieren."

„Aber nicht navigieren. Das lassen Sie sich gesagt sein, Herr Kuhn. Sie sind hier nicht in Ihren Bambussümpfen, sondern im englischen Kanal, Herr. Und wenn hier und heute etwas passiert . . ."

Aber Kuhn lacht und läßt ihn stehen.

Mit einem Male wird es sichtig; dann klar. Man läuft in die Schelde. Da ist Vlissingen.

Kuhn stampft mit den Ersten auf den Kaisteinen herum.

Heytheusen hat wirklich solange ausgehalten. Wie er Kuhn sieht, ist er doch ein bißchen eingeschüchtert. Aber wacker tritt er auf den Gouverneur zu und will ihn anreden.

„Guten Tag", schreit der ihn an. „Ist der Herr ein Direktor von der Ostindischen?"

„Nein. Von der Nordischen", antwortet Heytheusen verdutzt.

„Na, Gott sei Dank! Dann brauche ich mich mit Ihnen nicht herumzuärgern", sagt Kuhn und geht weiter.

27.



Im „Wappen von Frankreich" pflegen Wanderkomödianten, zumeist Franzosen, ferner reisende Malersleute, Alchemisten und Galoppdoktoren ihren Abstieg zu nehmen: Leute dieses Schlages halten die gesellschaftliche Mitte des Gastwesens, sie geben den Ton an. Mit ihnen kommen Theaterschneiderinnen, Perückenmacher, Kunstreiter, Seiltänzer und ganz gewöhnliche Harngucker. Aber auch die Quaste des Kometenschwanzes fehlt nicht — junge Offiziere, die aus ihrem langweiligen Standort für eine Zeitlang verschwanden, um einer Celimene, einer Rosabella von Dorf zu Dorf, von Kneipe zu Kneipe nachzuwittern; mit stillbeglücktem Schweifwedeln oder auch mit wilden Freudensprüngen und lautem Geheul, je nach Gemütsart, begrüßen sie die endlich Gefundene. — Zähe Halsabschneider, die dem Häuptling irgend einer Truppe aus guten Gründen auf die Kasse achten.

— Finstere Bürgerväter auf der Suche nach ihrem davongehüpften, leider schon bös abgefiederten Turteltöchterchen. — Und ähnliche Kunstverwandte. Das alles erfüllt das Vorderhaus vom Keller bis unter den Dachfirst mit dem Getöse des Wohlbehagens. Die Weine kommen aus Frankreich, aus Spanien und vom Rhein; sie sind alle gut und feurig. Die Küche ist niederländisch — der Olymp hat keine bessere. Die Betten sind zerlegen und muffig. Möbel und Gerät klappern und wackeln und kleben in ihrem Schmutz. Alles ist ungemein malerisch.

Am Ende des Hofflügels mit seinen Ställen, Wagenscheunen, Abtritten und Futterböden liegt noch ein kellerartig gewölbtes Gemach, das rückwärts, einem engen Gärtchen zu, ein einziges Fenster hinausblicken läßt. Eine schwere, steinere Wendeltreppe nimmt ein Vierteil des Raumes ein; sie führt zu einem Kämmerchen, das ebenso weltabgetrennt darüber liegt.

Hier haust seit einigen Wochen ein ausländischer Gast, der mit Lautlosigkeiten musiziert, der mit Farben malt, die nicht zu sehen sind, mit Steinen baut, die man nicht anfassen kann, und die ihre Fundamente nicht schwerer belasten als ein Schmetterling die Luft, auf der er segelt. — Am Abend jedoch kommen oftmals allerlei Werkleute hier zusammen, die mit härterem Handwerkzeug zu arbeiten gewohnt sind . . .

Der Philosoph ist ausgegangen. Statt seiner sitzt ein junger Mann in diesem Gewölbe, mitten im Raum, niedrig auf einem lehnenlosen Bänkchen. Er betrachtet die helle Insel am Fenster, den Schreibtisch, die Bücher. Er ist vornehm gewachsen. Seine Gesichtzüge sind edel und zart. Seine Kleidung ist nicht die eines Tagelöhners, aber höchst abgebraucht, verlottert und verschmutzt.

„Pergament ist fade — man müßte noch ein paar Maroquinbände nehmen und eine dunkle Flasche . . .“

Die kleine Tür an der Rückwand wird geöffnet und wieder geschlossen. Irgend jemand ist eingetreten. Aber der Maler läßt sich in seiner Beobachtung nicht stören. Erst als der Kömmling

nicht näher heran tritt, wendet er sich im Sitzen um und späht an der Steintreppe vorbei in das Raumdunkel.

„Sie suchen den Magister? Der ist ausgegangen. Ich erwarte ihn selbst."

Der Fremde antwortet nicht. Mit einer Hand hält er sich an der Tür fest, die andere drückt er gegen die Brust. Zusammengekrümmt, als sei er im Leib verwundet, starrt er den Maler an.

Der will auf ihn zutreten: „Was ist mit Ihnen?" und will helfen.

Aber der andere richtet sich auf:

„Endlich! Endlich! Er hat sich lange suchen lassen, der Schuft."

„Ja, so. Das gilt mir, wie es scheint. Ich bin der Maler Adrian."

„Ganz recht: der Maler Adrian. Ich würde nicht daran zweifeln, wolltest du es leugnen. Wo ist dein Plemp? Viel Zeit haben wir nicht."

Er hat die Klinge schon heraus und steht ganz nahe. Dem Maler bleibt nichts anderes übrig: er langt nach dem Stößer des Philosophen, der neben dem Schreibtisch in der Fensterecke steht. Das dreiste Kommandieren des Fremden ärgert ihn stark. Er will sich dergleichen mit kühlen Worten verbitten. Aber er hat gerade noch Zeit, den Stahl zur Parade hochzureißen. Die zerbricht ihm fast das Handgelenk. Also zustoßen! — Und gleich im ersten Gang wird der Eindringling abgestochen.

Adrian sieht ihn taumeln und sich an der Wand niedersetzen — es sind seltsame, sehr ausdruckvolle Bewegungen.

„Ja, viel Zeit haben wir nicht", sagt der Maler. Weder Fechtergewohnheit noch Ordnungbedürfnis veranlassen ihn, die Klinge abzuwischen. Wie sie ist, stößt er sie in die Scheide und stellt sie wieder an ihren Platz. Dann betrachtet er den Sterbenden. Aus Verdruß wird Mitgefühl. Er zieht eine Branntweinflasche hervor, blickt hindurch und gibt seinem Gegner zu trinken. Der nimmt — schon ganz erloschen, ganz Todesgrauen — gierig den reichlichen Rest. Adrian zieht ihn von der Wand ab, kehrt

einen Stuhl um, nimmt ein Kissen und bettet den andern, den er noch immer nicht kennt, auf die Schräge der Rücklehne. Dann setzt er sich neben ihn.

„Ich glaube, daß wir Freunde sind" (ein Haßblitz beweist ihm, daß der Tod noch einen Augenblick verziehen will), „oder wenigstens nicht so arge Feinde wie du denkst, mein Armer. Tat ich dir etwas böses, so nenn es mir. Ich will es dir abbitten, damit du in Frieden hintreten kannst. Nein, wirklich: ich kenne dich nicht und weiß nicht, was dich erzürnt."

Der Fremde antwortet leise und mit höchster Beschwerde, aber noch vollkommen deutlich:

„Du warst in Breda, mit dem Nassauer."

„Ja. — Es sind fünf Jahre her seit dem Unglück."

„Du lebtest bei Krasebecks."

„Jawohl. Kennst du die?"

„Elli Krasebeck war meine Braut."

Adrian sinnt nach. „Du bist . . . ja, jetzt verstehe ich dich. Du warst mit Spinola draußen? Kanonier? Jawohl, wir sprachen oft von dir. Wär mir schon lieber gewesen, ich hätte dich damals erledigt."

„Wir haben gesiegt. Breda ging über."

„Verfluchte Spanier!"

Sie schweigen beide, als wäre alles gesagt.

Aber der Sterbende beginnt wieder; angstvoll, fast demütig: „Alles gleich. Kann nichts ändern. Schnell: Abbitten!"

„Ich habe dir nichts abzubitten. Ich habe deine Braut nicht verführt, wie du wohl denken konntest, als du vom tollen Adrian hörtest."

„Als ich kam, hat sie vor mir ausgespuckt!"

„Gut, Elli, gut! — Weil du bei den Spaniern warst, schlechter Kerl! Deswegen!"

„Deswegen!" wiederholt der Getroffene. Und macht keinen Versuch weiterzusprechen.

Aber der Maler denkt für ihn:

„Von mir sagen die Leute, ich sei verkommen, verkracht, gescheitert — ein heimatloser Lump, ein begabtes Schwein. Und du?"

„Du hast Recht. Aber lassen wir das! Hier mußt du nun fort. Geh nach Antwerpen! Elli Krasebeck ... Frag in der Festungkantine. Ich bin gut flämisch. War es immer. Aber Spinola hat mir das Leben gerettet. Spinola ist ein großer Mann, größer als Tilly und Friedland, viel, viel größer als euer Schwedenkönig. Spinola ... Nein: sag Elli ..." Er hustet entsetzlich. Das Blut tropft ihm aus der Nase.

„Daß du dich für sie hast erstechen lassen. Ja. Ich will es ihr sagen. Hörst du noch? Ich verspreche es dir."

Der Verwundete greift mit beiden Händen in die Luft und schnellt auf wie ein Fisch. Dann klappern die Armknochen auf die Fliesen nieder, das Haupt fällt tief auf die Brust.

„Fertig. Abgebüßt", sagt Adrian.

Er sieht sehr klar, was nun geschehen muß — und schnell! In kurzem kehrt der Magister zurück. Auch die anderen Freunde werden nicht lange mehr säumen, den gewohnten Kranz zu schließen.

Dies Zusammensein ist für sie alle ein Jungbad der Geister, ein Stern in mühevoller Wochennacht. Mit schwerer Gewalt preßt die Luft von Amsterdam, der zähe Duftbrei von Käse, Hering, Fremdholz, Leder, Stockfisch, Öl, Getreide, Pfeffer, Bier, Tabak, Tran und Walspeck den Gedankenbogen zusammen — mühsam, langsam schwimmt sein Pfeil hindurch. Hier im Gewölbe, am Abend des Wochenendes, lichten sich die Schwaden; hier ist dünne, gläserne Höhenluft; hier streckt sich, was die Alltagfrohn krümmte; das schwere Gerät wandelt sich zu klingenden Saiten, zu hellen Glocken, zu mächtiger Harfe; und alles wird Wohllaut im Vielklang, Genuß im Schaffen ...

Die ersehnte Erhebung — Adrian will sie den andern nicht trüben; er will sie sich selbst nicht trüben. Ihm war sie noch wertvoller als jenen, immer von neuem. Und heute!

Er will sich bücken, den Toten aufzuheben. Er muß innehalten,

setzt sich, verfällt in Sinnen. Hier hätte gleichmäßige, strenge Arbeit ihn gesund gemacht; hier hätte das noch immer formlose Mineral seines Gemütes herrlich kristallisiert; der Flockenrest qualvoll unreiner Jugend wäre allmählich niedergesunken ... Jetzt beginnt das Schütteln und Schäumen von neuem; der landflüchtige Umtrieb, der Zeitmord durch Kanne und Knobelbecher, das Malen in Dorfschenken ... Und dann: aus dem freien Holland wieder zurück in die zwangsheuchlerische Erbärmlichkeit der vergewaltigten flämischen Heimat — das ist das Schlimmste!

Aber da gibt es kein Schwanken. Ein Hoher Rat ist eklig ergrimmt auf Zweikämpfer. Und die Notwehr war zeugenlos. Und Adrians Ruhm ist der eines Raufboldes und Lüderjahns.

Er geht die steinerne Wendel hinauf und untersucht das Kämmerchen da oben. Gerümpel. Abstellgut. Heut wird dort niemand etwas suchen wollen. Und morgen am Tage? Der Magister ist alter Soldat, wie Adrian auch. Hat unter Moritz, dann unter Tilly gefochten. Der wird sich mit dem Findelkind, das nicht einmal schreit, schon einzurichten wissen. — Der Maler trägt den Leichnam auf die Treppe, setzt ihn sorgfältig zusammengebogen auf die Stufen, wo sie am breitesten sind, links gegen die Wand. Dann zieht er den grünen Vorhang wieder vor; räumt Stuhl und Kissen beiseite; findet noch die Klinge des Gefallenen und gibt sie dem Toten in die Hand ... Da kommt der Magister. Da kommen ein paar Wirtsknechtlein. Sie tragen ein Tischbrett und Böcke, in Körben Gedeck, Speisen und Wein. Und siehe: der Magister, der Mann der Unerbittlichkeit, der den Zweifel erfand, der den lieben Gott abschaffte und nur deshalb wieder in Gang setzte, weil er in seinem eigenen Denken die überirdischen Ahnungen der Unendlichkeit und der Vollkommenheit entdeckte — derselbe Mann versteht ungemein hurtig mit Befehl und Zugriff eine gar stattliche und anmutige Tafel herzurichten. Leuchter werden aufgestellt, Kerzen entzündet. Der kleine Raum dehnt sich tempelhaft.

Adrian schaut vom dunklen Fenster her zu.

„Das gleicht einem Festmahl, Meister“, sagt er.

„Findest du? Mag sein.“

„Für wen? Für was? Scheint dir die Zeit festlich?“

„Dir nicht? Nur Geduld, mein Freund. Pinsel ist Trumpf, und Amsterdam wird Kunststadt. Ich wette, über ein Stündchen ist niemandem festlicher zumut und freudenmäßiger, als einem gewissen Raffaelo contadinaccio und Dörperrhapsoden.“

Adrian lacht kurz. „Das klingt ungemein verheißend. Für mich wird's wohl ein Scheidetrunk werden; aber gleichviel! Abschied ist auch ein Fest.“

Der Philosoph sieht ihn erstaunt an; antwortet aber nicht. Er weiß, welch wertvolle Genugtuung seinem Freunde bereitet wird. Die soll den Reisegedanken wohl ein Ende machen.

„Austern und Rüdesheimer? Ich sage nicht: pfui!“ fährt Adrian fort. „Aber vor allem: sprecht heute einmal wieder etwas Gescheites, ihr andern! Das ist mir die nötigste Wegzehr an diesem dunklen Abend. — Was denkst du uns diesmal im Herzen aufzutischen?“

„Weiß nicht, Farbenmann. — Hast du einmal über den Ruhm nachgedacht?“

„Das darfst du getrost für wahrscheinlich halten, alter Schwartenkratzer. Ruhm, Ruhm! Worüber soll man wohl sonst nachdenken?“

„Ei, ei! — Ich kenne seiner drei Gattungen. Welche gilt dir am höchsten? — Siehst du, garnichts hast du gedacht. Du bist verworren, wie ein Jungferntagebuch. — Soll ich vom Ruhm sprechen?“

„Ja, tu das, Renatus! Wär mir nicht unlieb zu wissen, ob meine Auflösung nach Rosen schmecken wird oder nach Lavendel.“

„Oder nach Baldrian. Du bist ja heute sonderbar trübgeistig, mein Adrian. Nun es wird sich bessern; das Klärkraut hängt schon im Seiher.“

Indes kommen Gäste. Wilhelm Heytheusen, grau, am Stock, aber zappeliger als je; mit ihm der gelehrte junge Oberrabiner

Samuel Manasse ben Jisroel, der Portugiesensohn, mit seinen breitgelagerten, dicken Augen und dem struppigen, faserigen Bart um Kinn und Wulstlippen. Mehr oder weniger sind sie alle Grenzverwehte, die im „Wappen von Frankreich" zusammenkommen — Löwenzahnfäden, Samenbringer von weither.

Fast zugleich mit diesen beiden erscheint ein zweites Paar: der Strumpfwirker und Dichter Vondeel, den sie den Schwan von Holland nennen — er läßt unaufhörlich von Morgen bis Abend sein Schneegefieder leuchten, ihm ist der Philosophenkranz nur eine Strophe wie jede andere. Ein alter Organist, ein Rolandschüler; ihn wird die härteste Notdurft bis zum letzten Atem in der Kirchenfrohn festhalten; er musiziert so, wie der Karrusselgaul im irrsinnigen Kreislauf augenverbunden seine Schelle klirren läßt. Nur für ein paar Abendstunden jedesmal in sieben Tagen öffnet sich bei ihm Geist und Gemüt, seltsam und fesselnd, wie eine Orchideenblüte. Da hört er mancherlei von Welt und Gott; und was diese hier vorbringen, klingt anders, als was der schwarze Mann auf der Kanzel sagt, ehrlicher, reinlicher, herzlicher. Er selbst spricht nur Schnurren und allerlei trockenen Schnickschnack. Das Leben hat ihn gelehrt, das sei am klügsten. Aber die Freunde achten und lieben ihn gleichwohl; denn sie kennen sein Herz und seine Geschichte.

Auch Manasse spricht wenig. Wenn er aber redet, so schallt es breit und laut über die Tafel, mit polterigem Getose. Ein Lastwagen donnert über eine Holzbrücke, unter der eine Stromschnelle sausend herabrutscht. Vondeel neigt zum gottseligen Geheimnis, und der Jude fühlt sich beständig gereizt, ihn die Vorzüge einer übersichtlich gebauten, eingängigen Denkmaschine merken zu lassen: „Hat der Schwan heut wieder gesungen und ist doch nicht gestorben?"

Vondeel lacht nur; denn er kennt Manasses Art.

Aber der Maler Adrian antwortet laut und nachdrücklich:

„Gerade durch seinen Sang ist er unsterblich. Und jedes Lied bricht ihm das Herz. Wer das Leben sucht, der verliert es. Wer

es verliert, der findet." Man weiß nicht recht, ob er den Rationalisten oder den Mystiker widerlegen will oder alle beide. Aber der schwere Gedanke, gerade in seinem Munde, klingt verwunderlich.

Heytheusen spricht mit gereiztem Krähen; das ist ein für allemal sein Ton:

„Zum Kuckuck, sitzt denn heute Blut in der Luft? Ich komme von Totengeschrei und Leichengeruch nicht mehr los." Er schilt zu Adrian hinüber; dem klingt das sonderbar genug. Aber Heytheusen fährt fort: „Erst heute Morgen habe ich gehört, daß Hans Peterssohn schon seit Monden tot ist. Das wißt ihr auch nicht? Jawohl: an einer schändlichen Kolik sei er drüben in den Sümpfen jämmerlich umgekommen. Was, Kolik! Der Ärger tat das, sage ich euch, nichts anderes! Als er heimkam, wie haben sie ihn gequält mit ihrer Angst vor Briten und Portugiesen! Wie haben sie ihn ducken wollen! Wie haben sie ihn hingehalten! Schließlich, als sie einen brauchten auf den Inseln da unten, wen wußten sie? Wo hatten sie einen Kerl? Nirgends. Niemand war da. Kuhn hat hinmüssen. Kuhn hat Ordnung geschaffen. „Grausam" haben sie ihn geschimpft, die Mehlpuppen. Mit einer gespitzten Gänsepose kann man keinen Dachstuhl zimmern und keinen Kiel strecken. Heulen möchte man über das Bild: der Held, den die Ärgermaden von innen aushöhlen und hinwerfen zwischen Bambus und Palmen. Immerhin: das südliche Kreuz steht über seinem Grabe, nicht das blasse von Golgatha . . . Doch nun wollen wir endlich einmal die Toten ihre Toten begraben lassen. Ein anderes Lied! Gute Botschaft, edle Herren und lieben Freunde. Das „Athenäum" ist gesichert. Barläus will kommen und Vossius und noch ein halb Dutzend anderer Kirchenlichter. Jawohl, ihr könnt Vivat rufen! Vivat academia! Vivat Athenaeum illustre! Vivat unser geliebtes Neu-Attika! Aber halt! Nun kommt erst das Beste und Gesündeste: hör, Adrian Brauer, Maler aus Flamland — auf dich vor allen anderen hat man es abgesehen."

Alle wissen, was kommen wird; nur Adrian nicht. Auf ihn richten sich aller Blicke, freudig und voller Glückwunsch.

„Du bist ausersehen und feierlich erkoren, die hochgelehrten Herren der Eröffnung in rühmlichster Versammlung für die Nachwelt zu verewigen. Lebensgroß, mein Teurer, in ganzer Gestalt! Einige dreißig und fünf Nasen, siebenzig Augen, siebenzig Beine, siebenzig Daumen und zweihundertundachtzig sonstige Finger . . ."

Adrian steht betäubt, bald glutrot, bald leichenblaß. Das ist die Erfüllung. Das ist der feste, helle Krystall. — Zu spät!

„Aber ich . . ." beginnt er; doch er kommt nicht zum Ende.

„Tatarata," schreit Heytheusen, „natürlich kannst du! Mit den besoffenen Männerchen und Lustpuppen, groß wie Fingernägel und bunt wie Kolibris, damit ist es nun vorbei. Bordellchen und Stinktavernen hast du genug gepinselt. Jetzt kommt der Ernst des Lebens, mein Sohn. Die Tat! Das Werk! Der Ruhm!"

Adrian Brauer hat sich niedergesetzt. Nun doch betroffen blicken alle auf seine kummervolle Haltung. Sie schweigen. Und man hört unsichtbare Tränen, wie der Maler sagt: „Ich muß ja fort. Heut Nacht noch muß ich reiten."

Aber Heytheusen lärmt weiter: „Nichts da! Unsinn! Kneifen gibt's nicht!" Und wie sie auf den Maler einreden, kommt ein neuer Gast; nun sind fast alle versammelt.

Dies ist der Ratssekretär Brandt. Man weiß, daß er wie Brasser und andere in eifrigem Briefwechsel steht mit Grotius, dem Verbannten, auf den alle Holländer stolz sind, obwohl sie ihn fern in Paris sein unsterbliches Werk über das Recht in Krieg und Frieden vollenden lassen.

Brandt bringt eine neue Aufregung. Sie lassen ab von Brauer und seiner hoffnunglosen Enttäuschung, die sie nicht verstehen.

„Du Crécy ist am Hafen ermordet. Eben trägt man ihn zum Gesandten."

„Von wem? Weshalb?" Aber das weiß kein Mensch. Er hat einen Degenstoß im Herzen, ist tot und lebt nicht mehr. Er war

es, der dem französischen Magister bei den Kirchengewaltigen Hollands und beim Statthalter immer wieder Verdruß und Beschwerung bereitete. Sie alle sind befriedigt über seinen Abgang, auch Magister Renatus, der Philosoph selbst. „Aber wer ist der Mörder?"

Laute Erörterung, aufgeregtes Durcheinander. Doch man beginnt zu tafeln. Einer fehlt noch; aber der ist Arzt und sein Kommen ist jederzeit unbestimmt.

Adrian Brauer will nicht, daß von ihm und seinem Reisevorsatz gesprochen werde. Er läßt den geschehniskundigen Ratssekretär von den Ereignissen erzählen, vom Krieg in Deutschland. Brandt erörtert die möglichen Folgen des gewaltigen Schwedensieges bei Leipzig und Breitenfeld: Schlesien und Böhmen sind offen, der Weg nach Wien ist nicht mehr zu verfehlen. Kaiser und Papst sind der Vernichtung nahe — was das für Holland heißen will, davon braucht niemand zu reden, das weiß jeder. Aber Brauer ist mit seinen Gedanken in Breda. Er fragt nach Spinola. Der sei in Italien, berichtet Brandt; sitze um ein Städtchen, des Namen sei Casale; ob es sich halten könne, wisse man nicht. Und wieder kommt die unvermeidliche Betrachtung, wie es mit den spanischen Niederlanden stehe, mit Flandern und Brabant, und was daraus werden könne; der Vergleich zwischen Amsterdam und Antwerpen wird zum hundertsten Male ausgesponnen. Heytheusen weiß es bestimmt: Amsterdam hat die Zukunft. Antwerpen liegt tot und darnieder. Wer dort sitzt, ist gleichsam begraben. Ein ausgeglühter Acker, auf dem nichts mehr wachsen kann als Quecke und Heidekraut . . . Brauer gedenkt seines Versprechens und will es halten; von neuem spürt er den Schlamm, das Versinken und Ertrinken. Er hofft auf ein gutes, starkes Wort, das der Magister sprechen soll, wie er sonst zu tun pflegt. Aber der schweigt, und alle wissen warum. Der unheimliche Tod des Landsmannes, der sein Gegner war, beschäftigt ihn.

Schließlich kommt auch Dr. Klaus Tulp, die noch fehlende herba officinalis des Kranzes. Er war nicht bei Kranken, sondern

bei einer Sitzung, die über das künftige Athenäum beriet. Auch er bringt eine wichtige Nachricht und ist so erfüllt davon, daß er die Verstörtheit der anderen nicht bemerkt. Feierlich tritt er an den Tisch, ergreift ein gefülltes Glas, und seine Worte schlagen endlich den Ton aus der Glocke, auf den alle mit Sehnsucht hofften. — Aber auch dieser Klang verhallt wieder. Es ist, als sei über Nacht ein Sprung in das Metall gerissen.

Tulp spricht:

„Wir alle, meine Freunde — auch ihr, die ihr als Gäste von fern hierhergezogen seid — wir alle lieben unser gutes Holland, unser herrliches Amsterdam von Herzen. Aber bekennen müssen wir, die wir klare, nüchterne und willensbewußte Männer sind und niemals in unserem Leben angefochten von der Kinderei, die die Poeten ‚unglückliche Liebe' nennen, bekennen müssen wir: unsere Neigung zu dieser Stadt und ihren guten Leuten ist eine unglückliche Liebe gewesen. Hier ist das Reich der Dinglichkeit. Hier gelten die Güter, die die Sinne liebkosen und den Magen füllen — der Magister würde sagen: hier herrscht die Substanz des Stoffes. Wir aber sind Sendlinge des Geistes und wollen unserer Substanz zum Dasein verhelfen. Aber wir waren der verlorene Sohn, der heimkehrt und mit brennenden Augen hinblickt auf die heiter-gesättigte Pracht im Hause des Vaters; da will man von seinen Sehnsüchten und Abgrunderfahrungen nichts wissen. Und wir waren traurig, weil wir wußten: ihr da drinnen, ihr seid die Armen, ihr seid blind und blöde ... Es wird anders werden, ihr Freunde! Der verlorene Sohn ist heimgekehrt, sitzt am Herde und darf von seinen Erlebnissen erzählen, und alle werden lauschen und teilhaben an dem, was ihm mehr war als Sättigung und Schlaf."

„Vivat Athenaeum illustre!" ruft Heytheusen begeistert; alle sprechen es ihm nach. Und Tulp hebt den Römer hoch und grüßt den Philosophen:

„Renatus Cartesius, deine dankbaren Schüler und Freunde beglückwünschen dich. Nicht mehr im weltvergessenen Gewölbe —

auf der höchsten, hellsten Kanzel des Landes wird dein Wort die Gemüter fortan erleuchten. So ist es heute beschlossen."

Was alle gehofft, ja erwartet haben — jetzt ist es Gewißheit. Aber wie vorher Adrian, so bleibt jetzt Renatus stumm bedrückt im Glückwunschjubel; und die Freude wird rasch gedämpft.

Cartesius redet leise und mit befremdlichem Klange. Nichts ist in seiner Sprache von dem siegesfrohen Geläut, das Tulp angeschlagen hat. Fast kleinlich und alltäglich klingt es, wie er von seinem Leben, von sich selbst erzählt. War nicht er es, der immer wieder mit Zorn und Eifer bekundete, die Person sei nichts und belanglos — der Geist sei alles und allein würdig?

„Ich danke euch, lieben Freunde; ich danke dem hohen Kollegium und den guten Männern dieser Stadt. Aber zürnt mir nicht, wenn ich euren Überschwang nicht teile. Auch ich bin, ihr wißt es alle, nur ein armer, gebundener Mensch und menschlichem Bedenken untertan. Die große Sorbonne bot mir vor Jahren die gleiche Ehre. Ich weiß nicht, was mich heute so schwer und hart auf dies Erlebnis zurückschlägt. Jammervoll war es, höchst jammervoll. Der Geist sagt mir — auch er arbeitet zuweilen mit widrigem Gegendruck — der Geist sagt mir: Renatus, nicht ein zweites Mal! Selbstverständlich ist das: ich hatte Neider und Gegner, und sie mißgönnten mir den Erfolg und trieben mich von Amt und Ansehen, zuletzt aus Stadt und Land . . . Meine Ernennung war mir in feierlicher Sitzung verkündet worden. Mit meinen Freunden hatte ich, jung und ein wenig übermütig, die neue Ehre gefeiert. Ich kam nach Hause, und in meinem Bette fand ich — einen Toten. In der Kehle steckte ihm ein Degen, mein eigener — hier dieser da."

Er ergreift die Waffe und zeigt sie.

„Es war ein törichter Streich. Man hatte einen Kadaver aus der Anatomie gestohlen . . . alles klärte sich auf; freilich, in wochenlangem Prozeß. Unter Streit, Anklage, Verhör, Haft, Angst und Entbehrung, und nicht ohne daß gewichtige Einsicht sich mir neu erschlossen. Als alles vorbei war, verzichtete ich auf Amt,

auf Geräusch und Umtrieb und war — nun zum ersten Male: Philosoph." –

Wieder schweigen alle. Und wieder ist es, als flackere ein Lichtlein mühsam in erstickender, allzu unreiner, feuerfeindlicher Atmosphäre.

Cartesius rafft sich auf und redet ruhig und freundlich weiter: „Du willst uns und diese Stadt verlassen, mein Adrian. Und ich zweifle, ob wir recht daran täten, dir abzuraten und dich zu halten. Geh, wenn der Geist dich ruft! — Ich selbst, ich muß mich beraten. Ich bekenne: ich bin unschlüssig, befangen, hin- und hergezerrt und ganz kleinmütig. Laßt mich warten, bis der Tag kommt, bis ich den Ruf höre, wie er aus sich selber klingt, nicht im berauschenden Widerhall, mit dem Freundesherzen ihn verstärken. — Und von diesem trüben Hemmnis da sollst du mich befreien. Nimm diesen Degen an dich — die winterliche Fahrt wird dich ihn brauchen heißen . . ."

Stumm, wie unter der Gewalt tragischer Verknüpfung nimmt Brauer die Waffe entgegen. Aber kaum hat Cartesius sie von sich gegeben, da bemerkt er — und höchstes Entsetzen kann er nicht abwehren und nicht verbergen — daß seine Rechte mit nassem Blut beschmutzt ist. Sein Erschrecken ist so deutlich, daß alle aufspringen und sich von unbeschreiblicher Erregung ergriffen fühlen. Gruftstill wird es im Raum. Adrian ist bleich und zitternd zurückgewichen, die Scheide mit dem Degen darin in der Hand. Cartesius tritt mit langsamen, unsicheren Schritten, wie vom Verhängnis geschleppt, auf ihn zu, faßt noch einmal den Griff und zieht die Klinge hervor. Sie ist bis ans Heft schwarz.

Nur Tulp, der Arzt, überwindet den Bann, der alle knebelt, kommt heran und betrachtet den unheimlichen Stahl.

„Das Blut ist ganz frisch", sagt er, ohne Verstehen und ohne Meinung.

Noch ein langes, würgendes Schweigen. Und dann weiß Adrian Brauer, daß das Schicksal unerbittlich ist: er soll die

Rolle, in der die Welt ihn kennt, weiterspielen — bis zum klirrenden Ende. Augenblicklich und meisterhaft findet er sich wieder in die Gestalt des Charakterspielers aus Kutscherkrügen und Gesindelhöhlen. Er steht auf und pflanzt sich hin, breitbeinig und herausfordernd. Seine Stimme klingt knotig wie seine Worte:

„Ja, mein lieber Renatus, das sieht nun ganz so aus, als hättest du selbst dem edlen Crécy in ein besseres Dasein verholfen. Ein Hoher Rat wird das untersuchen. Aber das teure Volk von Amsterdam wird dich gleich morgen in Stücke reißen; denn es liebt seinen Franzosen. — Indes, seht her!"

Er ergreift einen Leuchter, geht zur Treppe, reißt das Tuch zur Seite und erhellt die dunkle Windung. Die Bewegung des Vorhanges trifft den Degen des Toten und schleudert ihn mit sprödem Erklingen auf die Steinstufen.

„Mich hätte er da aufgebaut, wäre ich ihm nicht zuvorgekommen. Ihr mögt die Gerechtigkeit aufklären. Ich ziehe es vor zu verreiten. Nach Antwerpen, Herr von Heytheusen."

Daß Adrian Brauer kein Mörder ist, wissen diese alle, und sein rohes Gehaben macht sie nicht irre. Sie drängen sich erschüttert heran; dann ziehen sie sich rings zu den Wänden zurück und bleiben stumm.

Adrian henkt den Stößer des Cartesius ein; an der Tür blickt er noch einmal der Reihe nach alle an. Dann geht er, wortlos; und niemand versucht ihn zu halten.

Cartesius aber setzt sich dem Toten gegenüber, und in der tiefen, düsteren Stille beginnt er zu reden:

„Nicht viel Kluges und Gutes haben wir gesprochen an diesem Abend. Aber zum Schluß sitzt Einer da, der ist weder klug, weder gut, noch vermag er auch nur ein armes Wörtlein laut zu machen. Und doch ist er es, der uns belehrt — besser und nachdrücklicher, als all unser Reden gekonnt hätte. Memento mori — gedenke des Todes — so sagen die Pfaffen; aber nicht dieser Bleiche; denn ihm wäre lieber, an anderes zu denken. Und auch wir sagen nicht also, meine Freunde. Denn wir wissen: der Tod ist der

Gedanke, den kein Mensch zu denken vermag — den selbst Gott nicht zu denken vermag. Denn daß Gottes Gedanke aufhört in uns zu denken, das ist ja, was wir „Tod" nennen. — Memento vivere — gedenke des Lebens — das ist das Wort der Eintägigen, der anderen Substanz, die unser Feind ist — der Widerstand, mit dem wir ringen. Davon laßt uns schweigen. — Memento laborare — gedenke der Arbeit — wäre das der Sinn? Laßt sehen! — Arbeit, das ist: was du tun willst; nicht: was du tun mußt, weil irgendein Mangel dich nötigt. Wenn also der Wille schafft, daß man arbeite, so frage du: zu welchem Ziel? Und sprich: um des Lohnes willen. Denn umsonst, ohne Zweck, bewegt sich allein der Wahnsinn; davon reden wir nicht. Der Lohn der Arbeit aber ist der Ruhm. Es gibt Menschen, die geschäfteln von der Morgenröte bis in den Abend, grübeln und machen Anschläge im Dunkel der Nacht, auf daß die Nachbarn ihr ungemeines Wesen sehen und der Markt von ihnen spreche und die ganze Stadt dem Fremden ins Ohr raune: Schau, dieser da, der Kahlkopf mit der Brille, das ist unser Mitbürger Polypraxius, der große Mann! Nein, meine Freunde — ich und der stille Mann da auf der Treppe haben herausgefunden, dieser Ruhm sei ausnehmend nichtig und lächerlich, und nicht wert, daß man arbeite. — Andere meiden die Straße und die Tribüne, und es ist ihnen gleichgültig, wer im Staatskalender die Festtage anstreicht, und ob das Volk reines Weizenbrot zu essen bekomme oder Gemengtes. Sie sitzen voller Entsagung emsig vor ihrem Werk. Sie wissen: erst, wenn ich lange vermodert bin, wird ein Leser da sein, der meinen Gedanken zu folgen vermag, und andere lehrt zu denken, wie ich dachte, und oftmals wird mein Name in der Leute Munde sein. Dann erst lebe ich in Wahrheit. Und ob mich die Würmer verspeisen — gleichwohl bin ich unsterblich. — Einem solchen ist Tausend schon unendlich und ‚sehr lange' nennt er ‚Ewigkeit'. Wir andern sind nicht seiner Meinung. Und du antworte ihm: Ewig ist Heut und Gestern so gut wie Morgen und Übermorgen. Unsterblichkeit kommt nicht von Zeitdauer, sondern von Har-

monie. Wer mit sich selbst ganz und völlig übereinstimmt, der ist in eben diesem Augenblick unsterblich; und da er es ist, wird er sich noch darum bekümmern, was weiter mit ihm geschieht? Wem seine Unsterblichkeit nicht schon Gewißheit ist, so gewiß wie sein Dasein durch Denken, der stirbt nicht — der ist schon tot. Und niemand außer ihm selbst hat irgend Kunde davon."

Und hier steht Cartesius auf, zieht den Treppenvorhang zu und kommt langsam, immer noch sprechend wieder in den Kreis der Freunde.

„Was haben wir zu schaffen mit jenem Leichnam? Ein Wort hab ich unlängst hier vernommen: ‚Lasset die Toten ihre Toten begraben!' Wahrlich, ich sage euch: dieser Spruch duftet Weisheit, und alle Erzväter und Propheten haben solche Blumen nicht gefunden! Gedenke der Arbeit, die dich mit dir selbst vereinige! Trachte, daß in dir Einklang sei! Wirke, daß du dich als Ganzes fühlest, ohne Riß, ohne Lücke, frei von Süchten und allerlei Ängsten! Forsche, daß du die richtigen Fragen erkennen lernest, solche, denen der Geist eine Antwort als himmlisches Geschwister mit erschuf. Kindische Fragen aber sind wie zerbeulte Töpfe — wie willst du die noch verschließen? Gedenke der Arbeit, auf daß du Lob und Gerede der Zeit verachtest! Und wollt ihr urteilen wie ich, meine Freunde, so scheint mir am besten: was ‚Ruhm' sei, was ‚Tod' sei — das stellen wir füglich einer überirdischen Einsicht anheim."



28.



er Hügelvorsprung mit dem jonischen Rundtempelchen ist von blühenden Heliotropbäumen dicht umwuchert; ihr Geruch ist so betäubend, daß auch ein starkes Gehirn sich nur schwer der Erschlaffung entzieht. Und wenn sich, bei unfühlbarer Luftkräuselung, der Duft von Orangen und Fräsien dareinmischt, dann stockt das Herz; das Rosenbeet verwandelt sich in ein Gewühl nackter Kinder; der Gar-

tenkies wölkt sich und erglüht; Asträa und Iris schweben heran und lächeln; die heilige Agnes ist bei ihnen, teilt ihren Lockenmantel mit heidnischer Gebärde auseinander, und ihre Augen schmachten ...

Die spanischen Offiziere an der Balustrade fühlen davon nichts. Sie blicken in die Ebene hinunter; ihre Gläser forschen die Ufer des Po entlang, kehren zu der Festung da unten zurück und gleiten wieder hinüber nach Norden, zu der Straße von Vercelli. Einer läßt das Instrument sinken und flucht zähneknirschend.

„Er ist drinnen. Eben kam eine Fahne hoch."

„Eine? Zehn, zwanzig — hundert! Da! hört nur!"

Jubelgeschrei und Glockengestürm tönt deutlich herauf.

Noch immer knallen die wütenden Flinten, klatscht es hoch da unten im Flusse. Aber schon steigen die Reiter triefend wieder ans Ufer; die Kähne kehren um ... Der Botschafter ist durch. Casale weiß, daß der Entsatz schon in Novara steht. Die Belagerung ist zu Ende.

Die Offiziere gehen zum Schlößchen zurück. Der Rangälteste setzt den Tagesbefehl auf, der den Abzug aller Truppen auf Alessandria und Asti anordnet. So schnell wie möglich, auf verschiedenen Straßen, mit kleinen Heersäulen, soll der Appennin überwunden, die Küste erreicht werden. In Sestri, in Varazze, in Savona, in Porto Maurizio, überall sind Schiffe ... das ist die Rettung. Aber wer unterschreibt?

Die Untergeneräle rings in der Ebene wollen das verfluchte Nest nicht fahren lassen; sie klammern sich fest wie brünstige Frösche. Wenn der Feldmarschall selbst schriftlich den Abzug beföhle, vielleicht wären sie loszubrechen, die Truppe zu retten — Spinolas Unterschrift wollen sie sehen. Auf den Stab pfeifen sie — Spinola aber ist sehr krank.

Ein junger Hauptmann, ein Lieblingoffizier des großen Feldherrn, wird mit dem fertigen Befehl abgesandt.

Er kommt nach hinten, in den Park. Ein Feldscher, ein Abbate und die Damen des Schlosses umgeben den Feldmarschall. Der

sitzt in Kissen und Decken. Fahlgelb, struppig, blickt er mit flackernden Augen aus seiner Halskrause, die über dem Nachthemd anzulegen er sich nicht hindern ließ. Er beugt sich über den Rand des Wasserbeckens, sieht dem Springstrahl zu, und wie die Wellenringe zitternd enteilen. Der junge Offizier will ihm das Blatt reichen. Aber er lacht kindisch auf, winkt ab: „Ich weiß, ich weiß ... ich soll Papst werden — Michael hat es mir schon angekündigt. Doch erst kommen die Weihen, nicht wahr, Abbate? Nachher, nachher!" Dann sieht er einen Fisch goldrot hochspringen. Er jubelt laut auf. Bückt sich tiefer und fährt mit beiden Händen in der Flut herum. Man will ihn aufrichten, aber wütend wirft er mit flacher Hand das Wasser nach allen Seiten ...

Der Hauptmann kommt zurück zum Stabe.

Wer soll unterschreiben?

Dumpfe Stille. Der Rangälteste erhebt sich, ergreift den Kiel und sagt mit umbrechender Stimme:

„Meine Herren, Sie wissen, daß ich ein Mann von Ehre bin. Sagen Sie es dem König, und wahren Sie mein Andenken."

Ein rasches, knirschendes Kritzeln. Die Herren erblassen. Sie lesen, in den bekannten Zügen: „Spinola." Aber sie wissen, was es gilt. Die Ordonnanz wird gerufen. Hinaus mit dem Tagesbefehl!

Jener General aber geht beiseite, in ein Kabinett, und erschießt sich.

29.



eit die Sonne verschwand, ist wieder leichter Frost — ein herrliches Fahren. Die Luft ist vollkommen offen, der von Sternflut überrieselte Himmel dunkelblau. Weit am Horizont sind wegvoraus schon die Lichter von Amsterdam zu erblicken.

Von den vier Herren im Wagen sitzt einer ungesellig, still in seiner Festung. Freilich nicht mit Ärger, Kummer oder Zorn.

Die anderen empfinden sein Entferntsein gar nicht. Oder ist es sein Dabeisein, was sie nicht empfinden? Das Zartgefühl, das an den Nordseeküsten gedeiht, hat kleine, grüne Blüten; wer sie nicht kennt, sieht sie gar nicht und nennt das ganze Gewächs Unkraut.

Übrigens ist dem schweigsamen Baumeister nichts besonderes geschehen. Herr von Purmerland, einer von Amsterdams Großen, in dessen Dienst seit langem sein Werkgeschick arbeitet, hat ihn und zwei Kaufherren, Standnachbarn von der Börse, am frühen Morgen zu seinem Landhaus mitgenommen. Das ist schon winterlich eingenagelt. Der Baumeister hat die Beetflächen neu eingeteilt, hat Streifen gezogen und Stufen aufgebaut, Kreise und Sterne geschlungen und den ganzen Tag hindurch alles beides zugleich erlebt: das unmerkliche Traumlächeln der regungslos ausgestreckten Winterwelt und den süßen Glanz aus tausend kinderglücklichen Frühlingaugen, den seine blumen- und farbenkundige Arbeit vorbereitet. Hinter dem Hause steht ein Gehölz von alten Eichen, zwischen denen Stechpalmen immergrünen. Ende November ist die rechte Zeit zum Holzfällen. So hat der Baumeister ein paar wipfeldürre, bautüchtige Eichenstämme anhauen müssen. Und während er mit Schnur und Rute zwischen den jetzt kahlen Beeten herumgeht, hört er aus der Ferne den eifrigen Axtschlag und den krachenden Baumfall ... die drei Herren haben beim Abhieb mitgearbeitet. Auch sie fühlen sich auf der Heimfahrt beglückt und erhöht, wie der Baumeister; aber sie macht das nicht stumm wie ihn.

Der Kutscher hält an und wirft seine Fußdecke über die Pferde. Die Wagenlaternen werden entzündet. — Dann geht es schnell weiter.

Der Baumeister hat seinen Sitz verändert; er hört jetzt zu, wie die anderen sich bereden.

Nicht ohne Absicht hat Purmerland seine Freunde zusammengebeten. Aber nun erst, kurz vor dem Auseinandergehen, ist das Gespräch dahingekommen, wohin er es haben will. Er hat un-

erschütterlich abgewartet, bis einer der anderen davon begann. So, weiß er, wird wenigstens einer außer ihm die Sache mit Aufmerksamkeit behandeln.

Die Festsitzung, die der „Ehrbare Kaufmann“ morgen abhalten wird, ist soeben erwähnt worden — eine ungewöhnliche, ja befremdliche Sache.

„Das ist von Borg. Er hat zuweilen wunderliche Anschläge.“

„Als wenn es mit der Gründung ihres unentbehrlichen Athenäums nicht genug gewesen wäre.“

„Ja, das Athenäum haben wir nun glücklich. Schließlich: bis jetzt kann man wohl nicht sagen, daß die Herren Gelehrten sonderlichen Schaden gestiftet hätten.“

„Das nicht. Aber haben sie Nutzen gestiftet? Darauf kommt es an. Hätte der Handel ohne sie weniger getragen? Hätten wir mehr Stürme gehabt? Wären mehr Schiffe gekapert worden?“

„Gewiß nicht. Aber so soll wohl auch nicht gerechnet werden.“

„Nicht? Wie denn anders? Zwei mal zwei ist vier, und wer tausend Gulden ausgibt, setzt sie in den Verlust. Eine andere Rechnung gibt es nicht.“

„Abschaffen wirst du das Athenäum nicht mehr können.“

„Leider!“

„Also lassen wir die Bücherwürmchen doch ruhig krabbeln. Sie werden uns schon nicht in die Kleider kommen.“

„In die Kleider nicht; aber in die Geldtruhen, gebt nur acht! Und dann: macht euch doch klar, was morgen vor sich gehen soll! Als hätte man vergessen, was Amsterdam groß gemacht hat und Holland und alle sieben Provinzen ...“

Der Wagen fährt schon auf dem Stadtpflaster. Das laute Gerummel zwingt den Sprecher zum Schreien, will er verstanden sein; und seine Worte klingen doppelt erbittert.

„Aber ich werde morgen abend schon darauf sehen, daß Handel und strebsames Gewerbe nicht wie Lakaien dastehen müssen, wenn die neumodische Gelehrsamkeit, die Freie Kunst oder der Schöne Geist, oder wie sie es nennen, sich zu Tische setzt.“

Der Baumeister hat den weitesten Weg. Selbstverständlich läßt der Gastgeber ihn nach Hause fahren, doch ohne selbst den Umweg zu machen. So hat er, allein im Wagen, noch eine Weile Zeit, sich zu wundern.

30.

Man tagt im Zunfthause der Westindischen Gesellschaft. Der Saal ist schlicht, aber hoch und geräumig. Ein venetianischer Kronleuchter macht ihn festlich. Kurszettel und Segellisten hängen an den Wänden. Dazwischen eine Sternkarte. Weiter oben hat man Büsten altklassischer Sänger, Redner und Denker mitsamt den Stützbrettern auf die Wand gemalt. Bei Tageslicht ist das Pinselkunststück täuschend; jetzt wirkt es dürftig und beschämend. Eine Schmalwand trägt das Wappen der Stadt, übergroß, nüchtern, starr, phantasielos: unter der Königskrone, von zwei Löwen gehalten, der Schild mit dem Steilbalken, auf dem die drei liegenden Kreuze übereinander.

Fast in der Mitte des Saales steht ein grünverhangener, kerzenbesetzter Tisch. Hier thront, auf dem einzigen Sessel, von Borg, der Regent des Ehrbaren Kaufmannes. Links und rechts von ihm haben die vier Beisitzer ihre Stühle. Ihm gegenüber, frei im Raum, steht ein gepolsterter, hoher Schemel, wie solche in Schreibstuben und an Zeichentischen gebraucht werden — vorläufig noch unbesetzt. An den Mauern des Saales, vor der ringsum laufenden Wandbank, sind zwei Reihen Stühle aufgestellt. Die vordere Reihe für die Mitglieder des Ehrbaren Kaufmannes; die hintere Reihe und die Bank sind dicht besetzt mit den zur heutigen Festversammlung besonders eingeladenen Gästen. Hier sitzen die Professoren und Doktoren des Athenäums, die Geistlichen der Stadt, unter ihnen auch Manasse und noch ein anderer Rabbiner, die gefeierten Ärzte, ein paar Hofleute; hier sitzt Cartesius, nicht als Lehrer des Athenäums, aber von

allen gekannt und angestaunt; hier sitzen die Häupter der Behörden und Deputationen, auch ein paar hervorragende Gewerbetreibende, Schiffsherren und Handelsleute, die nicht dem Ehrbaren Kaufmann angehören, Franz Banning Kock zum Beispiel, auch einige von auswärts, so die Lampsens von Vlissingen. — Heytheusen ist Mitglied.

Seitwärts, ebenfalls mit brennenden Kerzen, ist noch ein Tischchen aufgestellt. Hier liegen auf Samt sechs kleine, kreisrunde Bildwerke aus Wachs — Vorder- und Rückseite von drei Denkmünzen — im Entwurf. Die Künstler sind nicht mit eingeladen.

Von Borg eröffnet die Festsitzung, begrüßt die Erschienenen und teilt den Zweck der Veranstaltung mit: der Ehrbare Kaufmann hat beschlossen, den ersten Jahrestag der Gründung des Athenäums im Januar kommenden Jahres durch Stiftung einer Denkmünze zu ehren. Das Schaustück soll in Gold ausgeführt und an goldener, reichausgestatteter Kette dem Rektor des Athenäums, dem Bürgermeister von Amsterdam und dem Statthalter, d. i. dem Prinzen Friedrich Heinrich, verliehen werden. Die Entwürfe liegen vor. Die Versammlung soll den geeigneten wählen; man ist übereingekommen, zu dieser Entscheidung, die ja nicht kaufmännischer Bedeutung ist, auch den Gästen Stimmrecht zu erteilen. Auf den Wunsch des Ehrbaren Kaufmannes hat der Statthalter freundlichst gutgeheißen, daß sein kunstverständiger, hier persönlich unbeteiligter Geheimsekretär, Herr Konstantin Heugens, der ansehnlichen Versammlung Sinn und Wert der verschiedenen Entwürfe erläutere.

Herr Konstantin Heugens wird gebeten, diese Erläuterung vorzunehmen. Er tritt aus der Reihe der Gäste hervor, läßt sich auf den vorerwähnten Polsterschemel nieder und beginnt zu reden. Durchaus ist er „hier persönlich unbeteiligt". Mit kurzen, sachlichen Ausführungen tut er seinem Auftrag Genüge. Er kennt den Ehrbaren Kaufmann und weiß, was hier guter Ton ist.

Die Rückseiten aller drei Entwürfe sind fast gleich: sie enthalten in einem Lorbeerkranz die genau vorgeschriebene Widmung.

Die Vorderseiten sind auf den ersten Blick ebenfalls gleich: ein paar allegorische Frauen und Tiere, Schiffschnäbel, Mauerkrone, Meer und Sonne. Aber verständige Einsicht findet erhebliche Abweichungen.

Der erste Entwurf zeigt einen stehenden Ritter, den bekränzten Helm geschlossen, beide Panzerfäuste auf dem Schwertkreuz. Merkur naht sich von links, Minerva von rechts, beide in geneigter Haltung, mit zutraulich-unterwürfiger Gebärde. Links liegen Fässer und Warenballen, rechts Bücher und Urkunden. — „Handel und Wissenschaft huldigen der herrschenden Macht."

Heugens hat noch nicht ausgesprochen, da erhebt sich ein allgemeines Geräusch des Unwillens und der Ablehnung. „Der Künstler ist ein hierorts ansässiger, übrigens verdienstvoller und achtbarer Franzose", sagt Heugens, mit Lächeln.

Der zweite Entwurf läßt auf dem Achterdeck eines Schiffes einen Kaufherrn erkennen, der mit königlicher Gebärde nach vorn weist. Seinem Wink folgt der Blick einer eifrig ausspähenden, stattlichen, aber neben ihm doch schutzbedürftig und anschmiegsam erscheinenden Frauengestalt. Sie trägt einen Helm auf dem Haupte. Mit der Rechten beschattet sie zu besserer Ausschau die Augen. Auf ihrer Schulter sitzt ein Käuzchen. Nähere Andeutungen fehlen. Aber dem Kenner genügt, was gegeben wurde. — „Der Handel bahnt der Wissenschaft den Weg."

Fast so einstimmig, wie zuvor der Unwille, äußert sich nun Anerkennung und Zustimmung. Allgemeines Kopfnicken und befriedigtes Gemurmel. Im Antlitz des jungen Kunstdolmetschers arbeitet wiederum ein helles Zucken; aber er beherrscht sich sogleich und fährt streng und belehrend fort:

Der dritte Entwurf ist reicher an Gestalt und Bewegung als die vorigen. In der Mitte sitzt ein Gelehrter bei seiner Arbeit: ein aufgeschlagener Foliant, ein Himmelsgucker. Auf einen Wink Merkurs schleppen zwei Sklaven einen Globus herbei. Zur anderen Seite kommandiert eine Imperatorengestalt an einer Kanone. Weiter hinten werden andringende Wilde abgewehrt. —

„Die Wissenschaft wird von der Macht beschützt, vom Handel gefördert.“

Heugens verneigt sich und tritt zurück. Die Versammlung erörtert in hundert Zwiegesprächen den letztangedeuteten Gedanken. Aber Heytheusens Stimme dringt durch. Er bittet ums Wort und erhält es; allmählich wird Stille.

Heytheusen beantragt, alle drei Entwürfe abzulehnen und den Künstlern einen vierten Gedanken als Vorschrift für einen neuen Wettbewerb aufzusetzen. Das Wort, dem das Kunstwerk Gestalt zu geben habe, müsse lauten: „Die Wissenschaft ist Wegführerin für Handel und Gewerbe in Dunkel, Unwissenheit und Fremdland.“

Jetzt erhebt sich ein Gestürm im Saale. Viele, auch von den Kaufleuten, stimmen dem kleinen, kampflustigen Heytheusen nachdrücklich zu: gerade deshalb habe man ja das Athenäum geschaffen. So sei es wirklich eine Ehrung — kein Gedanke sei passender. Andere haben sich aus dem neuen Vorschlage durchaus nicht vernehmen können; er sei unklar, aus uferloser Einbildungkraft entsprungen; man wolle Greifbares; man stehe auf dem Boden der Tatsachen. — Mehrere Herren sind hellauf entrüstet. Der alte Purmerland ist es, der nun zu Worte kommt:

„Hochangesehene Herren und Freunde! Über die Entwürfe will ich nicht sprechen. Von Kunst verstehe ich wenig, das ist nicht mein Geschäft. Doch gestattet, zur Klärung der Meinungen, zur hinlänglichen Unterfütterung der Entschlüsse, in Kürze die allgemeinen Verhältnisse darzulegen, auf denen wir alle stehen, wirken und gedeihen. Ich will nicht fragen, ob unsere Stadt um der Wissenschaft willen gebaut sei, oder ob die Wissenschaft der Stadt und unserem holländischen Vaterlande zu dienen habe. Kaum einem unter uns dürfte die Antwort zweifelhaft sein ...“

„Mir! Mir!“ tönt es leidenschaftlich aus den Ecken; doch Purmerland überhört das. — „Eins aber wollen wir uns vor Augen halten: was denn eigentlich unsere Stadt, unser Land und alle sieben Provinzen so florissant gemacht hat, daß der Ruhm davon

über die ganze Welt eklatiert. Handel und Gewerbe sind es gewesen, sie einzig und allein — nächst dem Worte Gottes, versteht sich, und der Seefahrt! — Der Deichgräber, der Schiffbauer, der Fischer, das Braugewerbe, die Küferei, die Schmiedekunst, das Fellgerben, -bereiten und -gestalten, die Holzarbeit — all das sind die Grundmauern von Hollands solider, weltgebietender Macht; und das Gebäude, das auf seinen Grundmauern prachtvoll dasteht — aufgeführt haben es der Schiffsherr und der Kaufmann, niemand anders. Handel und Schiffahrt sind uns König und Königin; wer ihnen auch nur das geringste an Geltung und Ehre schmälert, der ist ein Rebell, ein Hochverräter. Das ist meine Meinung, und an der Börse denken viele wie ich."

Ein Zuruf: „Alle! Niemand kann daran rütteln!"

„Alle? Sie sind ein Zuversichtling, lieber Herr; aber ich ehre das. — Ich will gar nicht von den Künstlern reden, die jetzt aller Ecken und Enden bemerkbar werden — nein, ihr Herren Baumeister da hinten: Ihr Geschäft ist nicht gemeint, das ist ein nützliches Gewerbe, das niemand entbehren kann, gleichwie die Ärzte unter den Gelehrten wackere, staatsnotwendige Bürger sind. Und schließlich: auch ein tüchtiges Bildnis laß ich wohl gelten, das mir meines Vaters harte Rechtlichkeit tagtäglich vors Gewissen führt, meinen Kindern und Enkeln als Beispiel. Item und in Kürze: es wird viel zuviel geschildert und gebildert, und albern ist das wichtige Gerede und Getue um Künstler und Künstlerschaft. Und nun erst die Schriftgelehrten! Weiß die hochansehnliche Versammlung, wieviel Druckereien in Amsterdam zu finden sind? — Aber ich bin Steuerbürger, ich weiß es. Verflossene Woche sind wir wiederum die Listen durchgegangen und haben angetroffen mehr denn vierzig Druckereien, große und kleine. Und was drucken sie? Das gute, alte Niederdeutsch? Jawohl, gedankt sei Gott! Aber daneben auch Meißnerisch, Latein, Englisch, Französisch, Spanisch, Dänisch, ja Böhmakisch, als hätten wir den wenzellausigen Prager Krieg nicht ohnehin

bis zum Halse. Und dann — Griechisch, Hebräisch, Syrisch, Chaldäisch und Arabisch drucken sie, als wären wir Vettern vom Großtürken. Das mag in Venedig angezeigt sein. Aber bei uns? Ich hab es mir eigens eingeprägt; denn nun ist gar noch ein Perser gekommen und will die Heilige Schrift in armenischen Worten und Buchstaben von Amsterdam ausgehen lassen! Einstweilen haben wir ihm freilich abgewinkt. Man muß die Bäume nicht in den Himmel wachsen lassen. — Levantehandel? — Das hat nichts zu sagen. Die Levantiner kennen unsere holländischen Zahlzeichen so gut wie die Juden und betrügen uns in unserer eigenen Sprache. Wenn wir in der ihren handeln wollen, können wir unseren Kram nur lieber gleich ganz verschenken. Und wolle hier niemand sagen: da sieht man's — die holländischen Kaufleute sind ungebildete Krämer, Feinde des Humanismus und filzige Dunkelmänner. Es ist bei Gott nicht mein Geldsack, den ich verteidige. Es ist die alte, zähe, fleißige, sparsame, und deshalb so erfolgreiche Art von Holland, die ich mir nicht anelenden lasse. Unsere Väter, die uns von den Spaniern befreit haben — das waren Seeleute und Handelsherren; die Räte und Gewalten, die unsere Städte so herrlich gemacht haben — und in den Städten wohnt nun einmal die niederländische Seele — das waren die Tuchmacher und die Kaufleute, nur sie. Und das darf wohl noch einmal gesagt werden. Heute sind es noch die Maler und Bücherschreiber, die mehr sein wollen als wir Kaufleute. Morgen kommen die Kunstreiter und Seiltänzer — nein, ich will nicht, daß Amsterdam ein ewiger Jahrmarkt werde, und daß der Zigeunerwagen mehr Ehre haben soll, als meines Vaters Haus an der Prinzengracht ..."

Der alte Herr ist weit über das hinausgegangen, was er eigentlich sagen wollte. Und auch über das, was hier und heute schicklich ist. Das fühlen alle; und die „Festsitzung" ist in übler Weise gesprengt. Man weiß kaum noch, wie der unerquicklichen Sache ein Ende zu machen — da werden plötzlich aller Gedanken abgerissen. Aufspringen. Gedränge zu den Fenstern. Schreckensrufe. Fragen.

Eine nach der andern beginnen sämtliche Kirchen der Stadt ihre Glocken zu läuten. Von der Straße hört man laute Rufe, auch Wehklagen — dazwischen Hörnerklänge und Kommandos. Ein rötlicher Schein dringt aus der Dunkelheit hervor. Die Kerzen im Saale dämmern rauchumflort, blutumschattet. Eine schaudervolle Riesengestalt hockt mitten im Raum; ihre Formen zerfließen und ziehen sich wieder zusammen — eine schwarze Qualle. Niemand spricht laut; niemand rührt sich ... Endlich wird von draußen die Tür aufgeschmettert — Kälte — Fackellicht — Marschtritt — rauschendes Stimmengewoge ...

„Gustav Adolf gefallen ..."

Die Nachricht wirkt auf das Volk, als ständen Kaiser und Spanier schon an Schelde und Rhein. So blendend zog der Leonide. Er ist erloschen. Der Himmel ist schwarz. Das Auge glaubt alle Sterne herabgefallen.

Panik. Aufruhrgefahr. Springflut und Deichbruch.

Die Bürgerschützen sind zusammengetreten. Sie wissen, daß alles Ansehen und alle Weisheit von Amsterdam im Westindischen Hause versammelt ist. Und schon ziehen sie heran, die Haarlemer Straße herunter und von der Wieringer Straße her — die Blauen kommen über den Markt, sie sind mit Schuten und Kähnen auf dem Brauerfleet herangeschwommen. Der Platz und die enge Straße sind dichtgedrängt voll Menschen; vom Fackellicht hin- und hergezerrt geistert die Blässe von Tausenden zum Hause herauf.

Die Versammlung hat den Saal verlassen. Viele bleiben auf der Hausdiele, andere drängen sich auf der steinernen Vortreppe. Und einer ist da, der tritt auf den Altan hinaus und hemmt das strömende Blut und weckt Bewußtsein und Willen: Franz Banning Kock, der Sohn des Emporkömmlings aus Bremen, das künftige Haupt von Amsterdam. Draußen und drinnen lauscht die Angst, erwacht die Begeisterung, triumphiert die Seelengröße.

„Mitbürger! Der König ist gefallen. Aber die Schweden

haben gesiegt. Und wären sie auch geschlagen, hätte die Ostsee sie schon verschlungen — Sachsen und Brandenburg stehen noch fest und lassen nicht von der reinen Lehre. Und sei es der Wille des Allmächtigen, auch diese Bollwerke preiszugeben, wo wäre des Evangeliums letzte Zuflucht? Bei uns! In den Niederlanden! Glaubt ihr, daß hier in diesen Mauern, inmitten dieser gewaltigen Schar, die auf das erste Feuerzeichen zusammengeschwollen ist und bereit steht — glaubt ihr, daß in eurer Mitte das Wort Gottes gefährdet sei? Seht euch doch um, wie wir einer den andern decken und stützen! Das ist Bürgerart, und unverwüstlich. Bürgerkraft! Heimattreue! Glaubensmut! Kein Teufel, kein Kaiser und kein Papst kann diesen dreien etwas anhaben. Das Buch von Hollands Geschichte ist noch lange nicht angefüllt. Gedenket der heiligen Union! Sie gilt wie einst zu Ütrecht bis auf den heutigen Tag. Laßt von uns den Schwur Breda erneuern, alles Volk! Die Geusen sind nicht tot, und der Geist Wilhelms verläßt uns nun und nimmermehr. Vertrauet auf Gott und auf euch — das ist alles, dessen es bedarf. Holland allezeit!"

Die tausendstimmige Antwort „Holland allezeit!" bringt die Entspannung. Schon sind aller Herzen zu neuer Entschlossenheit befestigt. Schon ziehen sich die Massen auseinander. Die Schützen bleiben bis zuletzt. Während des Wartens rufen sie von verschiedenen Seiten stürmisch nach Dr. Kock; sie wollen ihn zu den Ihren rechnen. Kock hört es mit großer Befriedigung. Aber er folgt den Rufen nicht; wohldurchdachte Gründe veranlassen ihn, heute Herrn Purmerland nach Hause zu geleiten. Wie er mit ihm durch den Hausflur schreitet, bemerkt er sehr wohl, daß die begeisterten Kaufleute und Gäste den sonst so dienstwillig begrüßten alten Herrn mit Achselzucken vorübergehen lassen; er hört Heytheusen rufen: „Ja, ja, es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Auch nicht die Dividendenbäume — alter Kontorkrüppel." Das ist stark; aber man ist gewohnt, daß Heytheusen sich viel erlaubt; zudem ist er ja selbst ein geriebener Handelsmann, der vormalige Krautjunker.

Mit Konstantin Heugens hat Heytheusen noch ein kurzes Gespräch:

„Wir sind immer noch so unglaublich jung. Biedere Soldaten, stramme Handwerker, schlaue Kaufleute — und ein paar Esoteriker. Wenn wir einen Gustav Adolf hätten! Nicht als Statthalter — Gott bewahre! In unserem Kreise, als Bürgermeister, als Landesanwalt ... Aber schließlich: Gustav Adolf war auch bloß ein Fürst. Nein, was wir brauchen, ist ein Bürger, der alle alten holländischen Tugenden hat, dazu ein Herz, das in alle Tiefen nachfühlt, und einen Verstand, der Europas Bildung beherrscht — der soll uns führen! Den wolle uns der Allmächtige baldgefälligst bewilligen!"

„So ungefähr war der alte Barnevelt", sagt Heugens aus tiefem Nachdenken heraus.

„Ich stelle ihn mir noch schöner und noch edler vor."

„Aber dann wird ihn niemand mehr verstehen. Sturm- und Dranghelden und Gefühlspropheten werden bewundert, ja geliebt. Seelengröße, die aus Klarheit kommt, ist dem Volke verhaßt, wie sein böses Gewissen."

Dies ist auch für Heytheusen schon zu hoch; aber das ficht ihn nicht an. Er hört die endlich abrückenden Schützen singen: eine Strophe aus dem „Sächsischen Mägdlein", seltsam genug aus bierrauhen Kehlen.

„Mein Vaterland bedrenget ist,
Gefangen hart mit Falsch und List.
Dein heiligs Wort wird weggetan.
Des Schlimmen Greul feht wieder an.
Jungfrawen werden greulich geschendt.
Den Waisen wird das Ihr entwendt."

Vondeel, der vorbeikommt, findet das abgeschmackt.

„Ach was, wenn sie sentimental werden, meinen sie es ehrlich", antwortet Heytheusen.

31.



Klaus Engel von Vlissingen hat nacheinander drei Schiffe über die Meere geführt; ihre Namen gab er seinen drei Töchtern; die heißen nun: Irene, Flora, Kornelia.

Seit er nicht mehr fährt, ist sein Lebenszweck dreifach: kleine, zierlich und treu betakelte Schiffsmodelle zu bauen — über die Späße seiner Mädchen zu lachen — in der Kneipe zu liegen.

Irene hat eines Winterabends draußen in Grykirchen getanzt. Ein Soldat hat sie von dort nach Hause geführt, allerlei Annehmlichkeiten bei ihr gesucht, aber nicht gefunden und schließlich, unter der Haustür, halb in Zärtlichkeit, halb in Ärger, eine nicht kleine Haarsträhne unter ihrer Kappe weggeschnitten und mitgenommen. Sie hat nichts wieder von ihm gehört. Sommers darauf ist ein junger Seemann gekommen und hat sie zur Ehe begehrt. Sie wäre ihm gern gefolgt; und die Haarlücke ist schon wieder verwachsen. Aber sie meint, jener Soldat besitze nun doch einmal ein lebendiges Körperstück von ihr, seine Rückkehr sei wohl nicht ganz ausgeschlossen — Treue sei eine schöne Sache, und wer sich zwischen zwei Stühle setze, dem gehe es unsanft ... inzwischen ist der Fahrensmann genötigt zu segeln; sein Schiff verunglückt, er selbst ertrinkt, und Irene Engels bleibt unvermählt.

Flora ist einem Schiffskapitän fest versprochen gewesen. Eine kurze, stürmische Brautzeit — der Freier scharf, das Mädchen verständig, die Liebe heftig und die Hochzeit nah. Eines Abends reden sie — das ist einstweilen sein Trost und seine Ablenkung — vom Säugling; und Flora verlangt, nachts müsse die Wiege an des Mannes Bettseite stehen. Habe sie untertags das Kleine getränkt, gesäubert, getragen und geschläfert, so müsse sie bei Nacht ruhen und er das Band bewegen. Der Mann denkt, wie lange bin ich denn an Land? und ist wohl bereit, ihrem Ansinnen nachzugeben. Aber er nennt es unmütterlich und lieblos. Das mag das Mädchen nicht hören. Der Zank findet nicht wieder zur Ruhe.

Die Hochzeit fällt aus. Des Schiffers Segeltag ist da. Sein Fahrzeug kommt zum Scheitern. Er selbst, bis zuletzt auf der Brücke, muß sich der See vermählen, und Flora Engels ist Witwe, ehe denn sie Frau geworden.

Kornelia hat, kaum fünfzehn Jahre alt, einen Steuermann gern gehabt. Aber, voller Anspruch als Jüngste, war sie der Ansicht, er solle erst Schiffer werden und Leuten befehlen, dann wolle sie heiraten. Da aber ein schöner, überaus warmer Sommerabend kam und beide, außendeichs einherwandelnd, einander mit Blicken und Beteuerungen ermüdet haben, findet sich eine umgestürzte Jolle, daraus man die Duchten entfernt hat. Kiel und Bootwand sind Dach und Gehäuse gleich zu achten, und Kornelia hat sich das Versteck gefallen lassen. Beim Herauskriechen hat sie mit Schrecken wahrgenommen, daß sie nicht unbeobachtet geblieben sind. Indes, wie Verwirrung und Hoffnung es fügen — ihrem Freunde offenbart sie diese Peinlichkeit nicht. Der wird nun zu seiner letzten Steuermannfahrt auslaufen, um als Schiffer heimzukehren. Aber die Reise ist ganz und gar seine letzte. Es heißt, das Schiff sei im Kampf mit Seeräubern verbrannt, die Mannschaft umgekommen; und Kornelia ist mit ihren sechzehn, siebenzehn Jahren ein einsames Weib, wiewohl sie nicht aufhört, Jungfrau zu heißen.

Im Engelhause wird keineswegs geseufzt und getrauert. Der Alte ist derb und fidel. Die Mädchen sind übermütig und ausgelassen. Das ist von altersher der Ton, den man nicht ändern kann. Kornelia wäre die letzte, ihre Bedrängnis merken zu lassen. Aber es hat gute Ursache, wenn sie zuweilen bedenkt, das Messer, mit dem sie den Schellfischen den Kopf abschneidet, sei auch für ihre Kehle wohl spitz genug.

Als zwölfjähriges Kind war sie zuweilen bei Velters in Grykirchen zum Besuch. Damals warb Michel de Reuter, Steuermann bei Lampsens, um Maria Velters; und Kornelia sah und hörte ihn häufig. Maria ist seit fünf Jahren tot. Zuerst hat Kornelia den jungen Witwer leidenschaftlich bedauert; da hat seine

Gestalt und sein Wesen sich ihrem Denken eingeprägt. Er soll jetzt zurückkommen, heißt es, und demnächst wohl ein Schiff erhalten, vielleicht sogar von den Staaten. Denn seine jugendliche Seekunst hat ihm allbereits gewaltigen Ruhm gemacht. Ganz Vlissingen sieht in dem seltsamen jungen Michael schon etwas wie einen Erzengel in Teerstiefeln; und Kornelia ist so sehr in Not, daß nichts alltägliches ihr helfen kann. —

Die Engelmädchen haben Bretzelteig gerührt und auf großen Blechen angerichtet. Kornelia muß das warme, wohlgebräunte Gut vom Bäcker holen; der wohnt entfernt; der Weg führt an einer Gartenschenke vorüber, die „Zur flämischen Bucht" heißt und von einem gewissen „Spritadolf" bewirtschaftet wird.

Spritadolf hat seinen Namen von einer großen Schmuggelsache, die als Glanzstück seiner vielen, stets erfolgreichen Abenteuer gilt. Von Person ist er verkommen und widerwärtig.

Die ersten Gänge sind gut erledigt. Kornelia hofft, auch das letzte Blech ungefährdet bergen zu können. Da steht Adolf neben ihr.

Auf offener Straße, das Blech in Händen, kann sie nicht mit ihm verhandeln. Der Garten ist leer. Die Lauben sind dicht.

Sie zittert. Er grinst.

Sie weigert sich auch heute, irgendetwas zu versprechen. Er droht — wie immer. Er spielt diesmal den Redlichen, den das Gewissen drückt. Er will — wie die Päpstlichen es tun — mit dem Pfarrer reden, sich seiner Fehlgriffe durch reuiges Bekenntnis entledigen. Vielleicht könne der Schwarze ihm auch das hitzige Begehren nehmen, das ihn so schwer verwirre. Dann freilich müsse er alles erzählen, und sie wisse ja wohl, welches Erlebnis ihm zuerst die Augen geöffnet und das Blut gehitzt habe . . Um für jetzt Schlimmeres abzuwenden, läßt Kornelia sich küssen und betasten. Sie darf ihr Blech wieder an sich nehmen und kommt nach Hause.

Die Schwestern sitzen beide im Zuber, kreischen und lachen; rufen ihr, sie solle das Feuer schüren, und wollen sie zu sich.

Kornelia fiebert nach Bad und Reinigung — allein, im Dunkeln. Sie möchte sich bürsten, bis Blut kommt. Wie sie an den Herd tritt und die Glut hervorschlägt, fällt sie der Flamme entgegen. Nicht den Holzkloben, den eigenen Kopf möchte sie hineinwerfen.

Aber sie lacht; denn Flora hat einen Witz losgelassen. Sie entkleidet sich rasch, ergreift eine Kanne mit kaltem Wasser und scheucht die beiden aus der Balje heraus. Jetzt ist der Lärm auf der Höhe. Die Magd kommt; der Vater ist schon vor dem Hause. Die Küchentür wird zugesperrt. Man jagt sich herum, schlägt sich und reibt sich trocken...

Der Vater erzählt, Michel de Reuter sei wieder da. Das Schiff sei ihm sicher. Es werde wohl gegen die Dünkircher gehen. Das gäbe Gefechte, Ehre und Beförderung. Vlissingen wette, Michels Seeruhm werde noch Peter Hein und seine Silberflotte verdunkeln. Man sei wie närrisch um diesen Steuermann. Als wenn er, Klaus Engel, in seinen jungen Jahren nicht auch ganz hübsche Reisen gemacht hätte!

Die Mädchen sind wieder unter sich. Da wissen die Schwestern von dem eben Heimgekehrten schon ganz andere Dinge. Tags sei er nur auf dem Friedhofe. Nachts schlafe er nicht, oder trinke, oder mache sich glücklich, wie andere Seefahrer. Da sitze er vor einer aufgeschlagenen Truhe mit Frauenkleidern. Im offenen Deckel klebe ein Bildnis; das sei niemand anders als Maria, sein totes Weib... Ein Held, vielleicht! Aber verrückt und verzaubert. Es sei schade um ihn.

Ob man ihn wohl enthexen könne?

Und Kornelias Gedanken beginnen sich zu drehen. Sie spottet, weil sie lieber weinen möchte. Die Schwestern merken ihre Erregung und antworten mit Neckreden. Irene ergeht sich in Sittenbetrachtung. Flora singt das Lob edler Vernünftigkeit. Und Kornelia gerät in Wallung und Wirbel; sie überschlägt sich:

„Oh, sicherlich läßt sich ein Mittel finden, den guten Mann zu entzaubern. Ihr werdet sehen, wie ich das fertig bringe, heute abend!“

„Du? Heute abend?" sagt Irene.

Flora erstaunt. Dann klatscht sie mit den Händen und kann sich nicht fassen in ihrer spottenden Bewunderung. Sie meint, man wolle wetten, auf Erfolg oder Fehlschlag.

Das lehnt Kornelia ab; und an dem Schmerze, den das Gehaben der Schwestern ihr verursacht, merkt sie selbst, wie sehr es ihr ernst ist.

Sie weht in den Flur des Hauses, darin de Reuter wohnt. Hier ist es ganz dunkel; niemand hat sie hereinkommen sehen, und sie hofft, das Untier da draußen habe sie nicht erkannt. Sie weiß: links hinter der klaffenden, lichtdurchritzten Tür lebt de Reuter. Ein Augenblick tiefen Atmens; dann tritt sie ein.

Der Mann sitzt vor der Truhe, wie gesagt wurde. Da er sie hört, schließt er langsam den Deckel der Beilade, der den Truhendeckel stützt, dann auch diesen. Kornelia steht an der Zimmertür. De Reuter erhebt sich, kommt auf sie zu und blickt sie an.

Sie stottert etwas von Grykirchen und Maria; da heißt er sie niedersitzen.

Und nun muß Kornelia „entzaubern".

Sie nennt ihren Namen; de Reuter kennt ihren Vater, ihre Schwestern und jetzt auch sie.

„Willst du mir etwas ausrichten? Es scheint eilig?" fragt er.

Nur jetzt keine Lüge! — „Man sagt, Sie grämen sich noch immer um Maria? Das tut mir leid."

„Dessen bedarf es nicht. Ich denke gern an sie, wenn ich an Land komme; und bin nicht mehr unglücklich."

„Draußen denken Sie nicht daran?"

„Auf See ist dazu wohl keine Zeit."

„Ja, ich weiß." Sie möchte ihn nach seinen Fahrterlebnissen fragen. Aber das wagt sie nicht mehr. — „Darf ich nun wieder gehen?" fragt sie plötzlich.

De Reuter lächelt — „halte ich dich fest?" — aber im gleichen Augenblick wird Kornelia weiß, verdreht die Augen und wäre vom Stuhl gefallen, hätte er sie nicht gehalten. Sie hat draußen, am Fenster, ein Männergesicht gesehen und erkannt.

De Reuter trägt sie zur Ofenbank und legt sie auf Kissen nieder, da kommt sie sofort wieder zu sich, will auf und fort.

„Nein. Jetzt kannst du nicht gehen. Bleib nur: ich tu dir nichts.“

Er wundert sich anfangs, schweigt aber. Und schließlich denkt er an anderes.

Sie liegt lange Zeit, ohne sich zu rühren. Da steht er auf und sieht nach ihr: „So. Ist es nun vorüber?“

Aber sie hat inzwischen nur an den Kerl gedacht, der draußen auf sie lauert; de Reuters Frage stöbert alle Angst in ihr auf. Mit wilden Augen ruft sie: „Ach nein! nein!“ als wollte sie ihn anflehen — aber dann fällt sie wieder zusammen. Das geht ja nicht. Was soll sie denn tun?

Jetzt ist der Mann ratlos. Er geht auf und nieder, bleibt zuweilen vor ihr stehen, zuweilen vor der Truhe. Ans Fenster kommt er nicht. Aber er würde ja auch nichts sehen. Der Unhold weiß sich zu hüten.

„Ich höre so gern erzählen. Und hier bin ich ja sicher“, sagt sie leise.

„Ja — Seegeschichten. Aber davon weiß doch Klaus Engel mehr als ich.“

Was ist da zu erwidern? Sie wird wieder farblos und schließt die Augen.

De Reuter denkt: vielleicht gibt das ein Ende — und beginnt von seiner letzten Fahrt. Wie er am dritten Pfingsttage, nahe der Antarktis, vor Anker lag, der Landsturm das Kabel brach und ihn in das Eis jagte. Wie sie vor der Fock, die zweimal loswehte, sich tagelang durch alle Eisberge hindurchquälten, jeden Augenblick des Zusammenstoßes und Berstens gewärtig. Er rühmt weder sich, noch das Schiff, noch seine Mannschaft, aber seine Schilderung ist so lebhaft, daß Kornelia sich selbst vergißt, so lange er spricht.

Noch immer ganz ohne sich zu rühren, fängt sie selbst an zu reden.

„Sie mögen mich nicht leiden, weil ich mich fürchte. Glauben Sie, Maria hätte sich nie gefürchtet? Wenn Sie an Land waren, dann nicht — freilich! — — Warum haben Sie die Truhe zugemacht? Bin ich so schlecht, daß Maria es nicht sehen darf, wenn ich hier bin?"

De Reuter wendet sich ab und kehrt ihr lange den Rücken. Aber fast lautlos fährt sie fort:

„Das war ein schlimmes Neues Jahr! Sie wissen nicht, daß ich dabei war? Sie lag noch ein paar Stunden ganz freundlich und gut da. Sie wußte wohl, daß es zu Ende ging. Und das tat mir so weh, daß sie garnicht nach dem Würmchen fragte. Das wollte die Mutter nicht stören und weinte nicht ein einziges Mal. Maria blickte immer wieder zur Tür. Michel kommt, und das Neue Jahr kommt, sagte sie, und dann wird es wohl bald vorbei sein. Und schließlich noch einmal: Es ist einer, der läßt mich nicht sterben. — Und dann läuteten die Glocken, und die Männer auf dem Deich riefen: Ein gut seligs Jahr! Und wo waren Sie? — Maria war schon tot."

Kornelia weint einen Augenblick, dann erzählt sie weiter:

„So habe ich die kleine Alida gehütet — aber nicht ich allein, natürlich. Denn ich war ja noch ein Kind. Abends, wenn ich heimging, war es sehr kalt, und die ganze Zeit ging entsetzlicher Sturm. Ich dachte: nun ertrinkt er auch. Denn ich wußte schon, daß die kleine Alida nicht leben würde. Aber es hat noch achtzehn Tage gedauert. Und nie habe ich mich gefürchtet. Wie gern hätte ich mir die Schmerzen schenken lassen, ich war ja groß und kräftig, und das Kleine hat so bitter ausgehalten. Und doch habe ich mir immer ausgedacht, wie ich es wollte sprechen lehren und lesen. Ja, das könnte sie jetzt alles schon."

Lange bleibt es still in der Stube.

„Nun komm!" sagt er und will ihr aufhelfen.

Da klammert sie sich so fest an ihn, daß er erschrickt.

„Nein! Nicht hinaus!" Sie schreit und weint; de Reuter möchte wohl die Frau von drüben hereinholen; aber was würde

die sich denken, mitten in der Nacht? Er fragt nicht, was ihr fehle, und was sie eigentlich bei ihm wolle. Er kennt das schon: wenn die Leutchen irgendwo aufgesegelt sind, dann rufen sie nach ihm — er muß sie abschleppen und tut es auch. Und dann: welches Recht hat er, den offenbar unklar gewordenen Angelegenheiten dieses Mädchens nachzuspüren? Daß er den Havarierten helfen muß, ist nun einmal sein Schicksal — das nimmt er auf sich.

Er ist jetzt ganz Lotse im Fahrwasser; spricht ihr zu und macht sie ruhig. „Nun bringe ich dich nach Hause, und morgen rede ich ein Wort mit dem alten Engel." Kornelia fühlt, daß ihre Sache in sicheren Händen liegt und ist still und geduldig.

Wie sie heraustreten, bemerkt sie den Aufpasser wohl und drückt sich dicht an ihren Beschützer. Der bleibt natürlich ahnungslos.

Kornelia kommt ungefährdet in das Haus ihres Vaters. Drinnen lauscht sie — ein neuer Mensch, befreit und gebessert — auf seinen Schritt, der langsam und gleichmäßig den Deich hin verhallt... ein Schuß! Kornelia will den Riegel wieder aufreißen. Da stürzt sie, jetzt in schwerer Ohnmacht, nieder. —

De Reuter bekommt den Kerl, dessen Kugel seine Mütze streifte, zu fassen, verprügelt ihn sehr nachdrücklich und läßt ihn laufen.

Dann denkt er über den seltsamen Abend lange und gründlich nach und befindet am Ende: hier zu helfen, nach allem Vermögen, sei eines redlichen Mannes unabweisbare Pflicht.

Am anderen Morgen kommt er zu Klaus Engel. Ob seine Jüngste versprochen sei? Nein. Ob sie krank sei oder von Natur wunderlichen Geistes? Nein. Ob er, de Reuter, sie zum Weibe haben dürfe?

Da glotzt der Alte ihn an, als sei er vom Monde gefallen, und lacht schließlich, daß es dröhnt. Oh, er dürfe schon — was in Dreideubelsnamen solle er wohl nicht dürfen? Aber er sei vielleicht selbst ein wenig verheddert im Kopf. Er, der alte Engel, sei der Vater, und das langhaarige Zeug habe er nur allzu

reichlich auf Lager. Aber raten könne er keinem — zu keiner! Und Kornelia sei die Tollste, die werde ihm mehr Knoten ins Garn machen, als ihm lieb sein dürfte ... Einerlei. De Reuter bleibt bei seinem Wunsche, und Klaus Engel kann mit dem besten Willen nicht mehr tun, als dem Ding seinen Lauf lassen.

Wie sie allein sind, gesteht Kornelia ihm alles. Der gute Mann schweigt; dann atmet er tief auf und sagt: „Nun — also!"

Sie wird lange Jahre hindurch liebreich und treu sein Haus verwalten und ihm fünf Kinder gebären.

32.



n den Wiesen liegt ein Zigeunervolk. Es ist schon Nacht, und die Lumpe sind durchaus nicht lustig. In die behütete Stadt kommen sie nicht hinein. Die Pfahlbürger draußen sind mißtrauisch: Wachsamkeit und derbe Fäuste gegen Frechheit und Schläue. Es wird nicht getanzt und gesungen, sondern geknurrt und geflucht — geschwungene Arme, gerollte Augen, Zank und Wut. Aber Heytheusen sieht sich die Sache aus der Nähe an, und es geschieht ihm nichts ... Dann schläfriger Mißmut an geduckten Feuern, zwischen lungernden Hunden und geprügelten Kindern; das langweilt ihn bald. Er versucht, ein paar Lausehelden von neuem wild zu machen; doch sie blicken an ihm vorbei. Einer dreht ihm den Rücken, hockt nieder und beginnt mit einem Ast in den Flammenrest zu hauen; Asche und Funken fliegen herum; das ist alles.

Heytheusen zieht sich beiseite und betrachtet das Bild mit Maleraugen aus der Ferne. Auch so sind es nur Schattenklumpen und unansehnliche Brocken. Da kommt hinter dem Lager rasch und atembeklemmend ein mächtiges Leuchten hoch, unerklärlich, ein Kampfzeichen, eine himmelfressende Gefahr ... Aber schon hebt sich der blanke Rundrand über das schwarze Gehölz. Sofort glättet sich das ungestüme Wallen; aber das

Wunder blüht und blüht; und groß und rein steht der Mond da. — Das da unten sind nur noch dumpfe Maulwürfe, Käfer im Sande, Staubhäufchen, lebloses Gekrümel.

Heytheusen steht lange bewegunglos. Dann merkt er plötzlich, daß Tibbeke neben ihm ist, die einzige, die beim Hungerbrummen da drüben übermütig blieb: dick, zerzaust, halbnackt, mit weißleuchtenden Brustkugeln. Seitwärts, aus zugekniffenen Augen, blickt sie nach ihm hin und zeigt die Zähne; die Lippen machen die Grimasse des Lächelns. Heytheusen nimmt sie für die Nacht mit.

Sie schreiten stadtwärts. Wenn der Mann sie ansieht, glaubt er, das schimmernde Himmelsweib sei zu seiner Lust herabgerollt. Er bleibt stehen, wendet sich und blickt in den strahlenden Mond. Da ist wieder unmenschliche Stille, Glanz der Ewigkeit, sinnenferne Größe. Neben ihm wartet nur fettiges Fleisch.

Unter Silberdecken atmen Wiese, Deich, Vorland und Fluß. Türme recken sich auf, Mühlenflügel, kahle Mauern und Giebel. Fenster glimmen wie Wasserlachen; Bogen und Höhlen starren wie die Kessel, die zur Unterwelt hinabreißen. Und Heytheusen bestaunt die stille, große, fremde Stadt.

Ein schwarzes, enges Pappeltor: die Zielpfähle des siegreichen Abenteurers — nun kommt Ruhe und Lust...

Eine himmelhohe Steinwand, links und rechts schräge Kanten, in der Mitte, stabumrahmt, ein zierlicher Altan, dahinter zerfließt in der Nachtluft ein schwebendes Rund — schweigend grüßt der unübersehbare Troß mit blitzenden Waffen hinauf zur mondgebannten Fürstin...

Ein scharfstarrender Säulenwald mit zackig umblätterten Kronen — hier wandelt zur Nacht der Weise, blickt an den Schäften hoch und sinnt...

Krausblühendes Gerank, darin das gleißende, stumme Leben der Nacht auf und niedersteigt — hinter dieser Pforte schauert die Wollust; man hält inne, neigt das Haupt und lauscht, ob ein Stöhnen aufzuckt, ein Schrei zerbricht...

Das alles sind Häuser; steinerne Träume, zusammengebraut aus menschlichem Blut — Dichtungen aus Balken und Ziegeln.

Heytheusen ist längst wieder allein; aber das enttäuscht ihn garnicht. Er atmet tief auf, bleibt mitten in der Gasse stehen, blickt hinab und hinauf und über sich in den hellen Himmel. Dann läßt er sich auf einer Stufe nieder, stützt das Kinn auf den Stockknopf und denkt nach. — Das also heißt: „bauen"?

In all seiner Erregung schläft er ein. — Er wacht auf, da etwas Feuchtes seine Hand berührt. Ein fremder Hund liegt neben ihm und schaut zu ihm hoch. Heytheusen streichelt das Tier und denkt: „Und du? Wie wird man dich behausen?" Dann lächelt er, erhebt sich langsam und wandert weiter. Wie er durch den schwarzen Torweg stolpert, der seine Wohnung von der Straße trennt, muß er lachen. In sein Höfchen glitzern hohe Sterne herein; der Mond ist schon abgezogen. Heytheusens Blick gleitet an den Giebelzacken entlang, über die rohen Fensterlöcher hin, und wieder nach innen. Ganz deutlich sieht er es vor sich, das Haus, das er sich bauen will, das ihm gemäß sei und Kunde gebe von der Macht, die ihm und seinem Volke aus possenhafter Armseligkeit herauserwachsen ist ... Da tönt Mitternacht von den Türmen der Stadt.

33.

Saskia schläft noch. Bei dem weißen Kissenleinen, bei der roten Haarflut schimmern Hals und Brustfläche perlmutterblau. Das Gesicht ist dunkler — von Schlafröte und zartgoldenen Sommersprossen.

Kuß auf die Augen kitzelt, auf den Mund erschrickt. Die feste, starke Wölbung hebt und senkt sich und zieht die weißen Bälle mit sich auf und nieder. Da wiegt sich, was diese Nacht von Küssen wußte. Nicht verscheuchen! Es soll nun Tag sein; und des kommenden Abends sind wir ohnedies gewiß. Vor den offenen Fenstern bewegen sich mutige Segel. Sommer=

licht rollt schon heiß über den Garten hin. Aus den smaragdenen Stachelbeerbüschen kocht es mit tausend Stimmen.

Die Diele knarrt; aber die Tür wendet sich leise.

Kellerkalt ist es im Waschhaus. Die Pumpe ruft nicht bis ins Haus hinüber. Das erdfrische Wasser ersetzt, was die Nacht an Blutwärme verbrauchte. Die Haut brennt . . .

Die lange Tonpfeife zerklirrt auf den Fliesen. Aber nur der Stiel ist gebrochen. In der Werkstatt hängt eine Eisenfeile. Rasch schleift sich der Bruch mundgerecht.

Ein fremdes Morgengärtchen. Ein Ferienreisetag. Kein Allwerkstundenplan und Schacherfleiß. Schöpferzeit! Gedankengastfest! Jeder Blick und Atemzug hat Teil an der unablässigen, summenden, flimmernden, duftzitternden Allbefruchtung. Und augenblicklich beginnt das Wachsen und Reifen. Heute noch geheim, niemandem bewußt. Bald aber deutlich, selbstgewiß und ewig—ein Stück Welt wie das Du und das Ich. Welche Fülle und Zuversicht!

Der Vorhang rückt beiseite. Saskia geht drinnen auf und nieder. Jetzt tritt sie ans Fenster, lächelt, nickt und winkt.

Der Mann im Garten steht still und fragt; und seine Stimme klingt, als träume ihm:

„Was dünkt dich, Liebste: wer ist reicher an Leben und Schönheit, die Welt um uns, oder der dunkle Schacht unseres Selbst?"

„Du bist vermessen, mein Freund," antwortet die schöne Frau; „und ich bitte rasch einmal den lieben Gott, du möchtest so bleiben."

34.



Des alten Purmerland Baumeister arbeitet nur noch für Herrn von Heytheusen. Der, ein Bildhauer und ein junger Kaufmann, der mit Baustoffen handelt, sitzen im Hause des Baumeisters beim Frühstück. Wieder steht Heytheusen, das Glas in der Hand, das Mundtuch am Kinn, auf und geht zum Nebentisch. Dort liegt schon sein Tunkbrötchen, an dem er nun weiter bröckelt.

Zum dreißigsten Male verschiebt er die Gewichte und rollt die Zeichnung weiter auseinander. Ebenfalls zum dreißigsten Male, aber immer noch in neuer Form, äußert er seine höchste Befriedigung. Das Haus sei seines Schneiders Gruftpalast, meint er; denn nun werde er dem geschliffensten Kleiderkünstler von Brüssel sich zu vermählen leider genötigt sein. Das gleiche dem Rahmen, den er jüngst für seines würdigsten Ahnherrn Abbild neu bestellt habe. Der Rahmen sei so goldreich und kostbar ausgefallen, daß er nicht umhin könne, ein neues Bild dafür malen zu lassen. — Der Holzhändler empfiehlt ihm lachend einen gewissen Rembrandt, nicht für die Kleider, sondern für das Bild; aber Heytheusen, jetzt wieder am Speisetisch, wehrt ab. Rembrandt — mit diesem Modegötzen wolle er nichts zu tun finden. Der habe nun binnen einem Jahre sämtliche Magnaten und Staatsweiber der Provinz verölt. Nun würden die Schulmeister und Anwaltkanzlisten daran kommen, später paulatim gradatim die Bierkutscher und Schutenschieber; er, Heytheusen, verzichte. Dieser Rembrandt sei ja ein Streber, ein Pinselpedant, und scheine sich die Unsterblichkeit auf dem Malbock ersitzen zu wollen; seine Bilder röchen nicht nach Terpentin, sondern nach Lampenöl, wie des Demosthenes Reden, und seien beinah ebenso langweilig. Rembrandt! Warum nicht gleich Keyser oder Helst?

Die Auffassung ist neu; aber die Tischgesellschaft schweigt achtungvoll; sie weiß, daß Heytheusen nicht dumm ist; und freilich scheint es, als sei das böse Charakterbild nicht ohne Scharfblick gezeichnet.

„Ja, der Maler, der mir diesen Käfig ausstaffieren soll, den suche ich noch. In Venedig, selbst in Antwerpen, da gibt es Rattenpfeifer, die sich auf den bunten Dunst verstehen. Aber hier in Holland?“ Heytheusen ist schon wieder am Nebentisch.

Das Haus, klar im Grundriß, flächig im Aufbau, von glatten Pilastern zusammengebändigt, von eisiger Bravheit übergiebelt, predigt von Würde, Anstand und nüchterner Gediegenheit. Es

ist nicht groß; aber ganz Amsterdam würde neben ihm wie ein Feld voll Meßbuden dastehen. Selbst Heytheusen redet in schmelzenden Perioden, solange sein Blick auf dem majestätischen Blatt haftet...

Da rennt, bei heftigem Zank mit dem Türwächter, ein neuer Gast an den Tisch. Man kennt ihn; es ist einer der Schwersten von Holland, ein Mann edler Sippe, erlesener Erziehung — er schimpft wie ein Savoyarde. Was dem Baumeister einfalle? Ob er ein Spekulierer sei? Ob man glaube, seine Handlung stehe vor dem Bruch, daß man ihm sein Dach überm Haupte zu verhökern sich erdreiste. Noch wohne e r an der Kaisergracht numero Siebenundzwanzig, und sei nicht gesonnen, die Bude zu räumen. Es sei eine Frechheit, auf den Platz, da sein Haus stehe, ihm und seinen Kindern noch auf lange Zeit hinaus eine höchst ehrbare Unterkunft — auf diesen Platz ein neues Bauwerk zu planen. Er habe wohl vernommen...

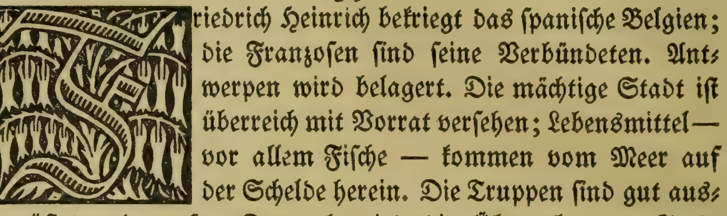
Der kleine Heytheusen ist auf ihn zugetreten und zieht den starken, schweren Mann mit komischer Leidenschaft ans Herz. Verdutzt, verstummt, wird der vor den Entwurf geführt. Sein Kennerauge entzückt sich alsbald über der reinen Bildung; schon läßt er sich an die runde Tafel geleiten, beglückwünscht den Baumeister und macht ein Gläschen klingen.

Und Heytheusen redet, redet...

Wie das Frühstück beendet ist und alle, dem freundlichen Baumeister die Hand schüttelnd, aus behaglicher Gartenkühle in den gewinngeschäftigen Straßenvormittag hinaustreten, da fühlt der Herr aus der Kaisergracht sich tiefinnerlich überwältigt von der unabweislichen Ehrenpflicht, seinem weltumspannenden Handelhause und seiner blumig aufsprießenden Familie eine weit edlere Heimstätte zu schaffen, als auf seinem doch nur kärglichen, für einen Altjunggesellen allenfalls ausreichenden Grundstück möglich ist. Er wird dem liebenswürdigen Herrn von Heytheusen das Erbe nicht zu wohlfeil an Hand stellen und den Baumeister mit allem weiteren, vorab mit der Ausmittelung eines geeigneteren Bauplatzes, umgehend beauftragen.

Heytheusen wandelt mit dem Bildhauer einem anderen Versammlungort zu, und die ganze Saftfülle des herrlich emporsteigenden Tages klopft in seinen Adern mit.

35.


riedrich Heinrich bekriegt das spanische Belgien; die Franzosen sind seine Verbündeten. Antwerpen wird belagert. Die mächtige Stadt ist überreich mit Vorrat versehen; Lebensmittel — vor allem Fische — kommen vom Meer auf der Schelde herein. Die Truppen sind gut ausgerüstet und tapfer. Dennoch wird die Übergabe von Stadt und Festung binnen wenigen Tagen unvermeidlich sein, weil — durch unbegreifliches Versehen — der Vorrat an Pulver bei weitem überschätzt worden ist. Die Zahl der noch möglichen Schüsse läßt sich berechnen. Schon beraten Kommandant und Häupter der Bürgerschaft über die Bedingungen, die man dem siegreichen Eroberer antragen will, da läuft ein Amsterdamer Schiff ein; das bringt 100000 Pfund Pulver, und die Stadt ist gerettet.

Friedrich Heinrich erfährt davon und wütet; so hat man den milden, abwägenden Fürsten noch nie gesehen. Sofort entsendet er einen seiner Flügeladjutanten, den Hauptmann von Zweifelden an den Rat von Amsterdam, strengste Bestrafung des Schuldigen, den er einen Landesverräter nennt, anzubefehlen. Der Eigentümer des Pulverschiffes ist — Wilhelm Heytheusen.

Der Rat hat bis jetzt den Streich sehr löblich gefunden. Solange Antwerpen spanisch bleibt, hat Amsterdam seinen Wettbewerb nicht zu fürchten. Das darf man dem Oranier wohl nicht sagen. Und freilich: wäre dergleichen bei Franzosen und Engländern geschehen, der Mann wäre schon längst erschossen. Ein Holländer denkt anders. Der Krieg mit Spanien ist jetzt nur noch Oraniens Sache; und gar das französische Bündnis! Oranien und Holland eins? — Das fehlte noch.

Beschwerlich ist das Ding in jedem Betracht. Könnte man Herrn von Zweifelden nur einen Augenblick durch die holländische Brille gucken lassen, auf daß er des Prinzen Wallung besänftige — den eigentlichen Prozeßgang brauchte man nicht zu scheuen: Handel und Freiheit über alles!

Der Ausschuß, dem die leidige Sache überwiesen ist, tagt im Rathause. Fünf Herren in Schwarz, mit breiten, spitzgeränderten Kragen und hohen Hüten, sitzen im behaglichen Stübchen um ihren grüngedeckten Tisch und fühlen sich recht bedrückt. Sie erwarten den Angeschuldigten, den sie zusammen mit dem Adjutanten des Prinzen zur Aussprache vorgeladen haben. Ihre Gedanken sind an der Börse; das wichtigste Vormittaggeschäft müssen sie heute versäumen. — Herr von Zweifelden befragt sich nach der Person des Landesverräters, den er noch nicht kennt. Er erfährt von seiner hochgeachteten Handelstellung, von seinem rasch und einwandfrei erworbenen Reichtum, auch von seinen erstaunlichen Bauplänen. Das schönste Haus, das man je gesehen, in Amsterdam hinzustellen, sei er eben im Zuge. Das beschäftigt Herrn von Zweifelden ganz besonders. In friedlichen Zeiten ist er Friedrich Heinrichs Oberrat bei den Bauarbeiten, mit denen die Oranier im Haag ihrer jungen Herrschaft fürstliches Ansehen zu geben versuchen. Auch das ist Handel mit Bannware — Augenverblendung, um das liebe Volk sanft und allmählich an das glänzende Joch zu gewöhnen, das man ihm so gern aufladen möchte ... Herr von Zweifelden weiß das recht gut; und sein freiniederländisches Bürgerherz liegt oft genug im Streit mit der Soldatentreue, die das herrliche Feldherrngeschlecht über alles verehrt, und mit der eigenen unbändigen Baufreude, der die üppigsten Oranierpläne noch immer zu eng, zu bürgerlich, allzu zurückhaltend scheinen. Er bedauert, mit Heytheusen nicht über Bausachen reden zu dürfen, statt über Landesverrat, und findet nun selbst, sein Auftrag sei mißlich und zweideutig.

Dann kommt Heytheusen.

Er ist munter und tatenlustig wie immer. Wenigstens den Börsenanfang hat er nicht versäumt, sondern recht befriedigend ausgenutzt. Auch mit seinem Baumeister hat er gesprochen. Er denkt jetzt daran, den Giebel des Hauses, das langsam aus dem Boden wächst, mit Delphinen und großen Schnecken zu zieren. Der Baumeister hat sich dagegen gesträubt. Aber sogar ein geschweiftes, offenes Türmchen, gutholländisch, hat er schließlich dem feurigen Bauherrn bewilligen müssen. Alles geht glatt.

Dann beginnt die Untersuchung: Verhör, Anklageverlautbarung, Niederschrift — das alles ist langweilig. Heytheusen ist aufgesprungen, rennt hin und her, blickt zum Fenster hinaus auf den sonnenbelebten, wimmelnden Platz; und die Wortführung der leidigen Verhandlung ist längst bei ihm.

Das Schiff sei seins; er sei nicht dumm genug, so wackeren Besitz abzuleugnen. Aber die Ladung gehöre dem dänischen Könige. Der bezahle die Fracht, jawohl; und nicht zu billig. Das sei ein Verbrechen? Doch wohl nur in Soldaten- und Fürstenaugen. Der Handelsherr müsse seine Schiffe fahren lassen, wo Wasser sei, und wer ihn daran hindere, sei sein Feind, und nur dieser. Wovon lebten denn die oranischen Herren? Wer bezahle ihre nutzlosen Feldzüge? Ja: nutzlos! Denn nur sie selbst hätten Lorbeer und Futter davon. Das holländische Volk wolle Frieden, Freiheit und offene Fahrt. Wünsche Oranien in ihre Truhen zu greifen, dann müsse es freundlichst ihrer Einsicht überlassen, wie die zu füllen seien. Und alle Gerichtsherren bekräftigen es mit ernstem Nicken, wie Heytheusen auf den Tisch schlägt:

„Der Handel m u ß frei sein. Und wenn man um Gewinst durch die Hölle fahren müßte, so würde ich den Brand meiner Segel daran wagen. Ich mache meine Stadt groß und reich: das ist meine Vaterlandliebe, das ist meine Tapferkeit."

Der Hauptmann wendet ein, Seine Hoheit sei der Sieben Provinzen Feldoberst und Sachwalter im Kriege. Wer gegen ihn arbeite, übe Verrat an der Sache des Landes. Der Krieg gegen Spanien, das Bündnis mit Frankreich seien gebilligt und anerkannt . .

„Nicht von Amsterdam, nicht von den Staaten von Holland", unterbricht ihn Heytheusen. „Wir sind überschrien. Die Prinzlichen haben ihren Umtrieb durchgesetzt gegen unseren Willen, gegen unseren treu und beharrlich wiederholten Rat. Mögen sie sehen, was darnach kommt, die beste Stimme des Landes zu mißachten! Gefolgleute und Untertanen sind wir nicht. Verrat an der Sache des Landes! Wollen Sie mich ehrlos machen, Herr von Zweifelden? Stehen Sie zu der Beleidigung?"

Man beruhigt ihn. Der Hauptmann möchte wohl eintreten, wie einem Offizier geziemt. Aber er weiß, daß damit sein Auftrag schlecht erfüllt würde. Der Prinz will Rechtspruch, nicht Gewalttat. Er muß sich zähmen, und dem Richterwort des Ausschusses die Sache anheimgeben.

Und Heytheusen schildert mit kurzer, schlagender Rede, wie schädlich, ja vernichtend ein freies Antwerpen seiner Stadt und seinem Lande aufwachsen würde. Das habe er gehindert und werde er hindern bis zu seiner letzten Kraft. Das sei ehrlos? Niemand in Amsterdam und in allen sieben Provinzen werde ihm um deswillen den guten Glauben, das rechtliche Herz absprechen wollen ... Nein. Niemand spricht es ihm ab. Der Ausschuß erkennt an, daß Heytheusens Tat beklagenswerterweise den hohen Absichten des Generalkapitäns zuwider, im übrigen aber der Stadt Amsterdam und damit dem ganzen Lande zu allem besten geschehen sei. Und Herr von Zweifelden muß sich fügen.

Herr von Heytheusen bittet die ganze ehrenwerte Versammlung auf den Abend zu sich; der Hauptmann wird die Pläne des wunderwürdigen Hauses mit eigenen Augen studieren. Heytheusen wird seinen kundigen Rat erfragen und zu befolgen sich den Anschein geben. Der Prinz mag wettern und knirschen; er wird sich auch wieder beruhigen. —

Heytheusen eilt noch einmal zu seinem Baumeister, auch ihn einzuladen, und sich zu überzeugen, daß Delphin, Schnecke und Türmchen nach seinem Sinne eingetragen werden. Der fremde Herr soll auch die neuesten Verbesserungen in sauberer Dar-

stellung bestaunen. Noch ist der Tag lang und hell, und allerlei munteres Werk mag wachsen und reifen.

36.

Schon vor einer Weile haben Turmuhren und Betglocken ringsum die Mittagstunde abgeklingelt.

Jetzt steigt auch der Maler vom Stufentritt herunter, zerrt ihn beiseite, legt Pinsel und Farbenbrett darauf und entledigt sich seines Kittels. Unverwandt haftet sein Blick auf seinem Werke.

Das steht schon im Rahmen. Ein Lattengerüst hält es an der Stelle fest, wo es später an der Mauer haften soll. Die Tageserhellung ist die endgültige; und der Künstler findet, tiefaufatmend, seine Lichtrechnung zutreffend. Den Vogel am Gürtel der geputzten Kleinen ganz hinten hat er noch aufgeweißt, den Beutel in der Stabhand des Hauptmannes gedunkelt — das schien ihm nötig. Den Behelmten da rechts, dessen Augen nur scheu über den Arm seines Vordermannes wegblicken, höher zu machen, wie ihm noch eben angesonnen wurde, hat er lächelnd abgewehrt, mit den Worten der Schrift: Welcher ist unter euch, der seiner Länge eine Elle möchte zulegen, ob er gleich darum sorge? — Reutenburg, der schwefelgelbe Lichtengel, ist zufrieden. Franz Bannig Kock, der riesenhafte Hauptmann, kläubelte Bedenken: gar zu herrscherlich findet er sich. Er hat ausführlich von jenem Florentiner Baumeister erzählt, der dem klugen Magnificus eine steinerne Königsproklamation geschrieben hat — die habe der ungekrönte Fürst weislich einem ehrgeizigen Mitbürger überlassen, zu dessen blutigem Schaden ... Der Maler hat mit Vergnügen gelauscht. Was soll das alles seiner Kunst? Er weiß es: ein Bild gleich diesem ist in den Niederlanden noch nicht geschaffen worden; und im gesegneten Italien auch nicht.

Er reißt sich los und will gehen. Ein kleiner, behender Mann — er kennt ihn wohl; doch ist er ihm noch nie begegnet — vertritt

ihm in der Tür den Weg und erfragt kühl und barsch Erlaubnis, das Bild zu betrachten. Der Künstler verneigt sich und bleibt höflich noch eine Weile stehen. Er weiß, was kommen wird: befremdlicher Gedanke — monarchische Komposition — Vernachlässigung der vielen Sehr-Ehrenwerten, die doch alle dazugehören ... nichts dergleichen wird vernehmlich. Der kleine Herr rennt vor dem Bilde auf und ab, besieht sich alles sehr genau, spricht aber kein Wort und verrät durch nichts sein Urteil. Der erfahrene Künstler sieht sehr wohl, daß der Mann die Sache versteht. Und fast beklommen erwartet er eine Äußerung. — Plötzlich stürmt jener an ihm vorbei, rufend: „Ganz gleicher Meinung ... dumme Spießerbande ... famos geärgert ... ist aber alles Nebensache! Werden mich brauchen können, mein Lieber! Nur dreist zu mir kommen, wenn es soweit ist." Und verschwindet.

Das war Herr von Heytheusen. — Rembrandt schreitet langsam durch den Vorhof des Kolubrierhauses und wundert sich selbst, daß diese putzige Begegnung so heiße Genugtuung in ihm erzittern macht. Und wundert sich auch nicht: die Gefahr ist es, die ihn vor sich selbst erhöht. Die sieht er jetzt zum erstenmal hart und scharf mit Augen. Jener halbverrückte Wunderling — der einzige, der sein Werk von Herzen billigt?

Der Mann, der seinem geliebten Hause in der Breiten Gasse zuwandert, ist kein Mystiker und nicht ein bißchen dünkelhaft. Wer ihm von Dornenkrone und Glorienschein spräche, den würde er mit einem Witzwort abtun und stehen lassen. — Aber dies ist Mitt-Tag, und vor des Künstlers Augen erbaut sich, wie er schreitet, ein neues Bild; und alle Wohlgebetteten von Amsterdam, die ihm begegnen und ihn grüßen, freundlich und gut, wie Ihresgleichen — er sieht sie nicht und dankt ihnen nicht und geht wie an Ketten gezogen ...

Er sieht den König der Vorzeit, dem die Sphinx mit Rätselworten seinen Abend verkündete: auf drei Füßen werde er gebückt einhertrotteln und Sinnloses lallen wie ein Kind. O nein — er ist wohl alt, blind, verlassen, geächtet; aber hoch aufgereckt

zwischen Klippen und Eichen zeigt er die Stirn der absinkenden Sonne; der Meerwind singt in seinen Ohren, und in leeren Höhlen spiegeln sich ihm Götter und Titanen.

37.



Seit jener Begegnung vor dem großen Schützenbilde sind Heytheusen und Rembrandt nicht wieder zusammengetroffen. Sie haben das beide nicht anders erwartet. Aber Heytheusen hat aus der Ferne sehr genau beobachtet, was der Maler tat und erlebte. Auf dem neuen Grundstück an der Kaisergracht wird vorn gebaut, emsig, aber nicht ohne mancherlei Stockung durch Planänderung des an Einfällen und Eigensinn gleich ergiebigen Bauherrn. Der Garten hinterm Hause blüht, in diesem Sommer sich selbst überlassen, aus unerschöpflicher Fülle. — Als Heytheusen vom Sterben Saskias hörte, hat er einen ganzen Karren voll Rosen in die Breitengasse gesendet, sich selbst aber nicht blicken lassen. Rembrandt hat ihm für beides gedankt — für die Blumen mit Worten, die ein Schüler überbrachte, für seine Zurückhaltung im Stillen.

Jetzt ist der Juli fast zu Ende, und Saskia liegt schon seit Wochen unter ihrem Efeu. Der kleine Titus ist fast ein Jahr alt.

Immer noch aus schonender Entfernung erkundigt Heytheusen sich nach dem Witwer. Er hört, daß Rembrandt in schlimmster Verstörtheit untätig und ohne zu leben seine Tage abwartet. Da beschließt er einzugreifen.

„Vor Strebsamkeit und einfältigem Gleichmut hat den ein gütiges Schicksal bewahrt", sagt er; und einige, die das hören, finden, seine Urtümlichkeit sei bisweilen von Roheit schwer zu unterscheiden.

Er bespricht sich mit fünf oder sechs Freunden, die ihn besser kennen, und setzt seinen Plan ins Werk.

Eines Mittags erscheint er in Rembrandts Hause und dringt so beharrlich darauf, den Meister zu sprechen, daß man ihn schließ-

lich einläßt. Er wird durch das Eßzimmer geführt; da steht ein einzelnes Gedeck.

Rembrandt sitzt in einer abgedunkelten Hinterstube am leeren Kamin. Auf niedrigem Flechtsessel hockt eine alte Frau; mit lauten und wenig geistvollen Reden nötigt sie dem Kind auf ihrem Schoße seinen Brei ins Mäulchen. Dem blickt der Vater wortlos zu.

Auch die Begrüßung bleibt fast stumm. Aber Heytheusen weiß, daß der arme Mann ihn nicht ohne Rührung kommen sieht. — Eine Weile sitzen sie ohne zu reden beieinander. Dann spricht Heytheusen, er habe Hunger und bittet den Hausherrn um einen Imbiß. Rembrandt erschrickt und entschuldigt sich — sein Hauswesen sei arg in Verwirrung, sein Vorrat mangelhaft. Aber Heytheusen läßt sich nicht abweisen. Und wenn es nur Brot gäbe und ein Glas Wein . . .

Wirklich muß Rembrandt, verwahrlost und ohne Teilnahme wie er ist, sich mit ihm zu Tische setzen. Das Gastgedeck erscheint nach einigem Zögern. Die Mahlzeit erweist sich als ausreichend, und den Wein lobt der Fremde so nachdrücklich, daß Rembrandt nicht umhin kann, eine neue Flasche zu holen. Ihn grämt die stille Trauerstunde, die er versäumen muß; und er erkennt in Heytheusen den fühllosen Sonderling, als den man ihn schilderte.

In rascher Folge melden sich jetzt weitere Gäste. Sie sehen Becher auf dem Tische — man kann sie nicht abweisen. Die Tafel wird rund herum vollbesetzt. Müde blickt Rembrandt von einem zum andern, fürchtet laute, aufgeregte oder auch lustige Worte und horcht nach innen auf die süße Stimme, die von diesen Mauern durch den leeren Raum herabzuschweben pflegte in all den langen, öden Wochen . . . Aber die Luft ist nicht mehr tot, und die Mauern klingen nicht mehr hohl wie Sargwände. Die alte Aura, die um ihn war wie ein Kettenhemd, wird weich und schmilzt. Das tut weh und macht haltlos und weinerlich. Aber alles Loslösen befreit. Alle Freiheit ist Glück.

Kein Mensch spricht laut und aufgeregt. Kein Mensch ist lustig. Sie reden behutsam, nicht von gar wichtigen Dingen. Rembrandt schweigt; aber er hört zu und gewinnt sie alle lieb.

Dann gehen sie. Heytheusen meint, es sei so freundlich unterhaltsam in des Meisters Hause, daß man töricht wäre, so löblichen Unterschlupf zu meiden. Übermorgen, auf Mittag, wollen alle wiederkommen. —

Am Abend dieses Tages hat Rembrandt ein Brett hervorgeholt, hat es geleimt und gekreidet und dann, beim Lampenlicht, einen Brokat hin und hergewendet.

In der Nacht muß der kleine Titus — nach Kinderart, ohne sonderlichen Kummer — ein Weilchen weinen. Dem Vater klingt das bekannte Geräusch anders als bisher: wie Anforderung und Verheißung und beinah tröstlich.

38.



Herr von Berkel ist Generalzolleinnehmer von Holland. Sein Haus im Haag heißt: „das mit den Säulen." Es hat einen wunderlichen Saal: nicht sehr weit, aber durch alle Stockwerke ansteigend, so daß sechs engstehende, riesenhafte Säulen das Dach tragen müssen. Die Fenster schweben oben unter der Decke; das abenteuerliche Licht macht die dicken, schwindelhohen Schäfte noch eindruckvoller.

Kornelius de Witt, der Dordrechter Bürgermeistersohn, 25 Jahre alt und eben aus dem Auslande heimgekehrt, hat gestern abend beim Hoffeste des jungen Oranierpaares Maria von Berkel kennengelernt und erfahren, daß sie heute ihren 16. Geburttag feiert. Es freut ihn, seinen schuldigen Besuch somit schon heute anbringen zu können und, dem Festtage gemäß, sich wiederum in prächtigster Gewandung vorführen zu dürfen. Das schwarzsamtene Kniewams ist mit breiten Längsstreifen von güldenem Spitzenwerk besetzt. Schulter, Handgelenk, Strumpfband und Schuhschnalle sind mit Klunkereien aus

flaggenroter Seide beheftet. Das volle braune Haupthaar fällt in Lockenwellen auf die Schultern und ist so sorgfältig hergerichtet, daß der Federhut nur in der Hand getragen wird. Heut ist der 31. Mai, und das Wetter erlaubt diese Prachtentfaltung. — Übrigens ist Kornelius nicht nur schön, stattlich und prunkhaft, sondern auch begabt und gebildet — beides in ungewöhnlichem Maße.

Seine Unterhaltung mit der Dame des Tages wird etwas eingeschränkt. Eine deutsche Base, Hiltburg mit Namen, ist zugegen und verlangt, daß Kornelius ihnen die neuen Lieder, die man gestern bei Hofe hörte, vorsinge. Er kommt aus Paris und kennt sie. Maria hätte lieber geplaudert. Aber Hiltburg bleibt bei ihrem Wunsche, und Kornelius denkt: Gut! Mögen sie mich singen hören.

Der Spinettflügel steht im Säulensaal. Hiltburg fragt nach der Bekielung, tritt an die Tasten heran und begleitet stehend. Kornelius setzt sich, nimmt das neue Liederbuch und singt. Maria hat sich zum Träumen zwischen den Säulen niedergelassen. Hiltburg in schwerfaltigem, weißem Atlas, steht hoch da; das Blau der andern verdämmert in mäßiger Ferne und ist dennoch allgegenwärtig — die Zwei sind wie der Raum: Säule — und mild anregendes Licht aus der Höhe.

Kornelius singt überaus schön. Man will ihn belohnen und schenkt ihm das Liederbuch. Maria selbst schreibt seinen Namen darauf. Das beglückt den jungen Mann sehr. Trotzdem dünkt es ihn ein wenig peinlich, daß die junge Schöne eine seltsame Rechtschreibung bevorzugt: „Cuorenelio“ steht da zu lesen.

Herr von Berkel kommt. Man behält den vornehmen jungen Gast zu Tische. Nach der Speisung verabschiedet er sich und wandert mit vergnügten Gedanken durch den schönen Tag zum Hause seines Bruders Johannes.

Der, zwei Jahre jünger als Kornelius und auf langen Reiseritten durch alle europäischen Reiche sein Begleiter, ist gleichwohl schon seit einiger Zeit im Haag seßhaft, als Rechtsanwalt und

als Gesellschafter in oranischen und andern Lebekreisen. Im Haag ist Kornelius seines Bruders Gast; und ein Diener vom Hause de Witt schreitet hinter ihm her.

Er hört, sein Bruder habe Besuch: Herr von Heytheusen aus Amsterdam sei schon längere Zeit bei ihm. Auch den hat Kornelius gestern Abend kennen gelernt — einen schon etwas gebrechlichen, verschrumpften, älteren Herrn von possierlicher Lebhaftigkeit. Bevor er ihn begrüßt, läßt er seinen Bruder herausbitten, zu kurzer Verständigung.

Johannes kommt, schwarzgekleidet, hager, im Gesicht ein wenig gelblich. „Zufrieden?" fragt er den Bruder.

„Oh, es geht an. — Aber was ist das für ein Kauz oder Kranich, den du da drinnen hast?"

„Herr von Heytheusen? Sei doch nicht so ängstlich, Nelius. Es ist ein ganz guter Mann. Komm nur! Ihr werdet euch schon vertragen."

Kornelius lächelt — „in Gottes Namen".

Johannes geht wieder zu seinem Gaste; und nach einer Weile kommt auch Kornelius herein.

„Sie waren bei den Berkels?" ruft Heytheusen ihm alsbald entgegen. „Ein reizendes Fräulein — nun ja — lieber, junger Herr, man hat doch seine Augen!" Johannes betrachtet sein brüderliches Vorbild mit Schmunzeln. Aber Heytheusen liebt keine Pausen. „Heißt sie nicht Maria? Ich dächte. — Und die andere Maria, wie gefällt Ihnen die, mein Lieber? Sie ist kaum ein Jahr älter."

„Die Fürstin?" fragt Johannes.

Heytheusen schließt die Augen und läßt sich zurücksinken; „Und zu denken, daß so etwas in England gedeihen konnte!"

„Nun, nun, auch in England sollen gute Menschen hier und da Rosen finden", äußert Johannes.

„Gute Menschen? In England?" Heytheusen ist wieder hochgefahren. — „Na! Schweigen wir von etwas anderem!"

Dumpfe Pause; beide Brüder fühlen sich belustigt. — Aber Heytheusen schweigt garnicht von etwas anderem, sondern redet vom gleichen:

„Ich habe es bis gestern sehr zweckmäßig gefunden, daß sie drüben ihren Karl endlich abgesträngt haben und die Karre selber ziehen wollen als vernünftige Staatsbewohner. Aber was treibt er nun wohl in seiner Bürgermuße? Ein Stuart als Käsehändler ist auch nicht das Rechte. Seit ich seine Tochter Maria gesehen habe, weiß ich, was ‚Königlich‘ heißt."

„Ja, sie ist ein lehrreiches Anschauungmittel, die kleine Hoheit," sagt Johannes „und bringt uns alles, was Oranien noch fehlte."

„Ja. Gerade das fehlte noch!" Heytheusen gibt es mit Kummer von sich. „Armes Holland!"

Die drei verstehen sich und bleiben eine Weile stumm. Aber Heytheusen kann nicht an sich halten:

„Ich hatte geglaubt, ein erfahrener, alter Mann, ein glühender Vaterländer, der Moritz und Barnevelt noch gekannt hat und alles mit angesehen — der dürfte wohl einmal ein Wörtlein reden mit dem jungen Manne ihm klarmachen, daß er Unrecht hat, wenn er auf den Münsterfrieden schilt, als wäre das ein Unglück fürs Land, als müßten wir noch immer mit den Spaniern raufen wie anno Wilhelmo. Haben wir denn nicht die endgültige, verbriefte Anerkennung? Die Vorhand in Indien? Und Sleus, Axel, Philippine, die Genter Schleuse, Hülst, Bergen op Zoom, Breda, Mastricht, Limburg und wie die Nester alle heißen? Vlissingen nicht zu vergessen! Jawohl, das ist der Trumpf, meine Herren: die Schelde bleibt zu und Antwerpen in Ewigkeit ein Rattenloch. Wozu noch Krieg? — Darüber wollte ich mit dem neuen Wilhelm reden."

„Und worüber wollten Sie mit der Prinzessin reden?" fragt Kornelius. Aber Heytheusen blickt ihn nur kühl an und fährt fort:

„War er zu erreichen? Konnte man durchkommen? Höflinge, verflucht diesige Thronluft, ein Dornröschen mit Schnurrbart — Wer jetzt nicht sieht, was kommt..." Und plötzlich: „Der

Bürgermeister von Dordrecht will Truppenverringerung beantragen?"

Kornelius will antworten; er weiß sehr gut, was sein Vater vorhat. Aber Johannes kommt ihm zuvor:

„Davon haben wir nichts Gewisses gehört. Denkbar ist es; wiewohl sich auch mutmaßen läßt . . ."

Heytheusen lacht verdrießlich.

„Geben Sie sich keine Mühe, junger Freund. Ich weiß schon, daß Sie ein gerissener Knabe sind. Mir kanns gleich sein. Der Schwamm birst, wenn er reif ist; dann stinkt er." Aber jetzt findet er es wirklich geraten, das Gespräch zu wechseln. „Bei Berkels ist die lange Deutsche. Ich wette, Sie haben singen müssen, Herr Kornelius?"

Der lacht, ein wenig verlegen; und reicht Herrn von Heytheusen das Heft, von dem er sich bis jetzt noch nicht getrennt hat. Er vergißt die Aufschrift.

Heytheusens Augen sind alt, aber scharf. „Ei, ei, eine Widmung!"

Kornelius wird redselig: „Gut gemeint, hoff ich, wenn auch seltsam geschrieben. Man hat mir Marias sonderliche Erziehung gerühmt. Wenn man mit ihr spricht, scheint es an dem. Nun, Rechtschreibung wird ja noch zu erlernen sein."

Heytheusen hat die Aufschrift betrachtet und einen Augenblick nachgedacht. Er legt das Heft weg und spricht:

„Meinen Sie? Rechtschreibung ist ungemein schwierig. — Aber nehmen Sie sich nur in acht vor der Kleinen, lieber Herr! Ein Racker — ich weiß es. Und wenn sie sich nicht einmal die Mühe nimmt, Ihren werten Namen zu buchstabieren . . . Ich will darauf schwören, nach all Ihren unzähligen Reiseerfolgen haben Sie auch hier Veni, Vidi, Vici spielen zu können mit männlicher Überzeugtheit sich allbereits zugetraut. Und nun dies! — Ja, das Weib schuf der liebe Gott aus Bosheit, daran ändern wir nichts. Immerhin, laßt sehen . . . Mein Gott, was vollführen Sie nun für ein lächerliches Angesicht! — Der alte

Willem ist Berkels Spießkumpan von klein auf. Vielleicht läßt sich noch etwas ins Werk setzen. Geben Sie acht!"

Er nimmt ein Blatt hervor, schreibt ein paar Worte darauf und ersucht Herrn Johannes um einen Boten. Der tritt an und empfängt das Briefchen zur Besorgung.

„So, nun warten wir's ab", sagt Heytheusen und setzt sich gemütlich zurecht. Johannes hätte gern an seinem Werk über die Kurvenprobleme und Kegelschnitte weitergearbeitet, aber er überläßt die Mittagstunde bereitwillig seinen Gästen. Er schellt zum zweiten Male. Heytheusen und Kornelius bekommen Pfeifen und Tabak. Wein wird gebracht. Behaglichkeit sonnt durch die unten abgeblendeten Fenster herab. Von draußen klingt, weither, Ruf und Kinderspiel. Ab und zu Wagenrollen und langsame Tritte gemessen Wandelnder.

Heytheusen fühlt sich beträchtlich wohl und erzählt von seinem Hausbau, der nun — endlich, endlich — der Vollendung entgegenwächst. Er hat van Kampens schon jetzt hochberühmtes Moritzhaus genau besichtigt und als Kenner beurteilt. So etwas war zu Anfang sein eigener Entwurf. Aber das war kalt, öde, charakterlos. Gewiß: folgerichtig wie die Natur, rein wie die Antike — aber wir sind Holländer. Er erzählt von den Schnecken und Delphinen und von dem Türmchen. Ganz zuletzt hat er es durchgesetzt — der Baumeister ächzte, aber gab nach — daß die aalglatten, geraden Pilaster schöne, kleidsame Rüschen in Rustika erhalten, wie unsere klugen Väter das immer gemacht haben; daß an den Kanten des Gebäudes sinnvoll wechselnde Quadern sich hervortun dürfen; daß das Haustor wohlgeschweifte, erfindungreiche Umrahmung bekommt ... „Und selbst Sie, meine weitgereisten Herren, werden sich zu billiger Anerkennung bequemen müssen."

Johannes zweifelt nicht daran. Und betont im übrigen, es sei ja manches schön und rühmenswert in den Reichen da draußen. Aber er sehe keinen Grund, sich der Niederlande zu schämen. Als er zum ersten Male wieder auf einem seeländischen Deiche ge-

standen sei, im Angesicht der grauen Unendlichkeit draußen und der grünen Unendlichkeit drinnen, da sei ihm fröhlich und kräftig zumut geworden. Und er wisse, daß es etwas Herrliches sei um Holland und seine Geschichte — die vergangene, wie die kommende.

Da ist Heytheusen wieder beim Aber: die Oranier! Doch Johannes, der vorher wohl warm und herzlich, aber nicht gerade stürmisch gesprochen, wird hell beredt. Wo sei denn ein Fürstenhaus so reich an Tugend, Kunst und Güte, so lückenlos gefugt wie das oranische? Sie haben uns zum Leben verholfen. Wie kann man fürchten, sie würden uns ersticken wollen? Hollands Feind lauere anderswo, und Heytheusen selber kenne ihn wohl. Freilich, solange es sich anließ, Oranien könne mit England eines Sinnes werden, da war dunkle Gefahr. Aber Oranien sei jetzt mit den Stuarts, also gegen England — das sei eine herrliche Gewähr für den weltklug tätigen Bürgergeist, der „Holland" heiße . . .

Indes kommt der Bote zurück und bringt eine Einladung von Berkels, Heytheusen möge sich zur Abendmahlzeit einfinden und die beiden Herren de Witt freundlichst mit sich führen.

Heytheusen sieht den großen Kornelius fröhlich erglänzen, betrachtet ihn väterlich und spricht:

„Ob man wohl Vertrauen zum alten Willem fassen wird? — Reicht mir doch noch einmal das Heft her, ihr Herren, das mit der Inschrift, die euch so befremdlich dünkt. Was lest ihr da? — Ja, meine lieben Freunde, ihr mögt wohl mancherlei gelernt haben im Lande Italia; aber die ganz Jungen und die ganz Alten wissen es doch noch besser. Was meint ihr — wäre das Ding also zu entziffern?" Er greift noch einmal zum Stift, schreibt

Cuore — nel — io
io — nel — Cuore

und überläßt den guten Jüngling seinen Erwägungen.

Draußen erwartet ihn Konstantin Heugens, wie verabredet. Die beiden haben nun manches Jahrzehnt verrauschen sehen und

sind — September und November — zusammen ein rechtschaffener Herbst geworden.

Sie ziehen selbander zu einer behaglichen Sommerkneipe, und Heugens läßt keine Nörgeleien gegen die Oranier — in deren Dienst er noch immer seine überlegene Weltkenntnis wirken läßt — lautwerden. Was denn da zu fürchten sei? Wilhelm II. sei ein flotter Offizier, dem gar zu biederen Ländchen unentbehrlich — der buntflatternde Federbusch auf Hollands ehrwürdigem Helme . . .

39.

Meister Gojen sitzt mit seiner Familie zur Abwechslung wieder einmal im Haag. Auch hier hat Mutter Unbehagen sein Haus bald gefunden; jeden Morgen, noch im Frühnebel, lädt sie, ungesehen und ungescholten, einen langen Sack Scherereien vor seiner Türschwelle ab. Seine Bilder — die lieben, echten Dünen und Wiesen und Flüsse von Holland — verkaufen sich wie das tägliche Brot; kein Bäckermeister hat flotteren Handel. Und doch kommt Hans von Gojen nicht in offenes Fahrwasser. Er ist fleißig wie ein Korbflechter und läßt es auch sonst nicht fehlen: die großartige Tulpenflut hat er über seine Räder gezogen; einmal, für eine einzige Zwiebel hat er sechzig Gulden darangesetzt. Das war freilich zuviel. Und dann kam der denkwürdige Krach. Das Tulpengeschäft ist nun ganz vorbei. Aber auch mit Gemälden und Radierungen kann man handeln, desgleichen mit Grundstücken und Häusern. Gerade daran sind sie doch alle so fett geworden, die ringsum in den Stadträten sitzen und jeden Morgen einen frischen Spitzenkragen um den glänzenden Hals knüpfen.

Morgens kam Gojen zu Paulus Potter. Der hockt ihm zur Miete und malt Kühe und Pferde, die sich sehen lassen können. Weiß jemand eine bessere Hypothek? Ja — prosit! Paulus Potter

sitzt in der Mauser. Den Zins hat er nicht, der bei Gojen schon längst zu Wechseln geworden ist. Man rückt ihm aufs Leder und wäscht ihm die Ohren. Nicht eben wegen des Geldes; das schickt sich nicht unter Lukasbrüdern. Aber Potter ist denn doch zu albern — hat ein vortreffliches Gewerbe, einem Kuhbaron aus der Nachbarschaft das versammelte Hornvieh zu verewigen. Das Bild soll abgenommen werden — aber da hat eine Eule gesessen! Alles recht schön und vollzählig; nur mitten drin zeigt sich das Hauptstück der Herde, ein prachtvolles Eutertier, soeben mit Wasserlassen beschäftigt. Das gefällt dem Baron nicht in seinem Speise- und Ehrensaal. Das Bild ist herrlich; die Spätsonne auf Baumlaub, Gras und Pferderücken hat den alten Gojen ganz hingerissen. Potter hat ihm das Ding geschenkt — sehr nett von ihm. Aber wer kann damit Wechsel einlösen? Überdies hat Gojen das Bild natürlich stehen lassen: eines Tages wird Potter es schon selbst verkaufen; alle Kunstfreunde sind nicht so heikel.

Indessen — das Mittagessen war recht dürftig. Fleischer und Bierwirt haben Rechnungen geschickt, aber nichts für den Magen. Gojen hat zwar vortreffliche Schüler, Hänschen Steen zum Beispiel — das ist bei Gott ein Farbenreiber, wie er im Buche steht. Er steht auch wirklich im Buch bei seinem Meister, bei dem er lernt und wohnt, und beläßt es dabei. Dafür hat er die friedevolle Nachmittagstille dazu benutzt, dem Alten klar zu machen, daß es geraten sei, recht bald Hochzeit anzusagen. Man dürfe dem guten Gretchen doch keine Unannehmlichkeiten zumuten. Das gute Gretchen! Gojens Lieblingtochter bis jetzt. Sie wird es auch bleiben; aber erheblichen Lärm hat es gegeben, und Hans und Grete wären nicht ohne fühlbare Schmeichelei davongekommen, wenn nicht ein recht beachtlicher Gast dazwischengetreten wäre — unangemeldet, aber keinesfalls abzuweisen: der Herr Gerichtsvollzieher. — Nun ist auch der wieder draußen . .

Das war Vater Gojens „geruhsamer Nachmittag". Jetzt wird es Zeit, die späte Tageshelle zu nützen.

Er sitzt wieder vor der Staffelei. Mit unbeugsamer Spannkraft hat er das ganze Jammerbündel abgeschüttelt. Salzluft weht; Tang und Moorgrund senden ihren Hauch herauf; Strandhafer bewegt sich in weißlichen Wellen, von laufenden Wolken strichweise überschattet. Und auf silbernen Flügeln gleitet der Sturmvogel Seele unbeirrt über Wrack und Watt hinaus. Draußen liegt die Sonne schon platt auf dem Meere und durchleuchtet unzählige braune Segel.

40.



ie ganze Nacht hindurch hat es in der Ferne gerummelt und geleuchtet, und die Stubenluft ist trotz der offenen Fenster immer schwüler geworden. Der alte Heytheusen hat nicht einen Augenblick geschlafen. Aber das verdrießt ihn garnicht. Er klettert schon wieder auf seinem Bau herum — da rötet das Morgenlicht die hellen, nackten Balken und die scharfabbrechenden, kahlen Wände.

Er hat den Gedanken gefaßt, im Obergeschoß alle Wände fortzulassen — das gäbe einen Riesensaal, wie niemand ihn hat. Wie das Dach stützen? Heytheusen weiß es schon und wartet auf seine Bauleute, um es ihnen klar zu machen.

Bis in den Vormittag hinein ärgert er sich mit ihnen herum. Denn sie sind sehr einfältig und eigensinnig. Dann rasselt plötzlich über alle Gassen die Bürgertrommel. Sämtliche Handwerker eilen an ihre Stellungen, die Stadt zu wahren. Heytheusen und seinen Bau überlassen sie sich selbst.

Die Tore sind geschlossen. Die Brücken sind aufgezogen. Lothringische oder vielleicht auch schwedische Banden — genaues weiß man nicht — lagern in der Nähe und drohen Überfall. Alles sitzt an den Wällen. Das Stadtinnere scheint menschenleer. Nur Heytheusen — er ist jetzt recht alt — steigt in seinem Bau auf und nieder, mißt und klopft und redet mit sich selbst.

In einem Keller der Nachbarschaft verkauft eine alte Bäuerin Milch, Obstgrütze und Butterbrot. Dort hat Heytheusen gegen Mittag ein wenig gegessen, alsdann hinten im Garten geschlafen und schließlich sein anstrengendes Morgenwerk fortgesetzt.

Jetzt ist bald Vesperstunde. Da heute doch nichts weiter zu tun bleibt, denkt Heytheusen an Heimgehen. Zum letztenmal will er die Leitern zum Oberstock hinaufsteigen und Umschau halten. Da klingt Hufgalopp; hält vorm Hause. Die Tür des Plankenzauns schreit; hastige Schritte; Heytheusen hört seinen Namen rufen. Es ist Johannes de Witt, der da kommt — ganz ohne Haager Formvollendung. Er wundert sich, daß Heytheusen so wenig Anteil nimmt, will erzählen, Vorschläge machen ... Heytheusen hingegen zieht ihn nach hinten in den Garten, wünscht sich die Unterhaltung gemütlich und nach der Ordnung ... aber dann steht auch er mit offenem Munde und hat nichts dawider, daß sein Gast in überstürztem Sprechen auf und ab geht, bald schweigt, bald überlegend murmelt ... schließlich hat Heytheusen alles erfahren und eilt nun mit dem jungen Witt zusammen seiner Wohnung zu. Der Gaul wird hinterdrein gezogen.

Der Streit zwischen dem Prinzen und den Städten schlägt helle Flammen: es geht um die Truppen, die Wilhelm durchaus auf kriegmäßiger Zahl halten will. Um den Widerstand zu brechen, hat er heute früh acht Uhr im Haag die Vertreter von Dordrecht, Haarlem, Delft, Hoorn und Medemblick zu sich geladen und dann — sämtlich — gefangen gesetzt. Das sind die Herren Johannes de Waal, Albert Reul, Johannes Deust von Vorholz, Nanning Keiser, Nikolaus Stellingwerf und Jakob de Witt, Johanns Vater.

Wie Barnevelt und Grotius und ...

Jawohl! Dasselbe Spiel! Genau wie vor dreißig Jahren! Oranien macht Ernst.

Aber das ist nicht alles.

Der Hamburger Postbote, der heute früh in Amsterdam eintraf, hat draußen auf der Heide eine verirrte Reiterschar ge-

troffen, Lothringer oder Schweden, und sie sogleich dem gegenwärtigen Bürgermeister Kornelius Bicker gemeldet. — Das gab den Alarm.

Aber es sind keine Lothringer und keine Schweden, sondern die Reiter des Prinzen, unter Graf Wilhelm Friedrich. Bei Amersfoort, Ütrecht, Meuden und Altenkirchen stehen die Fußtruppen. Hier kommandieren die Herren von Nordweik und von Sommelsdeik, die nächsten Freunde des Prinzen. Alles gegen Amsterdam, gegen Hollands Bürgerfreiheit! Der Franzose Gentillot liegt mit fünfzig Offizieren vor dem Regulierstor im Hinterhalt. Ein Wunder Gottes, daß sein Handstreich mißglückte!

Johannes de Witt ist hereingejagt; hat bereits den Bürgermeistern berichtet. Er bittet Heytheusen um vorläufige Unterkunft. Um das Volk nicht vorzeitig aufzuregen, soll die erste Beratung — die Brüder Bicker, Franz Banning Kock, Johannes de Witt, die Bürgerkapitäne und noch einige — möglichst unbemerkt bleiben. De Witt hat sie in Heytheusens Haus zusammengebeten ... so stehen die Dinge.

Staatsstreich! Bürgerkrieg! Gewalt und Äußerstes!

Der kleine, alte Mann bebt Funken vor Zorn und Aufregung.

Die Beratung ist nur kurz; aber voll blitzender Spannung. Sie sind entschlossen, wenn Oranien nicht abzieht, die Schleusen zu öffnen, die Seedeiche durchzustechen und das gesamte Kriegsvolk da draußen zu ersäufen. Es geht um alles! Sie wollen keinen König!

De Witt — der Jüngste, und wahrlich heiß genug beteiligt — ist der Einzige, der das Feuer deckt. Man versteht ihn nicht. Will er seinen Vater Oldenbarnevelts Blutspuren wiederfinden lassen? — Aber er setzt seinen Willen durch, eisklar überzeugend: man wird Verhandlungen abwarten — wenn es irgend geht, den Bürgermord vermeiden. Schon jetzt ist er allen unheimlich. Aber sie folgen ihm.

Die Versammlung geht auseinander. Heytheusen ist völlig erschöpft. De Witt nicht. — Wie sie allein sind, redet der Alte sich mehr und mehr in Wut und malt mit den blutigsten Farben ..

Johannes hört zu, sein Blick wird starr, sein gelbes Gesicht linnenblaß. Auch er denkt an das Schafott im Binnenhof; an die alte Frau Barnevelt, die keine Gnade wollte, sondern Recht...

Aber dann steht er auf, den Kopf kerzenhoch und macht eine geringschätzige Armbewegung.

„Gewiß, wir retten unseren Vater. Der Rest ist Kinderei. Oranien gibt nach. Ich weiß es."

Die kalte Überlegenheit bringt Heytheusen von neuem in Wut.

„Du irrst dich, mein Junge. Es ist Wahnsinn, es ist Verbrechen, seinen Feind für besonnen zu halten oder gar für edel: Er oder Ich — Auge um Auge! Anders gibt es keinen Sieg. Ihr seid laue Schwächlinge, du und deinesgleichen."

Johannes sieht ihn an: „Ist Oranien dein Feind, alter Mann?"

„Deiner etwa nicht? Bist du denn aus Froschlaich gebacken? Hast du kein rotes Blut um deine Knochen? Sind deine Fäuste so ledern, daß sie dich nicht jucken und brennen? Hast du nie eine Plempe bloß gemacht? Gott im Himmel, wohin sind wir gekommen! So also sieht sie aus, die vielgerühmte ‚Bildung' von heute! Was ist das für eine Jugend!"

Johannes de Witt lächelt und wendet sich ab. Und nach einer Weile — es klingt ganz ruhig:

„Gebildet ist, wer Dinge, Menschen und Meinungen in ihrer Mehrseitigkeit gelten lassen kann. Dann wähle der Wille."

Heytheusen glaubt einen Verrückten zu hören; will antworten, schnappt ab und schweigt!

Aber der Jüngling redet weiter:

„Ihr glaubt, es werde gehen, wie damals. Aber ich sage euch: Keine acht Tage lang werden mein Vater und unsere Freunde leiden müssen. Dafür laßt mich und die Dordrechter nur sorgen!

„Meint ihr denn wirklich, ich werde die Arme kreuzen und meinen Vater umbringen lassen — meinen lieben Vater und unser altes Recht? Heut macht Oranien noch einmal einen Versuch — den letzten! Verlaßt euch darauf! Und wenn ihr es hören wollt: mein ganzes Leben steht von jetzt und heute unter dem

Worte: weg mit Oranien! — Aber ich will nicht, daß Holland gegen Holland wild wird, daß wir uns selbst in Stücke reißen und zu den Haien über Bord gehen. Oranien! — Wir werden den Jagdhund an die Koralle nehmen, das macht ihn pflichtig! Dies ist keine große Sache. Aber wißt ihr denn nicht, was in England vorgeht? Weil sie drüben den Stuart umgebracht haben, meint ihr, England sei unser Freund und werde uns alles Erdenkliche zuliebe tun. Ich will euch sagen, was es tun wird: Hollands Segel fangen den britischen den Wind weg; deshalb sollen sie herunter vom Weltmeer. — Ihr lächelt? Nun denn: In ein paar Wochen wird euer geliebtes englisches Parlament beschließen, daß jede Flagge nur ihre eigene Ware nach England bringen darf, aber Fische, frisch oder gesalzen, sollen ausschließlich auf englischen Schiffen eingeführt werden. Ja — holländische Fische! — Sie verstehen gut genug, was das heißt, Herr von Heytheusen — mindestens ebenso gut wie ich. Das heißt: Hollands Bankerott, oder: Krieg mit England!"

Mit weit aufgerissenen Augen starrt Heytheusen den Sprecher an. Er fühlt, daß jener Recht hat — er begreift, daß heute Bürgerstreit Selbstmord wäre — und des jungen Mannes Beherrschung, der Vater gegen Vaterland aufs Spiel setzt und beide zu retten die Zuversicht bewahrt, dünkt ihn unmenschlich.

Dann geschieht etwas Schlimmes. Zum erstenmal erlebt Heytheusen dies: es wird dunkel vor seinen Augen, er fühlt ein Stechen im Hinterhaupt; greift nach seinem Nacken, kann aber den Arm nicht hochbringen; die Wände drehen sich um ihn; dann taumelt er in einen Stuhl, und der Anfall geht in einem Weinkrampf vorüber.

Wie man ihn zu Bett gebracht hat und er daliegt, die Hände auf der weißen Decke, den Blick auf die abendlich geröteten Giebel und Fensterscheiben da drüben gerichtet, sitzt Johannes de Witt bei ihm. Er hat es sich bequem gemacht und denkt nicht mehr daran, auf den Abend zu Bickers zu gehen, wie er geladen wurde. Das erste, was Heytheusen fragt, ist: „Fürchtest du dich denn

nicht, mein Junge?" So sehr hat er sich in den wenigen Minuten verändert!

„Wie braucht man sich zu fürchten, wenn man ein Geschenk bringt? Denn so erscheint es mir."

„Was willst du denn schenken?"

„Mich selbst. — Ist das zu wenig?"

„Dich selbst! — Dem Volke?"

„Man muß das nicht so großartig aussprechen. Das klingt peinlich. Wie auf dem Theater. Oder wie auf der Kanzel. Lassen wir das lieber!"

„Du bist zu vernünftig, mein Junge. Das werden sie dir schwer verübeln. — Ich fürchte, du wirst wenig Freude haben an deinem Geschenk."

„Will i ch denn Freude haben daran? Aber wir müssen dies wohl auf sich beruhen lassen! — Wie nett und friedlich sonnen sich die Dächer da drüben! Ein toller Tag — ein süßer Abend: das ist das Schönste vom Leben, scheint mir. — Meister Albert hat unlängst unser geliebtes Dordrecht ins Bild gebracht. Es hat geregnet; die Tropfen hängen noch an den Raen und Tauen, und die Dächer schimmern in Nässe. Aber die Sonne macht sich Platz; ganz hinten ist ein grüner Turm schon wieder hell. Das ist wie ein Lächeln aus Tränen. — ‚Und sie scheint doch!'" —

Heytheusen ist nicht der Mann, der sich leicht trösten ließe und ablenken. Aber die freundliche Meinung seines jungen Gastes wärmt ihm das Herz. Auch fühlt er sich wieder ganz frisch und erholt. Bald redet er von seinem geliebten Neubau . . .

Draußen auf den Wällen schreiten die Bürgerwachen mit verhaltener Wichtigkeit auf und ab. Sie spähen hinüber, wie da auf den Feldern — hat einer von Überschwemmen gesprochen? — die leuchtenden Hockenstreifen allmählich blasser werden. Hier und da geht eine Schlepphake; das Bauernvolk arbeitet ebenso gemächlich wie immer.

Heytheusens seltsamer Anfall ist ganz ohne Folgen geblieben. Die Tage darauf hat er — in alter Windmühlenunrast — zwischen seinem Hausbau und den Staatsverhandlungen geteilt.

Vormittags auf dem Rathause. Die Leute des Prinzen, vorab der hinterlistige Quertreiber Kornelius Musch, prinzlicher Rat und Aktuar der Generalstaaten, müssen sich überzeugen, daß bei Gewalttat gegen Amsterdam die ganze Oranierherrlichkeit zusammenbrechen würde. Der Prinz zieht ab, und die Städte geben in der Söldnerfrage um einige hundert Mann nach. Amsterdam sieht sich überdies leider bewogen, die beiden Bicker, die dem Prinzen besonders verleidet sind, vom Bürgermeisteramt zu entfernen.

Nachmittags auf dem Zimmerplatz. Man beginnt soeben den Dachstuhl des Wunderhauses abzubinden. —

Am Sonntag Abend hat der Prinz die sechs Gefangenen vom Haag nach dem Löwenstein fahren lassen — wie ihrerzeit mit Grotius und Hogerbeets geschehen war. Je zu dritt wurden sie in zwei Kutschen verpackt, deren jede noch drei Fußsoldaten aufnahm. Fünfundzwanzig Reiter zogen jedem Wagen vorauf, fünfundzwanzig umgaben ihn, fünfundzwanzig folgten, nebst fünfzig Füsilieren. Man mied auf der Reise die größeren Orte und fuhr auf Umwegen durch die Dünen. Alle sechs Herren waren in der Geschichte ihres Ländchens wohl erfahren und konnten sich auf der öden, langen Rumpelei deutlich genug vergegenwärtigen, was kommen würde. — Indes, die Haft dauerte für die meisten nur drei Wochen. Herr Deust von Vorholz war schon neunundsechzig Jahre alt und kränklich, und seine Amtsfähigkeit in Delft lief mit diesem Jahre ab. Er wünschte sich und seine beträchtlichen Güter dem einzigen Kinde zu erhalten, bot dem Prinzen seinen Rücktritt von sämtlichen Ämtern an und wurde sogleich entlassen. Man riet den Brüdern de Witt, für ihren

Vater Ähnliches vorzuschlagen. Das lehnten sie ab; sie wollten ihn nicht in den Schein der Schuld setzen. Aber sie erreichten, daß die Stadtbehörde von Dordrecht eine feierliche Urkunde aufsetzen ließ, die von sämtlichen Bürgermeistern, Altbürgermeistern, Schöffen, Räten und ehemaligen Räten, sowie vom Kollegium der Achte der Stadt Dordrecht unterzeichnet wurde. Darin bezeugten die Unterschriebenen, daß Herr Jakob de Witt, Rat bei den Abgeordneten und Abgeordneter der Stadt Dordrecht zu der Staatenversammlung von Holland, in Angelegenheiten des Kriegwesens, der Truppenentlassung und der Heeresneugestaltung nichts gesagt noch vorgebracht habe, was sie nicht selbst ihren Abgeordneten ausdrücklich vorgeschrieben hätten. Alles, was Herr de Witt vorgenommen habe, sei mit ihrer Kenntnis und auf ihre Anweisung erfolgt; und so erklärten sie, die besagten Unternehmungen vollauf zu billigen und versprächen dem Herrn de Witt und seinen Kindern, daß sie allesamt und jeder einzeln für alles einstehen und ihn unter allen Umständen schadlos halten würden für das Ungemach, das ihm widerführe oder schon widerfahren sei, mit Einsatz der ganzen Stadt und all ihrer Güter — wobei sie betreffs der Ausführung dem Spruche jedes beliebigen Gerichtshofes sich zu unterwerfen bereit seien. Das Schreiben wurde mit dem grünen Siegel der Stadt bekräftigt. — Der Prinz lenkte ein. Der alte de Witt wurde freigegeben. So auch die übrigen Gefangenen.

Von alledem hat sich Heytheusen hoch befriedigt gefunden; und mit verjüngtem Eifer hat er die Zurüstungen zum Richtfest, das durchaus vor Eintritt des Winters stattfinden muß, betrieben.

Als das große Ereignis unmittelbar bevorstand, wurde ihm noch eine besondere Genugtuung. Zu Anfang des Novembers hielt der junge Prinz, wie oftmals, festliche Jagd auf seinem Gelände bei Dieren. Hier erkrankte er plötzlich. Es hieß zunächst, der Zustoß sei ungefährlich. Dann — aber schon zu spät — erkannte man, daß die schwarzen Pocken ihn befallen hatten. Man

schaffte ihn nach dem Haag. Seine junge Gattin, die Königstochter von England, ebenso seine Mutter, versuchten zu seiner Rettung das Äußerste. Vergebens. — Als die Todesnachricht nach Amsterdam kam, fand Heytheusen den Hintritt des letzten Schweigererben so beglückend, daß er dafür dem berühmten Waisenhause von Amsterdam, auf das die Stadt mit Recht stolz ist, von warmer Hand eine sehr beträchtliche Stiftung zukommen ließ. Daß Maria von Oranien, die Königlich Großbritannische Hoheit, in Kürze ihre Niederkunft erwartet, wie jedermann bekannt, vergißt der hitzige Tyrannenfeind. Nun erst, scheint ihm, werde die holländische Freiheit recht und wirklich unter Dach kommen; und sein großartiges Haus, das ihm von je als Sinnbild holländischer Herrlichkeit gegolten hat, kann nun doppelt bedeutsam gerichtet werden.

Endlich, nahe der Novembermitte, ist es soweit. Morgen früh wird der letzte Axtschlag am Dachgebälk erklingen. Morgen nachmittag soll in prunkender Festrunde, mit geziemender Feierlichkeit die Richte begangen werden.

Den Kranz, das Hauptmerkmal des Tages, pflegen ein paar junge Freundinnen des Bauherrn zu stiften und auszuschmücken; dafür sind sie dann die Fixsterne des Festabends. Um die durch prinzlichen Gewaltmißbrauch gekränkten Bicker zu ehren, hat Heytheusen keine Ruhe gegeben, bis die Töchter der beiden früheren Bürgermeister das Ehrenamt zu übernehmen sich bereitfinden. Die jungen Mädchen haben sich der Sache eifrig genug angenommen. Der Kranz, in Gestalt einer riesigen Birne, zumeist aus Buchs gewunden, ist mit Myrthe, Lorbeer, mit Blättern, Blüten und Äpfeln des Pomeranzenbaumes, auch mit Tuberosen ausgeziert. Die Jungfern finden ihn ein wenig zu ernst, fast einem Gruftschmuck ähnlich. Das macht die Nähe des Winters. Zum Ausgleich dient eine handfeste Zutat: für den Zimmerpolier werden zwei gute Dukaten und vier Speziestaler, nebst zwei seidenen Schnupftüchern eingeknüpft; ferner zwei Pakete mit zwanzig Talern für die übrigen Zimmergesellen — alles

nach Brauch und Vorschrift. Aber im weiteren Verfahren finden die jungen Damen es geraten, ihrem eigenen Kopfe zu folgen. Anstatt, wie ihnen zünftig an Hand gegeben, für den Bleidecker-meistergesellen zwei Dukaten und nur zwei Taler einzubinden, geben sie aus eigener Tasche und Gutmütigkeit zwei Taler dazu, damit dieser wichtige Mann nicht geringer dastehe, als der Zimmerpolier; und ebenso verfahren sie, der Zahl entsprechend, mit den Paketen für die übrigen Dachdeckergesellen. Darauf freuen sie sich ihres Tuns, stellen ein paar Kranzblumen für den Festtag beiseite und erwarten den angesagten Tanz. —

Im Garten hinterm Hause ist ein buntes Brettergezelt errichtet. Hier versammeln sich zur verabredeten Zeit die Festgäste, die Bürgermeister und vormaligen Bürgermeister der Stadt und Herren des Rates, mit Frauen und Töchtern, ferner allerlei Graduierte und gute Freunde, auch aus dem Haag und von entfernteren Städten. Die Gäste sind dem Anlaß gemäß gekleidet und in fröhlichster Laune. Sie werden mit Wein und süßem Gebäck bewirtet; alsdann wird ein Rondo geblasen, und man beginnt den Kranz aufzuwinden. Allgemeiner Jubel begrüßt ihn, da er seine Stelle gefunden hat. Der Zimmerpolier, reichlich mit Schleifen und Blumen geschmückt, den umkränzten Winkel schulternd, tritt vor die Versammlung hin und sagt seinen Reim. Das Haus sei nun wie eine an Leib und Seele geschmückte Braut, die den Segenspruch des Höchsten erwarte. Der darf freilich nicht fehlen; und so nimmt denn der Hauptpfarrer der Gemeinde dem Zimmerer das Wort und hebt an.

Er rühmt zuerst den Bauherrn, dann den Künstler, der das Werk geschaffen, und vergleicht bald den einen, bald den andern mit mancherlei biblischen Personen. Mehr als einer der Gäste fragt sich im Stillen, warum der Baumeister, der doch ein Held des Festes sein müßte, so sehr im Hintergrunde bleibt. Er hat an der Begrüßung nicht teilgenommen; kaum weiß man, ob er zugegen ist. — Aber alle horchen auf, wie der Priester zu anderen Gedanken und Tönen wechselt. Mit einem Male — niemand

hat den Übergang erfaßt — redet der schwarze Mann vom jüngst verstorbenen Prinzen; preist die feste Hand des Hirten, die ein Volk noch nötiger brauche als andere Herden; rühmt die Eigenschaften des jung verblichenen Helden — die Taten, die er im ferneren Lebensgange hätte tun können — die milde Weisheit, die den brausenden Leichtsinn der Jugend würde vergessen gemacht haben — die entschlossene Rechtgläubigkeit, die schon jetzt deutlich genug erschienen sei und den Dienern am Wort segensreiches Wirken, den Feinden Gottes aber heilsamen Zwang und Unterwerfung verheißen habe. Nun sei freilich das üble Wesen der Libertinen und Kartesianer obenauf ... Zum Schlusse bittet er Gott, dem niederländischen Volke recht bald wieder einen Führer nach seinem Herzen zu schenken, auf daß auch das neue Haus gesichert und als eine Heimstätte frommen Rechttuns dastehen möge! — Heytheusen knurrt vernehmlich, und noch mehrere andere blicken befremdet.

Inzwischen ist es hoher Nachmittag geworden. Kaum ist das Amen gesprochen, so beginnt Musik und Tanz auf dielenbelegter Gartenfläche. Auch die Bauhandwerker haben ihre Eheliebsten und wohlgeputzten Töchter herbeigeführt, und alle Kreise mischen sich auf ein Stündchen freundlich ineinander, solange die Frühwintersonne noch Licht geben will. Bei Dunkelwerden sollen die Handwerker eine nahegelegene Schenke beziehen und dort die Lustbarkeit zu Ende bringen.

Abseits gehen ernstere Dinge vor.

Heytheusen kann es sich nicht versagen, dem Prediger seinen Unmut auszudrücken. Er wisse doch wohl, daß des Bauherrn Herz bei den Bürgern sei und nicht bei den Oranischen. Ob er es wohlgetan nenne, ein Fest wie das heutige zur Herausforderung der Gastgeber auszunutzen? Es sei kurzsichtig genug, den unwissenden und bestimmbaren Arbeitleuten ein so fragwürdiges Bild von Welt und Staat hinzuzeichnen. — Der Prediger, ziemlich von oben herab, meint, man müsse auch dem Gegenpart freie Meinung verstatten. Er für seinen Teil fände nun eben

Heytheusens Ansichten irrig und verderblich. Es sei seine Pflicht als Prediger und verordneter Seelenpfleger .....

.... sich des Urteils über Dinge, die Schrift und Kirche nichts angingen, zu enthalten und keinerlei Unfrieden ins Volk zu tragen. Aber Zwiespalt zu weiten, Drachenzähne und Hundshaare zu säen, Öl in die Flammen zu gießen, sei jawohl in aller Weltgeschichte priesterliche Gewohnheit gewesen. — Heytheusen poltert laut, dunkelroten Angesichts. Der Geistliche läßt ihn mit Achselzucken stehen.

Während die jüngeren Handwerkgesellen tanzen und singen, haben ein paar Meistergehilfen, vom Altermann des Zimmeramtes beaufsichtigt, die Eingebinde des Kranzes herabgenommen und zu verteilen begonnen. Und hier erhebt sich ein Murren und Zanken, das alsbald bis in die Reihen der Tanzenden weiterwächst und die Lustbarkeit stört. Einige Paare treten ab und unterhalten sich in erregten Gruppen. Andere mühen sich um den Anschein, als sei nichts vorgefallen. Aber schon werden die Herrenleute aufmerksam und verstimmt. Man befragt sich, will erklären, begütigen. Inzwischen packen die Musikanten ihre Fiedeln und Pfeifen zusammen. Es wird kalt; und über lautlosem Geäst färbt sich der Himmel fahl.

Die Zimmerleute fühlen sich benachteiligt, weil schon heute, beim Richtfest, die Decker ebenso reichlich beschenkt wurden, wie sie selbst. Ihre Arbeit ist getan. Wenn später, beim Schlüsseltrunk, wie üblich, das Dachdeckervolk nochmals das Seinige erhält, werden die Zimmerer leer ausgehen. Das ist gegen Zunftrecht und Sitte; hier muß ein Ausgleich gefunden werden. Einige mutmaßen, dies sei schon das Anzeichen der neuen Zeit — kein gutes für das gemeine Volk der fleißigen Arbeit. Dergleichen hätte der Prinz nie geduldet. Ja, wenn die Oranier noch lebten ...

Heytheusen fängt ein paar Worte auf und fühlt sich mehr bestürzt als geärgert. Er hatte doch ganz gewiß den Leuten das Beste und zwar streng nach Recht und Herkommen, zugedacht! Warum ihm diesen Verdruß an seinem glücklichsten Tage? Er versteht nicht recht, was vorgeht. Blickt ins Weite und fühlt

einen Augenblick unbeschreibliche Ermattung und Gleichgültigkeit. Weit dahinten ragen ein paar Giebel in den Himmel, der nun wieder bleidüster herniederhängt. In den Fenstern gleißt unheimliche Lohe . . . Also wohl eine Abendröte, tief im Westen, wir können sie nicht sehen . . . Mühsam bringt Heytheusen diese Überlegung zusammen. —

Ein wildes Jubelgebrüll, das schnell näher und näher heranstürzt, über Dächer und Gartenmauern, weckt ihn auf. Das sind losgebrochene Löwen, trunkene Riesen, brunstrasende Vorzeitbestien . . . Alles Streitgerede verstummt. Viele stürzen nach vorn, lauschen; dann stimmen sie ein in den Lustruf; rennen wieder herbei, winken mit beiden Armen, lachen und schreien:

„Ein Prinz! Ein Prinz! Oranien hat einen Sohn! Es lebe der Statthalter!"

Heytheusen verzieht das Gesicht — welch plumper Scherz!

Es ist kein Scherz. Eben ist dem verstorbenen Prinzen ein Erbe nachgeboren. Er heißt Wilhelm.

Der Geistliche eilt vervielfältigt von Mann zu Mann, schüttelt zwanzig Hände, scherzt, verspricht was verlangt wird, sieht das zeitige und das ewige Heil gesichert, spendet aus Gottes Gnadenschatz mit königlicher Freigebigkeit . . .

Die Zunfteifersucht ist gänzlich vergessen. Die Herren stehen besorgt und finster. Der gemeine Mann jauchzt.

Mit beiden Fäusten packt Heytheusen seinen müde gewordenen Geist und zwingt ihn noch einmal an die Klinge.

Einen der vorzeitig verstummten Spielleute greift er am Ärmel; tritt mit ihm mitten auf das Tanzgerüst. Der Hornist bläst einen Weckruf, und wirklich suchen aller Augen den Redner.

„Alle zusammen haben wir Hand angelegt und ein Haus geschaffen: da steht es, fast vollendet, beinah wohnlich und jedenfalls höchst achtbar — das Haus Holland. Ein Kind ist eingefallen in dies Haus. Wir wollen es grüßen, wie wir jeden neuen Mitbürger grüßen. Und mögen wir nun geistliche oder andere Kernsprüche im Munde führen — d e r Wunsch einigt uns alle: das

Kindlein möge, wie es groß wird, das gute, achtbare Haus lieben und sich darin wohl fühlen wie wir und ihm Ehre machen! Wer ein treuer Bürger ist und ein zinspflichtiger Einwohner in unserem lieben Hause Holland, der rufe wie ich . . ."

Aber er ruft nicht. Er lallt irgendetwas; das linke Auge schließt sich; das rechte weitet und weitet sich, laternengroß. Fürchterlich und zum Weinen, wie das eine riesenrunde Auge mit rasender Hast im Kreise herumirrt — eine Maus in Todeshetze.

Dann fällt er hin.

Nicht alle erkennen mehr, was vorgeht; es ist fast ganz dunkel. Menschengewoge. Emporschwappender Sumpf. Steinwurf in eine Spatzenschar. Abgestürztes Gespann: ein Gaul hebt noch einmal den Hals; dann kracht der Schädel lang aufs Pflaster.

Ein seidenbuntes Pärchen unter gemeinsamer Schwarzdecke. Weiße Unordnung. Gekicher. Stöhnen. Rauschende, knackende Büsche. — Totenstille.

Über eine Brückenbrüstung hängt der Baumeister, blaß, verschmutzt, verzweifelt. Er flucht dem Toten; lächelt sogleich, es ihm abzubitten. Dann weint er, weil er sein bestes Werk sich hat aus den Händen nehmen lassen, jahrelang, Tag für Tag Stück um Stück . . . eine Narrenbude zuletzt . . . ein Heringsalat.

Buch des Löwen

Macht der Reuter



42.



Johannes de Witt ist zum Ratkanzler von Holland und Westfriesland ernannt worden. Dies ist das höchste Staatsamt der Provinz. Die Sitte fordert seinen Amtsbesuch bei den Fürstinnen und bei dem jungen Prinzen. Bedeutet das nicht die Anerkennung herrscherlichen Ranges? — Johann geht gleichwohl zu Hofe.

Man läßt ihn warten. Er findet in den Vorzimmern Gesellschaft und läßt es sich nicht verdrießen. Der kleine Prinz, sagt man, sei zurzeit noch nicht empfangfähig. In Wirklichkeit liegt er rosig lutschend in seiner Wiege, und nur seine nächsten Verwandten sitzen bei ihm. Seine Mutter, Maria, die großbritannische Königstochter. Seine Großmutter Amalie, die Witwe Friedrich Heinrichs. Und ein überaus kostbar gekleideter junger Herr: Karl, der König von Schottland, den einige Getreueste Karl II. von England nennen — des kleinen Wilhelm leiblicher Oheim.

Der ist, landflüchtig, bei seiner Schwester zu Besuch und genießt ihre und Hollands Gastfreundschaft auf seine Weise. Seitdem die Säugamme das Zimmer verließ, ist er garnicht mehr laut und witzig, sondern verdrossen und langweilig.

„Herr de Witt? — Ihr müßt sie ja eigentlich kennen, diese Holländer — ist der nun mein Freund oder mein Feind?" fragt er die Frauen.

Maria leidet brennender als er unter dem unwürdigen Schicksal ihres Hauses. Sie findet ihren Herrn Bruder wenig königlich.

„Eins ist wohl gewiß: er ist Englands Feind," antwortet sie; „und ob er dir hilft oder nicht — so oder so geht sein Anschlag gegen unser Land. Da sieh du zu!"

Die alte Fürstin ärgert die selbstsüchtige Uneinigkeit der Geschwister: „England und Stuart sind mir lieb und wert, und ich wünsche beiden alles Gute, das Gott ihnen gemeinsam schenken möge! Aber Herr de Witt ist zuerst und vor allem unseres

Kleinen Feind, nicht wahr, mein Guckerchen? Das bleibt denn doch wohl das Wichtigste. Ich hasse ihn, diesen jungen Herrn Ratkanzler."

Maria blickt einen Augenblick spöttisch, dann sehr kühl.

Karl erhebt sich mit großartigem Seufzer. „Wem ist der Mensch also nicht Feind? Ich verdrücke mich und überlasse euch seinen Reizen. — Kinder, euer Holland ist langweilig wie Abrahams Schoß!" Damit begibt er sich pfeifend auf die Suche nach Unterhaltung.

Maria sagt: „Man muß ihn demütigen und bändigen."

Amalie schüttelt den Kopf; sie sagt: „Man muß ihm imponieren und ihn bezaubern."

Dann werden die Statisten hereingerufen: die Amme, die Kinderfrau, ein Kammerdiener, zwei Hofdamen. Hinter der Amme steckt auch König Karl sein Haupt noch einmal zur Tür herein; dann aber verschwindet er endgültig.

Man läßt Herrn de Witt hereinführen.

Er begrüßt die Damen nach ihrem Alter; das besagt und wird verstanden: Euer Prinz ist kein „Tronerbe".

Dann bittet er, das Kind von Holland sehen zu dürfen. Man bewilligt es ihm. Die beiden Frauen wissen nicht recht, was sie denken sollen. „Kind von Holland" — das klingt wie „Infant von Spanien" oder doch beinah so.

Aber Maria läßt sich in ihrem Plane dadurch nicht beirren. Sie weiß, wie sehr ihre Hände blenden. Sie hat deshalb einen Armsessel eingenommen, von dessen dunklen Seitenlehnen das schlanke Weiß rechteckig gebrochen herabhängt; und wirklich fängt sie mit den Fingern mehr als einmal den Blick des Besuchers. Aber das lebende Marmorbild bringt ihre beste Musik nicht zum Klingen. Ihre ganze Schönheit steckt in ihrem Temperament — wieviele haben ihr das schon gesagt! Das Auge muß funkeln und wetterleuchten; die Schläfe muß zittern; der Mund sich zu schneidenden Worthieben spannen und entladen . . . Auf den Gast darf sie nicht schelten. Aber die Kinderfrau wird das Prinz-

chen nicht ordnunggemäß gebettet haben: Eine höhnische Frage. Ein Blickspiel, danach Schiffgeschwader exerzieren könnten. So! Auch das hat der Herr Ratkanzler genau beobachtet. Und Maria fühlt befriedigt seine männliche Hochachtung.

Inzwischen redet die Fürstin-Mutter. Freundlich und sanft, aber ohne süße Übertreibung. Fest, aber ohne Härte. Würdevoll, aber ohne Gespreiztheit. Fast mit Ärger gesteht sich die Königstochter, daß sie hier noch lernen kann.

Amalie erkundigt sich nach der Bürde des Amtes, das so jungen Händen anvertraut worden. Erzählt, wie Friedrich Heinrich oft und oft schwer darniedergedrückt gewesen sei; freilich nie mutlos. Wie er in den bittersten Augenblicken des Brabanter Feldzuges an sie zu schreiben pflegte: Briefe . . .! Holland werde sie mit Wehmut und Dankbarkeit dereinst hinnehmen. — Und dann ihr unglücklicher Sohn, der so ganz auf ihre Leitung angewiesen blieb; da sie doch von allen Staatslasten genug und übergenug erfahren . . .

Aber Johannes de Witt tut, als merke er durchaus nicht, wo das hinaus soll. Er bedauert mit höflichen Worten das Mißgeschick, das eine so mitfühlende Verständigkeit nun gänzlich von aller Staatsleitung getrennt habe. Und bedauert Holland, dem die Weisheit und Tatkraft der Oranier zu allen Zeiten heilsam und dienlich gewesen, und das nun dieses Rates entbehren müsse. Amalie will von dem kleinen Prinzen sprechen; aber sie hat doch nicht die leichte Hand, die aus Seidenbändern Schlingen zu knüpfen verstünde. Johannes kommt ihr zu Hilfe: Wie glücklich sich das Kind schätzen müsse, sobald es nur erst zum Bewußtsein erwache! Drei Mütter — alle klug, gütig und sehr herrlich . . .

Die Dreizahl verwundert; sie wird mit vollendeter Höflichkeit erläutert: Allen drei Müttern willig zu folgen in allen Stücken, das sei auf zwei Jahrzehnte hinaus doch wohl die glücklichste Klugheit, die man dem Prinzen wünschen müsse. Die dritte Mutter? Das sei — man wolle das Paradoxon gestatten — die herrlichste und dem Kinde gütigste von allen: niemand anders

als Holland selbst mit seinen Sitten und Gesetzen ... Und das sei ja der Stolz dieses Landes: nirgends fände der Vaterlose, die Waise, reichlichere Fürsorge, liebevolleres Unterkommen als hier.

Die alte Frau fühlt Tränen; aber sie verbirgt sie rasch. Sie versucht nicht mehr, dem jungen Ratkanzler zu „imponieren."

Maria hat auf seine Antwort nicht geachtet, sie hat sich mit seiner Person beschäftigt und diese garnicht übel gefunden. Ganz fest soll er das Netz fühlen! — Sie wünscht, daß der junge Herr ihren eindruckvollen Augen etwas mehr Beachtung widme.

„Sie sind Mathematiker, Herr de Witt?" fragt sie.

Es berührt ihn freundlich, daß von seiner Lieblingbeschäftigung die Rede ist; er berichtet mit kurzen Worten von seiner Schrift.

„Ja, das ist eine herrliche Wissenschaft", bestätigt die junge Fürstin mit wirksamer Nachdenklichkeit. „Aber sagen Sie doch — von je schien es mir, man müsse auch Gesichtsformen und Ähnlichkeiten in mathematischer Weise feststellen können. Wem gleicht mein schöner, kleiner Wilhelm? Ist er wirklich ganz Oranien?"

Der Blick, den sie dabei zu ihm aufglänzen läßt, ist um ein Weniges zu lebhaft. So jung er ist — Johannes ahnt, was ihm bereitet werden soll.

„Ist Königlicher Hoheit an Gesichtsähnlichkeit so viel gelegen?" fragt er. „Zu allermeist, wenn ich meiner Einsicht trauen darf, kommt es auf das Herz an, wie ja auch in der Bibel zu lesen. Wer es gut meint mit dem jungen Prinzen, der wird sein Herz echt niederländisch wünschen. Auch bilden kann man Herzen, wo es nötig scheint. Königliche Hoheit wollen versichert sein, daß meine bescheidene Person sowohl wie die Hoch- und Edelmögenden Herren Staaten dazu jederzeit mit innigstem Eifer behilflich sein möchten."

Dies ist zugleich eine vortreffliche Abschiedbemerkung.

Wie Herr de Witt fort ist, wird auch der Hofstaat hinausgeschickt. Die beiden Fürstinnen sind so enttäuscht von ihren

eigenen Leistungen, daß sie damit beginnen, sich gegenseitig Vorwürfe zu machen, recht spitz und böse. Dann weinen sie beide ein wenig. Und schließlich begegnen sie sich in gemeinsamer Bekümmerung über das arme, entrechtete Kind.

Aber Maria hält sich nicht lange im leidenden Zustand. „Er ist geschickt, das muß ich gestehen. Wenn er ein Engländer wäre . . . Diese Holländer! Wenn einer etwas besonderes an sich hat, kann man sicher sein, daß der böse Geist in ihm ist. Aber — gelobt sei Gott! — gegen den Teufel hilft Satan. Verlassen Sie sich darauf, Mutter — Karl wird mit dem da schon fertig werden!"

43.



Im Weinkeller des Binnenhofs beratschlagen drei Herren, wie dem kleinen Prinzen die Krone zu gewinnen sei, die seine Ahnen aufs Haupt zu drücken aus unbegreiflicher Scheu leider versäumten. Das glühende Vormittaglicht widerscheint vom Steinpflaster des Hofes durch die flaschengrünen Rundscheiben der kleinen Fenster gegen das Gewölbe. Unten, am schweren Tisch, um Kanne und Römer, ist es nur eben dämmerig. — Bevor sie sich zum Trinken setzten, haben sie den Zugang verriegelt und den ganzen Keller durchsucht. Sie bleiben unbelauscht.

„Zum Teufel, Kerls, nun laßt endlich die Titulaturen! Nennt mich Stuart — Charlie, wenn ihr wollt, ich werde es euch schon entgelten lassen. Eure holländische Feierlichkeit ist zum Verzweifeln — Prost, Dreckſack!" Statt anzustoßen, schwappt er dem Grafen von Nassau, dem diese Sitten wenig gefallen, einen tüchtigen Guß Rheinweins ins Angesicht und stürzt den Rest hinunter. Wilhelm Friedrich trocknet sich schweigend den Bart; dann kommt er nach: „Prost, alte Sau!"

Der König ist einen Augenblick starr. Kornelius Aarssen, Herr von Sommelsdeik, wagt nicht zu grinsen.

Aber dann wirft Karl sich hintenüber und lacht unmäßig.

„Nun, der bessert sich langsam. Was, mein lieber Aarssen? Immer zu! Ich bin nicht von Zucker. Oder von Glas, wie unsere Maria. Teufel auch, hat das Frauenzimmer mich schon geärgert! Der Herzog von York hat auch genug von ihr. Aber wir sind ja nun leider Gottes Geschwister." Und er erzählt eine Kinderstubengeschichte, bei der seine frühreife Geschlechtslust, Yorks, des Jüngsten, krankhafte Blutgier und Marias angeberische Selbstgefälligkeit ein peinliches Schauspiel stellen. „Und nun muß ich mir noch an eurer oranischen Bettelsuppe den Magen verderben. Pardon, Nassau! Aber könnt ihr denn wirklich diesen lächerlichen Ratkanzler nicht allein abtun? Ihr seid eben Knicker! Eine übervolle Schreiberseele, die Himmel und Hölle herauskotzt, wenn man ihr eine vergoldete Schüssel vorhält, findet sich immer."

„Verdammt appetitlich!" sagt der Graf.

„Ach was, dafür sind es Staatsgeschäfte!"

„Der König hat recht", sagt Herr von Aarssen. „Man muß nur nicht selbst die Finger hineinstecken. Bleibt also die Frage, wer aus unserem Hundezwinger hat den meisten Appell? Hildersich? Würde nicht dazu raten — der Kerl ist zu schlau; der legt uns alle miteinander in die Tinte, wenn es ihm nützt. — Musch? Der ist als Halunke und Schleicher allzu berühmt. Bleibt also nur van Reuven. Der ist nicht zu dumm und nicht zu klug, und sein Wohlwollen für das Haus Oranien ist ganz ungemein."

„Ja, zum Kuckuck," sagt Karl, „habt ihr denn keine Weiber in Holland? Solche Affären macht doch ein Unterrock!"

„Herr van Reuven hat eine Gattin", gibt der Graf dazwischen, in boshafter Erwartung dessen, was kommen wird. Wirklich wird der König sofort ernsthaft:

„Was? Jung? Hübsch?"

„Fünfundvierzig. Keine Zähne."

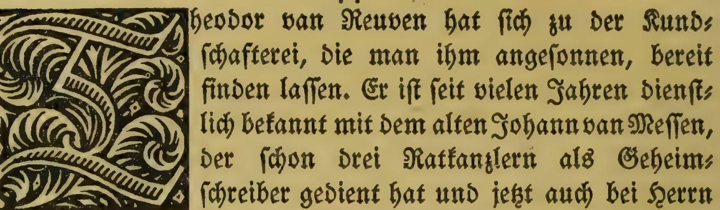
Sommelsdeik bleibt sachlich: „Leider eignen die holländischen Weiber sich wenig zu feineren Geschäften. Das Luderzeug brennt zu rasch ab. Wo es sich um ihre eigenen Reize und Genüsse handelt,

sind ihnen Thron und Altar ganz gleichgültig. Nein, damit ist nichts anzufangen. Man muß wohl bei dem Schatzmeister bleiben. Keine Sorge, ihr Herren! Ich werde ihm dieser Tage mal auf den Magen treten."

Der Graf von Nassau zuckt mit den Achseln und wendet sich ab.

König Karls Gedanken haben längst eine andere Spur gefunden, der sie unweigerlich folgen müssen.

44.



Theodor van Reuven hat sich zu der Kundschafterei, die man ihm angesonnen, bereit finden lassen. Er ist seit vielen Jahren dienstlich bekannt mit dem alten Johann van Messen, der schon drei Ratkanzlern als Geheimschreiber gedient hat und jetzt auch bei Herrn de Witt tätig ist. Ihm hat er den Vorschlag gemacht, von Beschlüssen und Schriftstücken, die sich auf den kleinen Prinzen beziehen, Abschriften zu nehmen und diese zu veräußern. Er hat ihm vorgerechnet, daß dabei keinerlei Gefahr, genau genommen auch kein Unrecht ist, wohl aber ein hübscher Betrag zu verdienen. — Van Messen hat an seinen Schweigeeid erinnert und nicht verhehlt, daß er auch ohne Gelöbnis zu derlei zweifelhaften Geschäften keine Hand bieten würde. Der Gedanke, der Nebenverdienst könne ihn aus bitterstem Kummer heraus heben, hat bei ihm noch nicht angeklopft. —

Dann ist er zu Hause; und hier freilich ist jene Erwägung, so sehr sie ihn erniedrigt, nicht mehr zu vermeiden. Er weiß sehr wohl, was seine Frau so alt gemacht hat; vor wenigen Monaten noch war sie ganz lustig und erträglich. Die kleine Wohnung war früher ausreichend. Jetzt steht mitten in der Stube ein Bett als unbehagliches Hindernis; an den Wänden war kein Platz mehr, und nur ein Alkoven ist da. Durch das ganze kleine Haus kriecht der Geruch von gekochtem Stockfisch und von eingesäuer-

tem Kohl, der unter der Bodentreppe in großen, steinbeschwerten Töpfen aufbewahrt wird.

Das war früher auch nicht anders. Aber den Alten hat es nicht gestört; und wenn seine Tonpfeife ihren Gegenqualm losließ, merkte er nichts mehr davon. Jetzt quält ihn durch Kohl, Fisch und Tabak hindurch ein besonderer, wenig erfreulicher Duft, der früher nicht da war; und die kleinen Zeuglappen, die rings um den Herd aufgehängt sind, dünken ihn eine beschämende Unordnung. Aber das alles ist vergessen, wenn der Anblick der jungen Frau ihm ans Herz geht — wie sie mit getretener Scheu, hundestumm, sich vor ihm aus dem Wege drückt, vor ihm, der sie nie mit lautem Wort das Unglück der ganzen Familie entgelten ließ. Es jammert ihn, wenn er ihre schweigende, tränenlose Angst um das kränkliche Kleinkind beobachtet; wenn er hört, wie seine Alte die ungetraute Schwiegertochter in mütterlichen Handgriffen unterweist, flüsternd und gleichsam im Versteck; wenn er fühlt, wie sein eigenes Verlangen nach dem flüchtigen Sohne vor ihm her wie Nebel durchs Haus schleicht und wie Qualm aus den Herzen der beiden Frauen zu ihm zurückstößt.

Van Messen sitzt nach dem Abendessen neben dem schwachglühenden Herde, stumpfsinnig, ohne Beschäftigung.

Hinten im Dunkeln schüttelt das Mädchen des Kindes Bett; sie macht sich ganz klein und ganz lautlos.

Im Holzloch unterm Herde wühlt und poltert die Alte. Gebückt sagt sie: „Robert hat Nachricht geschickt." — Van Messen registriert die Meldung in seinem Gehirn. Erst nach einer Weile fragt er: „Will er kommen?"

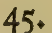
Die Alte lacht erbittert. „Hast du das Geld, seine einfältige Bürgschaft zu bezahlen? Oder sollen sie ihn als Betrüger beistecken? Und die da? Heiraten muß er ja wohl, wenn er kommt. Dann hast du alle drei auf der Tasche. Mir scheint, es ist hier heute schon eng genug." Doch der Vater weiß sehr gut, daß die Alte mit Freuden an der Türschwelle nächtigen würde, könnte sie nur ihren Sohn wieder im Schlafe atmen hören. — Aber das Geld!

Van Messen ist abends recht müde und schnarcht früh ein. Aber bald genug ist es mit dem Schlafen vorbei. Dann liegt er im Alkoven ohne sich zu rühren und merkt, wie die alte Frau neben ihm und die junge da in der Stube die Decken vor den Mund pressen. Dennoch hört die eine das Schluchzen der anderen, und der Vater hört sie alle beide.

Wie er am nächsten Morgen, schon ganz müde und verbraucht, auf die Straße tritt, um an seinen Dienst zu gehen, wartet vor der Tür eine Bäuerin auf ihn, nach der Tracht eine aus der Haagschen Gegend. Sie fragt, wer er sei und reicht ihm einen zusammengeklebten Zettel. Er liest:

„Doppelte Fuhre. Dreifacher Taglohn. Fracht liegt nach sicherem Vernehmen bereit. Baldige Lieferung dringend erwünscht. R."

Nein. Er w i l l anständig bleiben.



45.



Die Aprikosen sind reif an den Ufern des Moleflusses im Lande Surrey.

Mit saftigem Fluche wechselt der beleibte Lord Blunderstone die Leitersprosse. Das allerliebste Hausmädchen, das weiter unten den Korb hält, kichert. „Verfluchter Grashüpfer!" knurrt es oben.

„Euer Lordschaft hätten das sollen von Wilhelm oder von Georg besorgen lassen", meint die Kleine.

„Damit Wilhelm mir mit seinen Mistzangen das ganze Obst versaut! Damit Georg, diese Schmeißfliege, die Hälfte selbst zerkaut und verdaut! Gesindel! — Werde übrigens dem Leviten einen kleinen Wink geben, wie warm du dich für Wilhelm und Georg einlegst."

„Ach bitte, Euer Lordschaft! Das ergötzt Theodor ungemein, wenn er merkt, daß Euere Lordschaft eifersüchtig sind."

Der junge Mann, den der Lord einen Leviten, das Mädchen „Theodor" nennt, ist der studierte Kaplan des Hauses, der für

die Tischgebete zu sorgen hat und in seinen freien Stunden anderweitig beschäftigt wird. Er soll nächstens die Blunderstonesche Pfarre erhalten. Deshalb darf er die hübsche, immer noch recht frische Cissy heiraten, obwohl Seine Lordschaft noch keinen Ersatz gefunden hat.

Hufschläge. Die beiden an der Leiter spähen aus. In tollem Galopp, leider wieder schief im Sitz, kommt ein Reiter den Parkweg herangejagt und will aufs Haus zu. Die Aprikosenernte übersieht der Brillenträger.

„Pocken und Pest, verdammter Schinder!" brüllt der Lord von oben den Reiter an. Der pariert erschrocken durch und rutscht vom Gaul. „Heiliger Christus! Das Tier ersäuft ja in seinem Haarwasser. Herumführen, du Esel, herumführen!" Gehorsam setzt sich das sechsbeinige Paar in Bewegung. „Graziosa ist kein Beichtschemel, daß so ein Pfaffe sich darauf herumlümmeln kann. Hinwärts hatte die Sache Eile. Zurück wäre es besser gewesen, das Roß hätte sich auf dich gesetzt, du Jammerfratze! Was unterstehst du dich, mein Tier so abzuaasen?"

Der junge Mann hat inzwischen seine teure Caecilie bemerkt und fühlt sich durch ihre Gegenwart durchaus nicht stärker beschämt. Im Gegenteil!

„Euer Lordschaft mag sich beruhigen", äußert er kühl, im Gehen, das Roß am Zügel. „Die Botschaft, die ich aus Epsom bringe, ist wichtiger als die, die ich forttrug".

„Verstehst du etwas davon, du Grünschnabel?"

„Allerdings! Die Schiffahrturkunde ist vom Parlament angenommen."

Der Lord läßt die Frucht, die er eben greifen wollte, fallen und springt wie gestochen von der Leiter herab.

„Was? Wahrhaftig? Mein lieber Theodor, du bist ein Ehrenmann. Komm her, Cissy, das ist einen Kuß wert! — Wahrhaftig? Haben die verdammten Holländer wirklich was aufs Maul gekriegt? — Wilhelm! Katty!! Katty!!"

Von allen Seiten stürzt das Gesinde heran.

„Los! Ins Dorf! Die Bande soll tanzen! Bier auf die Tenne!

Wenn heut einer auf den Bluthund und die Parlamentidioten ein Vivat trinkt, habe ich nichts dagegen. Burschen! Die Holländer pfeifen auf dem Letzten! Weiß Gott, so ein Levit ist doch zuweilen auch eine nützliche Kreatur. — Georg soll die Aprikosen abnehmen. Theodor paßt auf, verstanden? Gerald führt den Gaul eine halbe Stunde herum und reibt ihn trocken. Lauf einer zum Notar und zum Apotheker; ich will sie heute mit meinem Französischen voll laufen lassen. Theodor, du Jakobsengel, du kriegst auch ein Gläschen! Und wenn die beiden Giftmischer dich heute wieder krummlegen wollen, dann hau ich ihnen den Buckel voll."

Theodor, der Levit, ist gar nicht überwältigt von soviel Gunst und Gnade. Er kennt die Tragweite seiner Botschaft sehr gut. Und abends, bei Tische, darf er ausnahmweise sogar an Pudding und Käse teilnehmen.

Das ist ein Freudentag für England!

46.

Von gramvollen Gedanken ganz umsponnen nähert sich van Messen dem Hause, darin der Ratkanzler zu Amsterdam Dienst hält. Da wird er von einem fröhlichen, jungen Herrn angerufen. Das ist Andreas Bicker.

„Mein lieber Herr van Messen, schenken Sie Ihre von erhabenster Staatsweisheit angefüllten Ohren auf einen Augenblick dem Ansuchen jugendlicher Hülfebedürftigkeit!"

Messen vermutet eine jener Torheiten, die den Sohn des Altbürgermeisters immer aufs neue berühmt machen, und möchte sich ihr entziehen. Er muß ins Amt. Der Ratkanzler wartet.

„Um den handelt es sich ja gerade; ich gehe selbst zu ihm und werde doch zuerst vorgelassen. Also haben Sie gar keine Eile. Nur eine Frage! Sie tragen einen beneidenswerten Schwall Buchsbaumlocken auf dem Haupte. Wäre es Ihnen angenehm, diesen edlen Schmuck einzubüßen?"

Der Alte ärgert sich über den Unsinn.

„Die Perrücke steht Ihnen zu Diensten, Herr Bicker. Bestimmen Sie den Preis! Ich habe andere zu Hause."

„Was? Eine Perrücke? Nicht möglich!" Der Spaßvogel spielt so anmutig Verwunderung, daß kein Spott in seinen Worten mitklingt. Er erkundigt sich, warum das erforderlich sei? Ob der Alte etwa einen Kahlkopf habe? Welcher unglückliche Zufall seine bodenständige Behauptung entwurzelt habe? Gewiß sei ein böser Schnupfen in jungen Jahren leichtsinnig vernachlässigt worden ...

Messen wird wieder verdrießlich und will gehen. Aber Bicker hält ihn fest:

„Noch ein Weilchen, lieber Freund!" Er redet mit großem Wortaufwand davon, wie bedauerlich es sei, daß auch der junge Ratkanzler in der Gefahr stehe, seinen Haarschopf einzubüßen. Ihm selbst, dem Andreas Bicker, sei das tiefschmerzlich; mehr noch seiner Schwester Wendula. Nun gebe es ein unfehlbares Mittel, dem Unglück vorzubeugen. Der Bedrohte müsse nur einmal einen ganzen Tag lang sich jene weiße Kopfbedeckung gefallen lassen, die man gemeinhin Schlummerkrone nenne. Und kurz und gut: van Messen wird zu des Ratkanzlers Lockenheile dringend gebeten, seine Perrücke abzutun und mit einer Nachtmütze — die Bicker aus seiner rotledernen, vergoldeten Urkundenmappe hervorzieht und feierlich überreicht — mit einer Nachtmütze bekleidet zum Dienst anzutreten, sich mit Hirnweh zu entschuldigen, den früheren, leidigen Haarverlust anzumelden und die Gefahren der Kopfhautverkühlung — als da sind: Zahnausfall, Halsgeschwulst, Brustnot, Wassersucht und vorzeitiger Tod — so bedrohlich wie möglich auszumalen.

Damit empfiehlt sich der junge Herr, geht wirklich zum Hause de Witt, und van Messen steht mit der Nachtmütze in der Hand kopfschüttelnd da. —

Johannes de Witt sitzt bereits am Schreibtisch und wartet auf den Kanzlisten. Satt dessen ist der junge Bicker gekommen und hat, sehr zur Unzeit, an ein Versprechen erinnert, das der

Ratkanzler unlängst mit anderen harmlosen Scherzen unvorsichtig entschlüpfen ließ.

Bicker nimmt die Sache ungeheuer ernst: „Natürlich! Gewiß! Wir haben lang überlegt, was es sein müsse; und Wendula ist durchaus mit meinem Vorschlag einverstanden, durchaus! Wäre es nicht etwas ganz und gar Erstaunliches, mein lieber Hans, wo bliebe dann das Verdienst der Worttreue? Du hast es ihr nun einmal versprochen, mit Ehre, und sie besteht darauf. Tollheit? Wir Bicker sind alle toll; das hättest du vorher wissen können ... Bitte sehr: ‚jedes beliebige Heldenstück' — das sind deine eigenen Worte."

„Aber dies wäre kein Helden-, sondern ein Narrenstück."

„Willst du ehrlichen Handel, mußt du dies Urteil dem guten Mädchen selbst überlassen."

Eine alberne Geschichte; aber echt Bickerisch. Und Johannes, in seiner unheimlichen Redlichkeit, fühlt, daß man seine allzu frühe, tintenschwarze Würdenhaftigkeit treffen will und muß im Stillen zugeben, daß er die Lehre verdient.

Bicker führt ihn ans Fenster: „Siehst du, da drüben sitzt sie schon und wartet. Natürlich mußt du dich nachher dem hocherfreuten Volke zeigen ... Nein! Einen ganzen Tag lang! So wird es verlangt."

Johann versteht sehr gut und kann es sich deutlich vorstellen, wie die Kleine, halb geängstigt, halb vergnügt, vor allem aus Scheu, zu großen Anteil zu verraten, das Ding hat laufen lassen; Wendula Bicker selbst wäre niemals auf den abgeschmackten Einfall gekommen. Er weiß auch, daß im Kreise der Amsterdamer Herrenjugend, die ihm für jetzige und spätere Pläne unentbehrlich ist, ein Tag Lächerlichkeit weniger schadet als der Anschein hilfloser Formenüberschätzung. Gerade heute ist, Dank dem Himmel, keine Dienstfrist außer dem Hause anberaumt. — Also: in Gottes Namen!

Schon längst hat Bicker aus seiner rotledernen, vergoldeten Urkundenmappe eine runde Haube mit Bändern hervorgezogen

und gefällig dargeboten. „Bei den Leuten entschuldigst du dich mit Kopfschmerz," begütigt er; „überdies" — abermals zieht er aus seiner rotledernen, vergoldeten Urkundenmappe eine runde, weiße Nachtmütze hervor — „überdies werde ich dir Gesellschaft leisten. Damit es nicht so auffällt."

Johannes schwankt zwischen Ärger und Belustigung; denn Andreas macht seine Sache recht gut. Er will abwehren: e i n Narr im Hause sei genug — da tritt van Messen herein, dienstgewärtig; auf seinem grämlichen Haupte schneeweißt das saubere Mützchen.

Johannes bleibt einen Augenblick starr. Aber nun ist schon nichts mehr zu bessern. Messen will erläutern; de Witt winkt wenig freundlich ab. Der alte Mann fühlt, daß sein Herr den Spaß herzlich geschmacklos findet, und er haßt ihn in diesem Augenblick. Irgendwie hat er es sich in seinem müde gewordenen Schädel zurechtgelegt: wenn ich trotz aller Oranierschätze standhaft bleibe, so mag diese Wunderlichkeit wohl hingehen. — Jetzt aber fühlt er nur: wie albern! wie albern!

Er will das Ding vom Kopfe reißen; fast höhnisch befiehlt de Witt, nun auch gefälligst das Spiel zu Ende zu treiben; heute sei Kappensitzung. Das linnenweiche Ding sitzt wohlig und warm; aber der Alte kommt sich vor, als habe man ihm Brennesseln auf die Glatze gebunden.

Indes — für Johannes ist das Zwischenspiel bereits erledigt. In Nachtmützen sitzen sie alle drei da: Bicker in entfernter Ecke mit einem Buche, Johann diktierend an seinem Tische, der Schreiber ihm gegenüber.

Übermorgen muß de Witt den Generalstaaten über die Londoner Schiffahrturkunde, die Hollands Fischfang, Heringsgewerbe und Themsehandel vernichtet, vortragen und die gesamte Staatenlage Nordeuropas beleuchten. Die Hauptpunkte seines Berichts spricht er dem Schreiber in die Feder, deutet an, wo und wie Belege beizufügen sein werden, Ein- und Ausfuhrzahlen, verfügbare Kriegsmachtmittel usw. usw. Das alles soll die Kanzlei heraussuchen und einschalten.

Noch nicht ganz ist Johann damit zu Ende, so wird eine Abordnung gemeldet: die Seefischer und Fahrensleute von Amsterdam und von der Südersee, die ihre Not dem Ratkanzler klagen wollen. Drei von den Leuten wünschen vorgelassen zu werden. Die übrigen warten vor den Torsäulen, und rasch sammelt sich da draußen die Menschenmenge; immer lauter und aufgeregter klingt ihr Gemurmel herauf.

Die drei Schiffer, alle mit eisfarbenen Rundfransen um die roten Gesichter, alle mit stechendhellen, bösblickenden Vergißmeinnichtaugen, seebeinen herein.

Bicker springt ihnen entgegen, und nötigt ihre Dickschädel — sie sind verdutzt wie die Fohlen vorm Storch — in drei weiße, bebänderte Kappen hinein, die er hurtig aus seiner rotledernen, vergoldeten Urkundenmappe hervorzieht. Jetzt schweben sechs Nachtmützen im Zimmer herum. Dies ist hier Mode.

Kapitän Dirks, der Sprecher, beklagt sich weniger über den gestörten Fischhandel, als über die unverschämte Bannwarenschnüffelei, mit der die verfluchten Briten seinen guten, ehrlichen Kahn auf der Höhe von Quessant schimpfiert haben. Drei Tage lang hat er sein Deck scheuern lassen. Aber er will in die nüchternste Hölle verdammt sein — die Hufspuren der englischen Schildwache sind immer noch zu sehen. Und nicht ihm allein — beinah jedem, jedem einzelnen Kanalschiffer ist die Beschämung angetan worden. — Und dann der Flaggengruß! Wenn ein einziges lumpiges Britenkreuz vorbeizieht: Flagge streichen, brassen und beidrehen?! Gehört denen denn das Salzwasser allein? Ist das Meer nicht frei für jeden, der den Kompaß zu lesen versteht?

Johann fragt nach ihren Wünschen.

Da wissen sie zuerst nichts. Aber dann poltert es herunter: Deubel auch, freie Seefahrt, ohne Beding! Ohne Flaggengruß! Ohne Schiffdurchsuchung!

Wie das zu erreichen sei?

Dazu seien sie nicht zum Höchstgelehrten im Lande heraufgestiegen gekommen, um so einfältige Fragen zu beantworten.

Der Herr müsse sie nicht für Bauern nehmen; oder für Brackfischer. Sie hätten alle drei das Zeugnis für große Fahrt und hätten sich an der Linie mehr als einmal die Nase gestoßen. Und die paar Hundert da draußen — gerade jetzt wird aus dem Murmeln Gejohle — die da draußen auch. Was geschehen müsse? Das sei klar wie Waltran: letzter, aber endgültig letzter Schreibebrief an das Parlament von England — und bitte: gepfeffert! Helfe das nichts: dann müsse ein bißchen geballert werden. Das schade nichts; taub seien die alten Schiffer doch meistens.

Wahrhaftig! Sie brüllen so deutlich, daß dies zu mutmaßen war.

De Witt sagt ihnen freundlich, aber kurz, daß es ihn ergötze, mit den Herren einer Meinung zu sein. Gerade so habe er sich die Sache gedacht, und so solle sie ausgeführt werden.

Kapitän Dirks ist sehr befriedigt, namentlich da ihm bestätigt wird, er dürfe getrost da draußen seine Ansprache halten und das Ergebnis der Unterredung mitteilen.

Die drei machen scharrende Bücklinge. Dann tritt Dirks an den jungen Bicker heran und schmeißt den weißen Toppwimpel, den er unversehens hat setzen müssen, auf den Tisch: „Schönen Dank, junger Herr! Da haben Sie Ihren Flohkätscher wieder." Die beiden anderen machen es ihm nach.

Den jungen Peter Lustig beglückt das alles sehr; doch läßt er sich nichts merken. Der Ratkanzler sieht die Nebenerscheinungen nicht; seine Arbeit ist toternst. Dem alten Geheimschreiber verwandelt sich Kummer und Hauselend mehr und mehr zu Wut und Ingrimm. Ihn dünkt der abgeschmackte Unfug, an dem er mitwirken muß, nichts als eine Verhöhnung seiner eigenen, bitteren Sorgen. Wie im Hutschütteln ist aus geduldiger, mitfühlender Güte rachsüchtige Verblendung geworden.

Eine Zeitlang, während Johann und sein Gehilfe schreiben, erbaut sich Andreas Bicker an der Ansprache des alten Salzlöwen, die in wunderlich abgerissenen Kraftsätzen von beistimmendem Volksgebrüll hereingeschwemmt wird. Dann kommt neuer

Besuch: drei oder vier Börsenherren von Amsterdam, mit ihnen Kornelius de Witt; er ist von Dordrecht, wo man ihn vorlängst zum Bürgermeister gemacht, herübergeeilt, da er von der Zuschärfung des Seestreites erfuhr.

Den neuen Gästen springt Andreas sofort wieder mit seiner rotledernen, vergoldeten Urkundenmappe entgegen. Aber er prallt auf seinen Oheim, dessen Namen er trägt. Der ist ihm in jeder Weise gewachsen.

„Nein, danke, mein Herr Neveu! Daß du bei Tage den Betthelm nötig hast, glaube ich gern; wir wissen, daß du bei Nacht die Federn nicht drückst, wenigstens nicht im Hause deines Vaters. Wir andern sind keine solchen Leuchtkäfer!" Andreas zieht sich zurück. Johannes wird einen Augenblick blaß, sagt aber nichts. Van Messen knirscht nach innen.

Die Herren mühen sich, den Krieg zu verhindern. Sie fürchten weniger die Verwicklung selbst als die verstärkte Oraniergeltung, die — nach ihrer Meinung — notwendig daraus folgen muß. Johann rechnet anders. Aber er darf seine Karten noch nicht aufdecken und ist beinah in Verlegenheit, wie er entgegnen soll; denn was da mit bedenklichen Gesichtern um ihn herumsitzt, das heißt Bildung und Besitz; die dürfen nicht zuhause bleiben, wenn er ausläuft, die Meere zu befreien . . .

Johannes lächelt; niemand ahnt das Fieber, das ihn durchfröstelt.

Da ist es, was er am meisten fürchtet: das dicke Gespenst satter Bequemlichkeit. Algen am Schiffsboden hemmen die Fahrt; Tang macht das Ruder unklar; rostige Nägel sperren die Geschütze — gedankenerstickendes, ehrloses Wohlbehagen, das ist der Feind, den abzutöten sich all sein Denken und Tun stählen muß . . .

Diesmal helfen ihm die braven Seebrüder draußen auf dem Platze. Und noch einmal hofft Johann de Witt, des Menschen tiefinnerste Triebfeder sei die Sehnsucht nach aufrechtem Vorwärtsschreiten zu fesselloser Wirksamkeit, nicht kaninchenmäßige

„Glückseligkeit". — Sie gröhlen jetzt so ungestüm, daß im Hause alles verstummt und besorgt nach den Fenstern blickt. Johanns Name wird deutlich verstanden. Sie rufen den Ratkanzler.

Der schickt den Geheimschreiber hinaus, zu erfahren, was es gebe. — Jawohl: der Ratkanzler soll die Zusicherungen wiederholen, die der alte Dirks gewiß nicht zaghaft von sich gegeben.

Johann will ans Fenster. Seinen Kopfschmuck hat er gänzlich vergessen. Der junge Bicker, dem nun doch der eigene Spaß unleidlich dünkt, will ihn halten — aber Johann wird vom Augenblick hingerissen. Er packt links und rechts den jungen Stutzer und den grämlichen Schreiber, reißt sie mit sich ans Fenster, stößt es auf und bietet die seltsame Gruppe tausend Augenpaaren.

Gelächter. Zornige Rufe. Man findet den Karneval unzeitgemäß. Man will sich ereifern. Johann hebt die Hand; und wirklich wird rasch Stille. Seine Stimme schallt über den Platz.

„Es scheint mir fast, als mißfalle euch dieser Anblick. Ja, was wollt ihr denn? Hätte ich etwas zu sagen, ja freilich — dann rollten wir alle miteinander draußen auf See, dann ständen wir an den Geschützluken, hätten Brise um die Ohren und Spritzwasser im Gesicht. Auch eure Meinung? Ja, ich glaub's euch. Aber was können wir denn machen? Es sind viele in Amsterdam und in Holland, die wollen nicht auf die Planken. Die denken: Butter macht fett; Friede füllt den Beutel. — Nein: nicht nur Kuhhirten, Federfuchser und Torfbauern. Ich kenne Seeleute — vom Achterkastell und vor dem Mast — die ... Namen nennen? Nein, das werde ich nicht tun; denn ich bin überzeugt, sie werden sich besser bedenken! — Wollt ihr zu Hause liegen und die Bettdecke über die Ohren ziehen, während euch der Hofzaun eingerissen wird? — Nein? Nun, ich dachte, es wäre so, und sagte mir: wenn wir schlafen sollen — her mit der Nachtmütze! Und hier, ihr seht es, meine Freunde dachten genau wie ich."

Das Geheul da draußen ist kaum noch zu überschreien.

„Wie ihr wollt! Mir ist's auch lieber anders."

Johann reißt das Ding vom Kopfe, ballt es zusammen und wirft es weit über die Menge in den Platz hinaus. Zwanzig Hände greifen danach. Im Augenblick ist das Zeug zerrissen. Unzählige weiße Fetzchen werden an die Mützen, in die Knopflöcher geheftet. „De Witt! De Witt!" jubeln sie. Der Name ist Abzeichen geworden, und das Abzeichen heißt: „Krieg!"

Aufatmend tritt Johannes vom Fenster zurück. Begeistert blickt der junge Bicker zu ihm auf. Aber der alte Messen fühlt nur, wie er dagestanden ist vor all den Leuten, unterm Sinnbild der Schläfrigkeit, der Duckmäuserei — belächelt und gescholten ...

Das Volk draußen läuft rasch auseinander und trägt seine Glut in alle Stadtteile. Die weißen Lappen, Schleifen und Kokarden vermehren sich wie die Springmäuse. Die Stadt wimmelt in Weiß und schäumt in Krieg.

Der alte Bicker und seine Freunde sehen einander an und sehen aneinander vorbei. Sie wissen, daß sie mitmüssen. Jetzt ist kein Halten mehr. —

Die beiden Brüder sind allein. Kornelius ist durchaus nicht hingerissen wie das leichtlebige Gemenge, sondern voller Sorge. Auch er warnt vor Oranien.

Und Johann vergißt, daß zwei fremde Ohren zugegen — oder er traut ihnen, wie seinen eigenen — und rechnet dem Bruder seinen Überschlag vor:

Auch er hätte lieber den Krieg vermieden und den Oraniern keine Gelegenheit zu neuer Auszeichnung gegeben. Aber wer nicht blind ist, sieht, was geschehen muß. Englands Übermut ist unerträglich. Es muß lernen, mit Holland wie mit dem Geschwister aus gleichem Hause zu verkehren. Das wird der Krieg bringen — sonst nichts. Aber dann: ein freies Holland, ein freies Britannien, einander gleichachtend, einhellig im Glauben und im Staat-Wollen: gibt es eine bessere Sicherung gegen Stuart und gegen — Oranien?

Kornelius begreift und bestaunt wieder einmal des Jüngeren Denkkraft und sieht Hollands Freiheit gerettet.

Auch van Messen begreift. Aber er blickt aus den Augen des gemeinen Mannes mit Abscheu auf den Anschlag gegen das Fürstenhaus, dem die sieben Provinzen so unsagbar viel zu danken haben. Nicht er ist der Verräter, sondern der Ratkanzler, der dem Protektor an der Themse die Hand reichen will, dem blutigen Königmörder, dem abgöttischen Puritaner. —

Am selben Abend hat van Reuven den ersten Geheimbericht in Händen.

47.



Im Haager Binnenhof freut man sich der Einfalt, die de Witt an den Tag gelegt habe. Kein besseres Angebinde dem Prinzlein als ein Krieg, der die Oranier zu raten, zu helfen, zu herrschen herbeiruft! Keine günstigere Wendung für den Stuartkönig als die äußere Not, die des Parlaments Ohnmacht dartun muß!

Dazu ist der Widersacher selbst nun fallreif wie ein Frühapfel im September. Ein einziges Schriftchen, das seine hinterhältigen Pläne entblößt — dann schreit das Volk: Der reißt uns in einen unabsehbaren, aussichtlosen Krieg, und dieser Krieg zielt nur gegen Stuart und Oranien, brennt nur für Cromwell und de Witt. Die stecken unter einer Decke. Landesverräter! Landesverräter!

Aber Herr Kornelius Musch warnt: Noch nicht heute das Schriftchen! Es würde zwar den Ratkanzler stürzen; aber vielleicht den Krieg hindern und also dem Prinzen wenig frommen.

Da kommt die Nachricht:

Kapitän Zahn hat einer englischen Fregatte den Gruß geweigert und mit ihr Schüsse gewechselt. — Tromp, der Flottenherr, hat das Kastell von Dover nicht salutiert, vor dem englischen Admiral nur den Wimpel, aber nicht die Flagge gestrichen und im Kampf mit Blakes Geschwader zwei Schiffe verloren.

Neues Frohlocken! Jetzt heraus mit den Enthüllungen!

Wieder ist es Musch, der noch feineren Plan erdenkt:

Nein! Man warte, bis die Not zuhöchst geschwollen! Bis Oranien, und nur Oranien, die Deiche hält und das Land rettet! — Dann stoßt ihn in den Schwall!

48.



Der Fichtenhof bei Vlissingen liegt so hoch am Deich, daß ein großes Stück des Gehöftgrundes und des Gemüselandes mit der Deichkrone eben ist; ein paar abgestorbene, krumme Krüppelfichten, die sich im Winde knarrend aneinander reiben, haben dem Platz den Namen gegeben.

Zwischen den unteren Ästen ist ein alter, aufgeschnittener Sack als Segel ausgespannt; zehn oder zwölf Kinder von Vlissingen spielen hier Seefahrt. Auch Adrian de Reuter, mit seinen vierzehn Jahren einer der ältesten und fast schon zu groß für soviel Einbildung, ist unter ihnen. Aber nicht als Wortführer. Er sitzt ziemlich still bei den andern, hört ihren Reden zu, gibt unterweilen eine Berichtigung oder einen Ratschlag und denkt darüber nach, weshalb das Mädchen vom Fichtenhof sich heut nicht blicken läßt. Seine Mutter ist seit einem halben Jahre tot, und die kleine Bäuerin hat eine weiche, ruhige Stimme. — Die andern beachten ihn nicht viel.

Umsomehr beschäftigen sie sich mit seinem Vater. Der Lehrer hat ihnen noch gestern „Ein Beispiel der Rechtlichkeit" erzählt. Die Kinder mußten es aufschreiben.

„Einstmals war ein Schiffer zu Sale bei den Mohren mit seinen Waren angekommen und bot dieselben allda feil. Unter anderm gefiel dem Sant oder Obersten der Stadt ein kastanienbraun englisch Tuch. Er ließ den Schiffer durch einen Dolmetscher fragen, was er dafür haben wollte. Der setzte es auf einen billigen Preis. Der Sant bot dagegen, aber viel zu wenig. Der Schiffer versetzte: Ich kann es dafür nicht geben. Sant: Es ist

mir nicht mehr wert. Schiffer: So muß es mein bleiben. Sant: Ich will es gleichwohl haben und doch nicht mehr dafür geben. Schiffer: Ich bin nicht imstande, meines Meisters Ware unter dem Wert zu verkaufen. — Hierauf entstand unter ihnen ein sehr harter Wortwechsel, wodurch der Schiffer bewogen wurde, dem Sant sagen zu lassen, daß er das Tuch zwar für keinen geringeren Preis verkaufen könnte, jedoch bereit wäre, es ihm ganz und gar zu schenken. Sant: Ihr habt keine Macht, die Ware für den angebotenen Preis zu verkaufen und wollt sie doch umsonst weggeben? Schiffer: Ich darf sie nicht unter dem Wert verkaufen, um den Markt nicht zu verderben, im Fall der Not aber und dem Übel zuvorzukommen, kann ich sie wohl wegschenken. Der Sant, welcher es nicht umsonst haben wollte, sprach endlich drohend: Wisset Ihr wohl, daß ich Euch und Euer Schiff mit allem, was darin ist, nehmen und umsonst behalten kann? Schiffer: Das weiß ich wohl. Allein, wenn Ihr das tut, so wird die ganze Welt sehen, daß man auf Euer Wort nicht trauen kann. Bin ich aber Euer Gefangener, so bestimmt das Lösegeld, damit ich Anstalt machen kann, daß es Euch bezahlt werde. — Der Sant wurde noch zorniger und drohte desto mehr, daß endlich dem Schiffer auch die Geduld verging und er in diese Worte ausbrach: Wäre ich in meinem Schiffe, Ihr solltet mir nicht mehr drohen. Auf diese Rede biß der Sant die Zähne zusammen, lief in ein ander Zimmer und sagte ganz erzürnt in seiner Sprache: Ist es nicht Jammer, daß dieser Mann ein Christ ist? — Unterdessen blieb der Schiffer bei des Sants Bruder und andern vornehmen Leuten stehen, beklagte sich über das ihm zugefügte Unrecht und wußte nicht, ob er leben oder sterben solle. Nach Verlauf von zwei Stunden kam der Sant wieder und fragte ihn aufs neue ganz gelassen: ob er das Tuch für den angebotenen Preis denn nicht geben wollte. Wie nun der Schiffer bei seiner Weigerung blieb und es ihm nochmals zum Geschenk anbot, so sagte der Sant zu den Anwesenden: Sehet doch, wie treu und herzhaft dieser Christ für seine Meister ist! Seid Ihr bei Gelegen-

heit auch also gegen mich gesinnet. — Darauf eröffnete er des Schiffers Brust und auch die seinige, legte dessen Hand auf seine bloße Brust und seine Hand auf des Schiffers Brust, zum Zeichen der Liebe, Freundschaft und Treue, welche er ihm versprach, befahl auch allen seinen Leuten, diesem treuen Manne niemals einige Gewalt anzutun, sondern ihm alle Hilfe und Freundschaft zu erweisen. — Seit der Zeit hat der Schiffer beständig seine Gunst genossen und ist bei den Mohren so beliebt gewesen, daß sie fast mit keinem anderen Schiffer handeln wollten, wenn sie wußten, daß dieser bald kommen würde; und wenn er dann zu Sale anlangte, so verkaufte er seine Waren so geschwinde, daß er oft zwei Reisen tun konnte, ehe ein anderer nur eine verrichtete."

Daß dieser Schiffer niemand anders als Michel de Reuter von Vlissingen war, das braucht den Kindern keiner zu sagen, das wissen sie längst, und das Geschäftshaus Gebrüder Lampsen weiß es auch.

Davon reden die Kinder, lassen ihr Segel einmal durchflattern und holen es dann wieder fest. Dabei erblicken sie Delphine, ferne Palmenspitzen, leuchtenden Wüstensand und hohe, weiße Götterwolken.

„Aber die Mohren sind auch gut, erzählt Vater." Diesmal spricht Adrian. „Wie er ein andermal vor Sale im Sturm das Schiff verlor und ein altes und schlechtes kaufen mußte, haben sie ihm freiwillig die ganze Ladung geborgen und getrocknet und nichts dafür nehmen wollen."

Ein anderes Kind überlegt: „Ja, nun weiß ich auch, weshalb sie ihn zuletzt so gefeiert haben, gerade wie einen König, zu Pferde und mit Musik, als er vor Sale mit seinem einen Schiff die fünf algerischen Seeräuber wegjagte."

Dann kommen noch viele ähnliche Geschichten, von besiegten oder listig getäuschten übermächtigen Kapern, von wunderbaren Errettungen zu Lande und zur See, von befreiten Sklaven und großmütig behandelten Spaniern, von Berbern, Engländern

und Franzosen. Und schließlich meint ein kleines Mädchen, dessen Vater vor nicht langer Zeit in der Nordsee blieb, träumerisch aufseufzend:

„Wie gut, daß er nun bei uns bleiben kann und nicht mehr hinaus muß auf die alte, greuliche See."

Das empört die Knaben nun sehr — „alte, greuliche See", das will keiner gelten lassen. Und der hellhörigste unter ihnen weiß sogar, daß nun, da mit England Krieg sei, der große Seefahrer keinen Augenblick mehr zu Hause bleiben dürfe. „Die Staaten haben es ihm schon bestellen lassen."

„Aber als Mutter starb, hat er ihr doch versprochen . . ." will Adrian dagegen rufen. Doch sofort wird es ihm klar: von den Kindern zu Hause und solchen Sachen darf man nicht reden, wenn das Vaterland ruft.

Dem kleinen Steuermann unter den Fichten gefällt es, einen heraufziehenden Orkan anzumelden. Das Segel wird gerefft. Man bindet sich an der Reling fest und schnallt die Mützenriemen herunter. — Unbemerkt geht Adrian beiseite. Langsam, auf weiten Umwegen, aber ohne Aufenthalt, wandert er nach Hause. Vater wieder zur See? Was wird dann aus ihm? Und Kornelia und Alida und der kleine Engel, der noch nicht einmal sprechen kann? Der Vater ist für sie alle fast so, als lebte die Mutter noch. Was nun?

Ja, es ist wahr: ein paarmal sind Herren vom Haag und von Amsterdam dagewesen und haben sich mit dem Vater eingeschlossen und lange Unterredungen mit ihm gehabt. „Die Staaten haben es ihm bestellen lassen."

Wie schrecklich, wie unausdenkbar traurig, wenn sie ihn fortholen! — Aber darf ein Junge so denken? Vielleicht machen sie ihn zum Admiral oder doch wenigstens zum Schulz bei Nacht und geben ihm ein ganzes Geschwader. Und Vater ist es, der die Engländer von der Küste wegjagt und den Fischern hilft, daß sie wieder frei segeln dürfen wie früher . . .

De Reuter merkt seinem Jungen sogleich an, was in ihm vorgeht.

„Ja, mein Bester! Du bist ja groß und vernünftig. Aber laß es die Kleinen noch nicht wissen; die erfahren es früh genug. — Sieh mal, ich finde, du bist nun erwachsen genug und kannst recht wohl für ein paar Monate Vater im Hause sein, nicht wahr?"

Da wirft sich das Kind an seinen Hals, und mit heißem Schluchzen kommt es heraus: „Ja, das wohl! Aber sie haben doch keine Mutter!"

Den Vater zu vertreten, dünkt ihn nicht schwer. De Reuter muß lächeln, obwohl ihm das Herz zittert und die Stimme versagen will. — Dann denkt er, wie es seine Art ist, lange und sehr gründlich nach und beschließt, den Kindern noch vor der Abreise eine Mutter zu geben. Anna von Geldern, die Witwe Johann Paulsons, des Schiffers, den auf Martinique das gelbe Fieber holte, wird seine dritte Frau.



49.



Die alte Frau Messen fragt nicht danach, woher das Geld fließt, das ihren Sohn loskaufen und ausstatten soll. Sie hat, wie alle herrschgewohnten Frauen, ein stumpfes Gewissen.

Die junge Frau Messen fühlt durch die selige Beklommenheit des nahen Wiedersehens hindurch die unechte Forschheit im Wesen des Alten; etwas Mißliches lauert im Dunkeln.

Aber Robert ist da.

Am Abend kam er. Leise und scheu. Ohne Weib und Kind zu beachten, stand er gebeugt und zusammengesunken vor seinem Vater und fühlte garnicht, wie die Mutter mit beiden Händen seine Rechte liebkoste.

Er war nur unvorsichtig, nicht einmal „leichtsinnig". Aber er schämt sich. Er ist das Kind und hat Torheiten begangen, die Vater bezahlen und verzeihen soll. — Dessen Augen blicken unsicher, dessen Knie zittern, dessen Hände sind eisig feucht. —

Aber die böse Stunde geht vorbei.

Robert und Kornelia wandeln durch den Maiabend draußen am Fluß. Das junge Fliederlaub steht als dünnes, schwarzes Ziergitter vor dem silbernen Himmel.

Als Robert das Mädchen zuerst wieder sah, im Kittel, verhärmt und abgemüdet, mit kindlicher Unsauberkeit beschäftigt, da hatte er immerhin das starke und unumstößliche Gefühl gemeinsamer Vergangenheit. Aber es war — Vergangenheit. Das unansehnlich gewordene Wesen, das seine leibliche Pflicht erfüllt hat, ist ihm ganz fremd. Dem gesunden Manne ist eine Säuglingsmutter ohne Geschlecht.

Nun freilich, am gluckſenden Wasser, inmitten der duftigen Stille erweicht sich das Gefühl. Nicht mehr mit Widerwillen empfindet sein Körper die Nähe des mütterlichen Mädchens, sondern mit dem Bewußtsein verwandtschaftlicher Schutzpflicht, mit ernster Wohlgeneigtheit.

Aber das Mädchen hat der allererste Klang seiner Stimme heiß durchflossen. Wie der Spahn am Magneten haftet sie an ihm. Zuweilen muß sie stehen bleiben und geschlossenen Auges das Haupt zurückneigen . . . Dann wieder späht sie um sich oder sendet ihre abgrunddunklen Blicke tief in seine Augen hinein. In ihrer glühenden Erwartung fühlt sie noch nicht die Rinde an ihm.

Wie die beiden sich niederlassen, lehnt sie sich schwer an seine Schulter und beginnt zu zittern. Er richtet sie auf und gibt ihr Raum. Da erwacht sie plötzlich.

Er spricht von seiner Heimfahrt und wie er den Brief bekam, der ihn gerufen hat. Dann fragt er auch nach dem Kinde; wie es zugegangen ist, als es kam; was die Eltern gesagt und getan hätten. Nele antwortet und erzählt. Die stille Güte seines Vaters beglückt ihn so innig, daß das Mädchen ganz davon ergriffen wird. Sie fühlt: alles was gut ist an ihrem Freunde, das lebt von diesem Vater.

„So war es immer und immer", sagt Robert. „Einmal, als ich noch klein war, habe ich ein kostbares, fremdländisches Bäum-

chen, das Vater sehr pflegte, aus Einbildung wie einen Feind und Räuber mit meinem Säbel kurz und klein gehauen. Die Mutter war wütend. Vater stand erst, als hätte ich ihn selbst geschlagen. Dann sagte er: siehst du, Robert, du meinst immer, du seiest schon wunder wie klug; und nun merkst du doch selbst, daß du noch ein unvernünftiges, kleines Kind bist. Das war alles. — Nur der Gedanke an ihn hat mich draußen überm Schlamm gehalten."

Nele kennt ihn; und sie weiß, daß das wahr ist. Sein Herz ist schwach und biegig. Es braucht den Halt. Und sie kennt auch sich und weiß, daß sie, die Fremde von Süden, hinfällig ist wie eine Sonnenblume. Sich selbst, das Kleine, den heimgekehrten, ehemals verirrten Sohn, die gramvoll-glücklichen Eltern — all das sieht sie nun in neuem Lichte. Mit anschwellender Erregung ahnt sie das Unheil, das schon geschehen ist und das andere, das daraus erwachsen muß. Schon weiß sie, wie dem zu begegnen sei; die Erkenntnis ist bitter und beglückend.

Nie darf Robert erfahren, daß die Mittel, die ihn loskauften, seines Vaters Hände befleckt haben! — Und gerade jetzt redet er davon:

„Vater wird Geld aufgenommen haben. Du kannst ja nun auch bald wieder arbeiten, Liebste. Dann wollen wir zusammen schon das Nötige aufbringen. Nicht wahr?"

„Ach Schatz — das mit dem Gelde . . ." noch stockt sie. Es ist zuviel, was sie von sich fordert.

Aber ihre Verlegenheit redet rascher und deutlicher und sagt mehr, als sie selbst mit Worten gewollt hätte.

Robert glaubt zu merken, daß sie es ist, der er seine Heimkehr verdankt; noch ohne jeden Verdacht.

„Nele!" In innigster Aufwallung will er sie an sich ziehen. Aber vor *dieser* Liebkosung zuckt sie wortlos zurück. Die eine Bewegung, hart, trocken, verschlossen, die *eine* Bewegung stürzt ihn in den Abgrund der Ahnung. Er springt auf, steht vor ihr, fährt mit den Armen hoch; wendet sich ab und hängt

wie mit gebrochenen Gliedern da. Nichts, fast nichts hat sie gesprochen; aber er hat alles vernommen, was sie ihm hätte sagen wollen — er hat n o ch mehr vernommen, als sie ihm hätte sagen wollen.

Bitternis. Wut. Verzweiflung. Selbstanklage. Mitleid. Verzicht.

Nach langer Zeit fragt er leise: „Nele, woher du das Geld bekamst, das darf ich nicht wissen?"

Sie schweigt und blickt vor sich hin.

Dann steht sie auf und geht. Er macht eine Bewegung, nach ihr zu greifen. Sie hält inne; aber wieder wendet er sich ab. Da geht sie mit raschen Schritten vor ihm her nach Hause.

Wie er am anderen Morgen erwacht, sind Nele und das Kind fort, ohne Nachricht, ohne Gruß.

Robert ist wie tot. Der Vater, besonnen und gütig, will ihn trösten. Aber er antwortet:

„Ihr wißt ja nicht, was sie mir gestanden hat. Es ist besser, daß sie fort ist. Ich will die Schande nicht sehen, mit der ich losgekauft bin!"

Dem Alten wird übel, als müsse er sich erbrechen und umfallen. Aber das geht vorüber.



50.



auſch und Betrieb mit den Briten ist seit Jahren Herzenswunsch der Florentiner Kaufherren. Venedig und Genua machen immer noch leidliche Geschäfte; aber was ist aus Florenz geworden? Mit richtiger Witterung ahnen die Enkel der Medici, Pitti, Ruccellai, Strozzi, wer helfen kann: England.

Sie haben gehört, daß seit Wochen eine Parlamentflotte in der Darsena von Genua liegt; sie sind dem Kommandierenden mit Einladungen und Bitten unablässig in den Ohren gelegen, er möge auch Livorno besuchen; die Vorzüge dieses Hafens

sollen den englischen Seefahrern deutlich werden — es gibt ja keinen besseren an der ganzen apenninischen Westküste. Aber der Engländer will nicht darauf eingehen; er verspricht sich wenig von dieser Anknüpfung.

Die Florentiner geben die Hoffnung nicht auf. Da gemeldet wird, die Britenflotte sei mit südlichem Kurs von Genua abgesegelt, richten sie sofort eine glänzende Gesandtschaft in Livorno ein und bauen Postenschiffe auf dem Meere auf. Sie wollen die Fremdlinge auf dem Wasser stellen und noch einmal dringlichst in ihr Haus laden.

Von den Höhen hinter Livorno blickt man weit über die See hinaus. Hier haben die eifrigsten Herren der Gesandtschaft Stand genommen; mit Ferngläsern suchen sie den Horizont ab. Aber nur die eigenen kleinen Warteschiffchen können sie entdecken. Der Südwestwind, der gleich morgens nur wenig Kühlung brachte, wird schwächer und schwächer. Der Sommertag, der die Vorbeifahrt der Engländer bringen müßte, neigt sich rascher und rascher dem Abend zu; von einer fremden Flotte ist nichts zu sehen.

Zum letztenmal werden die Gläser nach der Kimmung gerichtet. Nichts. Man beschließt, für heute die Hoffnung aufzugeben und fürchtet, die ersehnten Gäste würden im Dunkel der Nacht vorübergleiten; und mit ihnen die Warenberge, die neugeplanten Hafenmauern, die Schuppen und Krähne, das Gewimmel auf Börse und Altmarkt, der Pfundsegen und alle die Annehmlichkeiten, die florentinisches Biederherz sich schon errechnete.

Noch ein Blick auf die weite, glitzernde Fläche. Sie ist ganz leer; und die Sonne steht tief, tief.

Da! Fast erschreckt — ein Freudenruf! Sie kommen — langsam und großartig: ein Schiff nach dem andern, dicht unter Land, deshalb übersehen, ein ganzes Geschwader, schon nah vor dem Arno. Ein Hafenkutter hastet heran; unter weit ausgebreiteten Segelfittichen zappelt vielbeiniger Rudereifer.

Wirklich! Das Führerschiff dreht bei. Der Kutter macht dicht. Es wird unterhandelt.

Noch dauert die Spannung, ob sie Erfolg haben werde, da kommen im Norden schon wieder Segel auf: ein zweites Geschwader! Freudige Erwartung steigert die Hochachtung vor dem so stattlich Auftretenden zu inbrünstiger Verehrung.

Beide Geschwader lassen die Oberbramsegel fallen, verlangsamen noch die schwache Fahrt, scheinen zu überlegen. Vielleicht werden sie einwilligen und die langweilige Flaute im Hafen von Livorno abwarten. Und vor den Augen der Handelsherren, die da oben vom Berge aufs Meer starren, wachsen sogleich wieder die Warenberge, die Hafenmauern, die Schuppen und Krähne; der Altmarkt wimmelt . . .

Beinah mit Andacht bemerken sie, daß noch ein drittes Geschwader — diesmal weiter draußen in See — auftaucht und langsam heranschwimmt.

Aber nur eine Weile dauert das feierliche Vergnügen. Dann kommt Beunruhigung. Man versteht nicht, was das heißt: der Livornokutter stößt plötzlich los. Die beiden Geschwader unter Land setzen wieder das ganze Zeug, ja, sie bringen an Stagsegeln und Fliegern hoch, was irgend Platz findet und machen Fahrt. Das dritte Geschwader ändert seinen Lauf und hält nun steil auf die Flottenspitze zu.

Jetzt setzt der Dämmerwind ein; der kommt von Land und ist ziemlich frisch. Alle drei Geschwader gewinnen plötzlich lebhafte Fahrt; und noch bemühen sich die Leute auf dem Berge, im Wassergeflimmer zu erkennen, was das alles eigentlich bedeutet. Einige bemerken ein mattes Aufleuchten. Eine schwache, weiße Wolke löst sich vom Führerschiff des dritten Geschwaders ab. Aber noch immer erfaßt niemand, was geschieht . . . da, lang nachrollend, dumpf, aus weiter Ferne — der erste Schuß!

Das ist kein Salutieren, sondern ganz etwas anderes! Ganz schnell wissen es alle: Niederländer sind da, und der Kampf ist im Gange. Aber das dritte Geschwader, so fern und so winzig,

liegt eins gegen zwei. In die Gefechtsaufregung der Herren Florentiner mischt sich die angenehme Voraussicht, daß doch wohl auch die siegreichen Briten genötigt sein werden, einige Ausbesserungen vorzunehmen, wenn alles vorüber ist. Der Livornobesuch ist gesichert.

Man beobachtet noch, wie der Niederländer anluvt und seinen Lauf mehr gegen die Mitte der britischen Kiellinie richtet, und wie die englischen Schiffe dicht aufschließen — sicher werden sie demnächst einschwenken und die Niederländer einflügeln; dann sind die verloren.

Das Manöver wird mit Spannung erwartet; aber es bleibt aus. Hastig, wie in Flucht, zieht die lange englische Linie weiter nach Süden.

Da fällt der Landwind; die Nacht kommt.

Die Schüsse werden immer häufiger, der Lärm ist atem- beklemmend; der Luftdruck stößt den Zuschauern fühlbar gegen die Lunge. Dicker Qualm wühlt über das Meer hin; dazu wird es rasch dunkel . . . Von Aufregung durchklopfte Ohren raten durch die Nacht hinunter an dem Getöse herum. Länger als zwei Stunden dauert das Aufblitzen und Krachen. Am Siege der Engländer zweifelt niemand.

Inzwischen ist es Johann von Galen, dem holländischen Admiral aus der Stadt Essen, gelungen, die beiden britischen Geschwader zu trennen, zwischen ihnen durchzustoßen und die Landseite zu gewinnen, genau in dem Augenblick, da der gewöhnliche Tageswind, von See her, die Dämmerbrise von Land wieder ablöst. Jetzt kehrt er die Luvseite hoch dem Feinde zu und kann doppelt so viel Geschütze lösen als der, dessen Kampfbord tief in See gedrückt wird. Dazu verschwinden in der Dunkelheit die holländischen Schiffe vor der bergigen Küste; die Feinde zeichnen sich vor der noch fahlen Kimmung als scharfe Ziele ab . . .

Am anderen Morgen finden die Florentiner Herren die englische Flotte wirklich in ihrem Hafen; aber jämmerlich zerschossen, unfähig auszulaufen und ohne jede Teilnahme für Lieferverträge,

Hafenbau, Zollvereinbarung und ähnliche Dinge, die den Florentinern doch ungemein wichtig scheinen.

Dafür halten die Niederländer den Arno dicht. Und mehrere Wochen lang seufzen Pisa, Livorno und Florenz unter der Blockade, die die englischen Gäste ihnen auf den Hals gezogen haben.

51.



saak Sweers von Amsterdam ist als junger Mann auf See gegangen, hat in mehreren Reisen rasch die Strickleiter der Fahrkunst erklommen und schließlich zwei oder dreimal erfolgreich ein Schiff über die Meere geführt. Als Kapitän hat er sich in seiner Vaterstadt landfest gemacht. Er hat mit ausreichendem Erbe und glücklich Erworbenem eine Schiffswerft erstanden und baut jetzt stattliche Fahrzeuge, vor allem Kriegschiffe. Die letzte Schöpfung seines Helligen ist die „Geduld".

Dies Schiff ist aus den allerbesten Hölzern fast ohne jegliches Eisen gebaut. Die geschicktesten Schiffzimmerleute von ganz Amsterdam haben in den Verbänden, in der Plankenverlegung und in der Herstellung der Kurvenhölzer Mustergültiges geleistet. Der Plan des ganzen Bauwerkes vereinigt in sich alles, was der anspruchvollste Kriegskapitän von einem Dreidecker nur irgend verlangen kann. Aber darüber hinaus hat Sweers mit empfindlich abwägenden Augen der „Geduld" ein wirklich tugendmäßiges Aussehen gegeben. Hier ist ihm gelungen, was er bei zehn oder zwanzig früheren Fahrzeugen vergeblich zu leisten sich mühte, und woran andere Schiffbauer einstweilen nicht einmal denken. An einer Frau sehen diese Kenner sehr schnell die „schlechten Abmessungen": verkümmerte Aufbauten, zu schweres Achterkastell, trägt die Nase zu tief, Spantenverschiebung, zu harte Kurven, die Takelung rutscht ab . . . Aber an ihren Fregatten und Korvetten gleicht der dünne, nackte Enterschnabel

einer dummdreisten Stumpfnase im Jungferngesicht. Dann, nach hinten zu, schwillt der Leib mit großer Plötzlichkeit matronenhaft an, und die Heckpartie ist schier gewaltig. Vor ein paar Jahren erst hat ein Begleiter Abel Tasmans vom Südland ein seltsames Tier mitgebracht, wie es in anderen Weltteilen noch nicht gefunden wurde; inzwischen ist es eingegangen, aber wer will, kann es in ausgestopftem Zustande studieren; man nennt es: Beutelhüpfer. So sind diese Orlogschiffe alten Schlages; die drei Masten scheinen auf ihren dicken, gespreizten Wanten gemächlich einer hinter dem andern vom Kastell weg nach vorn ins Wasser hinunterzuspazieren — ein alberner Anblick. Die „Geduld" ist kein Känguruh und hat keine nach vorn abrutschende Takelung. Darauf ist Isaak Sweers sehr stolz.

Die „Geduld" wird dem Geschwader Witte de Witt zugeteilt, das an Stelle des erkrankten Vizeadmirals der Kommandeur Michel de Reuter führen wird; und Isaak Sweers selbst ist Herr auf seinem jüngsten und schönsten Schiffe.

Erst vor einem Jahre hat er ein junges Weib genommen — ebenfalls von guten Abmessungen. Die sitzt nun einsam im Hause; aber sie hält sich gleichmütig und zuversichtlich. Unerschütterlich ist ihre Gewißheit, daß ihrem Gatten nichts zustoßen wird. Sie kennt seine große Besonnenheit, seine feste Hand, seinen ruhigen Blick. Aber das ist es nicht, was sie so sicher macht. Sie haben kein Kind; und die junge Frau Sweers lebt nur für ihren Mann. Nichts, außer ihm, hat für sie irgendeine Bedeutung. Wäre er nicht da, würde sie sich selbst wie ein Stück Holz vorkommen, wie ein Lappen Papier — wie ein Gütchen, auf dem nichts wächst, nichts gebaut wird, kein Vogel nistet, kein Kaninchen gräbt. Sie hat einmal auf seinem Kutter im Sturm über die Südersee müssen. Er stand am Steuer und hielt die Schoten; darnach blickte sie hin und fand, es sei alles recht gut und behaglich. Die Fock ging davon, die Pinne brach. Die Seen schlugen immer wieder sausend über das Deck weg. In ihrem Ölmantel, hinter der Kajütenkappe festgebunden, blieb sie leidlich trocken. Rings

herum graue, tobende Mauern, eine über der andern. Aber das war ihr gerade recht; sie war mit ihm ganz allein. — Das ist fast ihre liebste Erinnerung.

Ein paarmal des Tages geht sie auf dem Werftplatz herum. Dort schaltet ein alter Obergeselle mit den Leuten. Eine neue Kogge steht schon in den Spanten. Sie scheint ihr nicht so elegant wie die, die Sweers baute. Aber das ist nicht zu verwundern. Daß er selbst nicht mehr zugegen ist, müßte sie traurig machen. Aber sie stellt sich vor, wie er aussah, als er hier oder dort dies sagte oder jenes tat, und freut sich auf den Tag, da es wieder so sein wird, genau so. Das kommt ganz sicher und unvermeidlich.

Andere Frauen, die ihre Männer draußen haben, sieht sie weinen und hört ihren verzweifelten Ausrufen schweigend zu. „Die Arme!" denkt sie dann jedesmal — „sie wird ihn wohl auch nicht mehr sehen." Aber Sweers, der kommt wieder. Und eigentlich ist es doch ganz schön, wenn man so zum zweiten Male Hochzeit feiern kann.

Die „Geduld" hat hundertunddreißig Mann an Bord und ist eines der größten, sicher das schönste Schiff des ganzen Geschwaders. Sie hat unter Martin Tromp eine Zeitlang im Kanal gekreuzt und mit dafür sorgen helfen, daß auslaufende holländische Handelschiffe sicher in den Ozean gelangten. Dann hat Tromp mit seinen Geschwadern — Vizeadmiral Johann Evertssohn, Kommandeur Michel de Reuter und Schulz bei Nacht Peter Florissohn — bei der Insel Ree ungefähr zweihundertundfünfzig niederländische und hamburgische Kauffahrer, die sich da versammelt hatten, abgeholt, um sie heimzugeleiten. Wie die ganze Flotte bei Nordwest, auf ostsüdöstlichem Kurse, an Portland vorbeiläuft, trifft sie dort die englische Seemacht unter Admiral Blake. Es ist gegen zehn Uhr vormittags, am letzten Februar — klares Frostwetter. Das Linnen ist leicht vereist, das Tauwerk bereift. Segel an Segel, leuchtend und feierlich, steht die englische Parade vor der weißen Küste da. Blake greift an, um die Kauffahrer zu nehmen; und Tromp, der ihn auf

nächste Nähe herankommen läßt, nimmt das Gefecht an. Der holländische Flottenchef selbst und de Reuter mit seiner Abteilung kommen zuerst ins Feuer. Da die englische Bestückung besser ist als die holländische, sucht de Reuter so bald wie möglich zu entern. Er bringt seinen „Neptun" einem Engländer längsseit, springt mit seinen Leuten über, wird zurückgeschlagen, greift noch einmal an und erobert das feindliche Fahrzeug. Aber im weiteren Gefecht wird ihm die Prise wieder abgenommen. Die gegenseitige Unterstützung der Holländer bleibt mangelhaft; so sieht de Reuter sich von mehr als zwanzig Engländern umzingelt; aber er schlägt sich durch und vereingt sich mit dem „Straußvogel", den Kornelius Kreuk von Schiedam kommandiert, und mit der „Geduld" des Isaak Sweers; alle drei bekommen mit sieben Engländern zu tun, dann sogar mit elfen. Im schwachen Winde schieben sich die schwerfälligen Kästen, kaum überliegend, um einander herum. Wenn eine Stückkugel ins Segel geht, wackelt der Kahn wie betrunken. Bis gegen Abend dauert das Gefecht. Der „Straußvogel" verliert dabei alle Masten und treibt hilflos ab. Die Besatzung ist fast bis zum letzten tot oder kampfunfähig. Das splitternde Holz ist schrecklicher als die Kugeln, die doch nur ausnahmweise einem Matrosen den Kopf wegreißen oder einem Kanonier die Glieder zerschmettern. Wie Tromp den „Strauß", der so ausgezeichnet gefochten hat, in seinem jammervollen Zustand gewahr wird, gerät er außer sich. „Warum hilft ihm denn keiner? Was sind das für Schandkerle in unserer Flotte! Die lassen einen solchen Helden einfach abschlachten!" Er befiehlt dem Kommandeur Gideon de Wildt, den „Strauß" zu bergen; der bringt auch wirklich eine Trosse über, aber die Windstille verhindert das Abschleppen. Das Deck des „Strauß" trieft von Blut. Da liegen bei achtzig Tote, die Verwundeten nicht gezählt. Die Engländer wühlen schon dazwischen herum und sind beim Plündern. Aber dann heißt es: „er sinkt", und schleunigst wird das unglückliche Schiff sich selbst und seiner blutenden Besatzung zurückgegeben. Die sinkt mit — Stumme und Ächzende.

Die Einheiten sind so klein und die Gefechtsentfernung ist so gering, daß jedes Schiff und jede Besatzung nur solange Wert hat, wie das Herz des Kapitäns fest bleibt. Die meisten halten sich vorzüglich. Aber natürlich sind auch ein paar Schweinehunde darunter. Broder Jaap zum Beispiel ist so ein Preisvieh. Eine englische Fregatte kommt auf ihn zu und will mit ihm anbinden. Aus Angst springt er mit ein paar Leuten ins Boot, läßt sein Schiff im Stich und wird von den Engländern aufgegriffen. Kein Wunder, daß die wenig Schwierigkeiten finden zu entern. Wie sie aber überspringen, läuft ein gemeiner Kanonier, die brennende Lunte in der Hand, zur Pulverkammer und schreit: „Die sollen auch keine Freude daran haben." Worauf die Engländer Hals über Kopf zurückturnen, loswerfen und abschwimmen. Das Schiff ist gerettet. — Kapitän Kleideik, aus dem Briel, wird von drei großen Engländern beschossen. Kapitän Regemorter will ihm helfen und schert an Steuerbord neben ihm ein, so daß Kleideik nach Backbord freie Hand bekommt, den Engländer hier zum Sinken bringen und herumlegen kann. Dann aber bekommt er eine so dicke Lage, daß er eilig abbuddelt, im selben Augenblick, wie Regemorter mit dreißig bis vierzig seiner Matrosen totgeschossen wird. Doch Kleideik springt mit seiner ganzen Besatzung auf den Engländer über, der mit Regemorter Seite an Seite liegt, schlägt sich quer übers Deck durch, kommt auf Regemorters Schiff, übernimmt hier das Kommando und arbeitet so nachdrücklich, daß der Engländer losmacht und abzieht. — Sweers hat inzwischen mit seiner „Geduld" dem Kapitän Poort, der mit mehreren Treffern unter der Wasserlinie am Sinken ist, Luft gemacht, und beide bringen noch rasch zwei Engländer auf den Grund; aber dann wird die „Geduld" selbst abgeschossen und geht in die Tiefe. Der Kapitän und ein paar Mann können sich auf den Engländer hinüberbergen. Isaak Sweers ist hart verwundet. Er tappt bis zu einem aufgeschossenen Taustück am Fockmast; da kracht der herunter, und Sweers wird unter dem Takelwerk begraben . . . Fast alle Holländer

haben die „Geduld“ sinken sehen und das ungewöhnlich schöne Schiff von Herzen bedauert.

An diesem Tage hat die junge Frau Sweers morgens eifrig und fröhlich im Hause gewirtschaftet. Nach Mittage wird sie von plötzlicher Niedergeschlagenheit und Unruhe befallen. Ihr ist, als müsse sie weinen; als habe sie Schmerzen — aber sie weiß nicht, wo. Am Abend berichtet sie ihrem Gatten von der seltsamen, grundlosen Beklemmung und beruhigt sich beim Schreiben. —

Bei völliger Dunkelheit wird das Gefecht abgebrochen, aber am nächsten Morgen, ja noch am dritten Tage fortgesetzt, obwohl Tromp, schon monatelang auf See, mit steigender Sorge die völlige Erschöpfung seines Pulvervorrates erwartet. Dazu sind die zweihundertundfünfzig Kauffahrer eine schwere Behinderung. Aber es gelingt Tromp am Abend des dritten Tages, die Reste seiner Kriegsflotte und was von seinen Schützlingen noch bei ihm ist der feindlichen Übermacht zu entziehen. Er hat nicht gesiegt; aber er ist auch nicht geschlagen.

52.

ines Abends sind Gäste beim Ratkanzler: Kornelius und Maria aus Dordrecht und die Geschwister Bicker: Andreas und Wendula. Der junge Bicker möchte vom Ratkanzler das Schachspiel erlernen. Aber es gelingt ihm schlecht, und sein Gegner behält alle Freiheit, sich an der Unterhaltung des Bruders und der beiden Frauen ohne Pausen zu beteiligen. Freilich bleibt dies Gespräch nur leicht und ohne Belang, wie unter wohlvertrauten Familiengliedern. Die kleine Wendula ist ein wenig unaufmerksam, zuweilen befangen, manchmal ungestüm. Dann lächelt Johannes und wendet sich ihr voll zu; und alle anderen zeigen sich einen Augenblick mit sich selbst beschäftigt.

Obwohl es schon ziemlich spät ist, wird ein Besuch gemeldet — ein Herr, der sich nicht nennen will. Der Diener überreicht dem

Ratkanzler einen verschlossenen Brief — nur wenige Zeilen. Der sonst so zurückhaltende Mann springt rasch auf; gibt Befehl, den Fremden in das Kabinett zu führen und läßt seine Gäste allein.

Noch sind die Leute mit Kerzenanzünden nicht fertig. Johannes de Witt begrüßt den Fremden deshalb ohne Namennennung und lädt ihn zum Sitzen. Sobald sie allein sind, beginnt er das Gespräch:

„Sie sehen mich erstaunt und erfreut, Herr Graf. Was führt Sie zu mir? Worin kann ich Ihnen nützlich sein?"

Graf Wilhelm Friedrich von Nassau hat diesen ungewöhnlichen Gang getan, weil ihn das hinterhältige Treiben ekelte. Er will durch ehrliches, klares Wort das Haus Oranien mit den Staaten übereinbringen.

„Was mich hierher führt? Dreierlei: Meine aufrichtige Bewunderung für Ihre Person. Meine Ergebenheit für den kleinen Prinzen. Meine Besorgnis für Holland und die anderen sechs Provinzen."

„In den letzten zwei Punkten gehen unsere Wünsche und Bestrebungen zweifellos Hand in Hand. Ich bin glücklich darüber."

„Herr Ratkanzler, es darf Sie nicht wundern, daß diese Äußerung mich befremdet. Wir am Hofe sehen in Ihnen den Feind Oraniens."

„Mit Unrecht, Herr Graf. Mich leitet nicht Feindschaft gegen das fürstliche Haus; sondern die Pflicht, seinen Vorteil und den meines Landes im Gleichgewicht zu halten."

„Dieser Pflicht dient jeder von uns. Also hätten wir wiederum die genaueste Übereinstimmung! Aber ich meine, gerade Sie und ich — wir beiden sollten uns doch vor Spiegelfechterei bewahren. Ich wenigstens will ganz offen sein. Es sind Dinge geschehen in den Niederlanden, die Ihnen Recht geben, wenn Sie fürchten, ein Oranier könnte in irgendeiner Zukunft einmal die Freiheit des Landes und des Volkes gefährden."

Er macht eine Pause. Die Unterredung steht günstig, wenn der Gegner beginnt, Ja zu sagen. Aber Johann schweigt. Wilhelm Friedrich fährt fort:

„Deshalb ist Ihr Bestreben darauf gerichtet, in der Person des Kindes, das den Namen vertritt, das ganze Haus von der Einflußnahme auszuschließen, die Ihnen gefährlich scheint. Gewiß. Das ist verständlich. Aber dienen Sie damit wirklich dem Volke?"

Johannes blickt ihn fragend an.

„Jawohl, Herr Ratkanzler! Dienen Sie damit wirklich dem Volke? Ich und meinesgleichen wissen, daß der Krieg um die Freiheit der Meere geht, und um nichts anderes. Aber sollte Ihnen verborgen bleiben, unter welchem Banner das gute Volk seine Söhne und seine Groschen der Flotte zu Diensten sendet? Sollten Sie nicht wissen, mit welchem Hinweis man die abscheuliche Bluttat im „Schwan" vom Haag entschuldigt? Mit welchen Schmähhrufen man die englischen Gesandten zum Lande hinaus geschimpft hat? — ‚Königmörder!' wurde ihnen nachgeschrien. Und in dem armseligen Doreslaar glaubte man ein Sühneopfer für König Karl zu schlachten. Hören Sie doch nur auf das, was alle Sonntage von den Kanzeln schallt — nicht mehr gegen Päpstliche und Lutherische, gegen Anabaptisten und Mennoniten, gegen Juden und Türken predigen unsere Herren Kleriker; sondern allein gegen den blutigen Puritaner, der sich am Gesalbten vergriff. Und dies Volk glauben Sie glücklich zu machen, wenn Sie ihm seine Fürsten nehmen? — Sie sind im Irrtum, Herr Ratkanzler! Blicken Sie sich um in allen Reichen der Natur: jedes Volk will seinen Herrn und Führer. Sogar die Störche verordnen sich einen Generalkapitän, wenn sie auf große Fahrt gehen. Nehmen Sie dem Stock den Weisel — er geht zugrunde."

„Aber wir sind keine Störche und keine Immen! Wir sind Menschen! Selbstwille und Selbstverantwortung ist unser höchstes Glück und unsere höchste Pflicht. Zeigt sich das Volk unmündig aus Trägheit, aus Unwissenheit, aus Mutlosigkeit, was weiß ich — so sind wir berufen, ihm Zuversicht zu geben, seinen Verstand zu wecken und zu belehren, seine Tatkraft zu entketten.

Der Tag muß kommen, da auch der Letzte, Niedrigste in den Niederlanden ‚Ich' sagen gelernt hat. Weg mit der Herdengesinnung! Weg mit dem Knechtsvergnügen, aus Gewohnheit zu gehorchen, statt aus Einsicht! Wir wirken unter einem Volke von Helden und Künstlern; und Sie selbst bewundern es so herzlich wie ich. Was sonst die Menschheit zähmte und niederhielt — dies Volk hat alles abgeschüttelt und fortgeworfen: weltweite Ferne dünkt ihm nicht unheimlich, sondern lockend und schön; das Fremde macht es nicht scheu; im Heimischen ist es fleißig und geduldig, im Schweren stark und zäh, im Feinen klug und zart. Der Wind aus aller Welt dreht seine Mühlen; das Leid und das Glück aller Erdgeborenen seufzt und jubelt mit in allen seinen Gedanken. Dies Volk sei mündig und führe seine Provinzen selbst! Darin mit Bürgern Bürger zu sein, das darf der Edelste sich zur Ehre rechnen und heiße er selbst Oranien!"

Wilhelm Friedrich steht betroffen. Wer ihn nicht genau kennt, hält den Ratkanzler solcher Begeisterung nicht für fähig. Dennoch wagt der Graf seinen Vorschlag: de Witt solle den Prinzen die Ehren und Würden seiner Vorfahren erben lassen. Dann will der alte Nassau selbst sich dafür verbürgen, daß Oraniermacht niemals mehr mißbraucht werde — daß die Versuche, die Moritz und Wilhelm II. wagten, sich nie, nie wiederholen sollen . . .

Aber Johannes de Witt schüttelt den Kopf. Wer kann Maß und Grenze verbürgen bei Springflut, Feuersbrunst, Aufruhr? Wenn sie da sind, tragen sie ihr Ungestüm und ihr Ermatten allein in sich selbst. —

Drüben reden Kornelius de Witt und Andreas Bicker in lebhaftem Streit aufeinander ein. Maria und Wendula hören schweigend zu; die Kleine blickt bedrückt und ängstlich von einem zum andern. Was sie da erfahren muß, macht sie traurig und verzagt.

„Nein," ruft Andreas, „das biedere Volk! — Verschont mich mit ‚Biederkeit'! Der Handwerksgesell trägt seinem Meister das

Werkzeug aus dem Hause, die Stoffe, die er verarbeiten soll, das Holz, das Blei, das Tuch . . . Er stiehlt ihm das Brot aus dem Schranke, das Obst aus dem Garten. Die Pläne von den Baustellen und von den Werften — man knöpft sie unters Hemd und verhökert sie an des Meisters Mitbewerber. Aus den Arsenalen verschwinden die Taue, ganze Persennige; aus den Zeughäusern die Zeltbahnen, das Leder, die Stückverschlüsse; denn sie sind von Bronze . . . Nur keine Weltfremdheit, mein guter Nelius! Das liebe Volk klaut — das ist sein Beruf."

„Sprich nur nicht, die Herren in Börse und Rathaus seien von edlerem Holz! Habgier bleibt Habgier."

Andreas Bicker lacht: „Habe ich denn das behauptet: sie sind besser? Ich kenne doch wohl meine Herren Vettern! Nennst du es anders, als Hochverrat, wenn sie versuchen, Johanns neue Staatsgelderordnung zu hintertreiben? Was ist einfacher und einleuchtender, als den Zinsfuß der Innenanleihen herabzusetzen? Bei des Staates Glück hat ihr Weizen gewuchert — bei des Staates Not mögen sie doch ihren Verdienst um ein paar Gulden zurückschneiden! Johann ist lange nicht scharf genug gegen die Fettbäuche! Hätte ich seinen Einfluß und seine Beredsamkeit, jede beliebige Verzinsung würde ich besteuern, auch zwischen Privatpersonen — auch Hypotheken und jede andere Form der Bodenzinse! Erhöhung laufender Verbindlichkeiten sei verboten. Für neue Zinsverträge werde bei schwerer Strafe ein Höchstfuß festgesetzt! Das alles brächte dem Staate Geld, machte dem kleinen Manne das Leben leichter und wäre viel vernünftiger und gerechter als all die Schatzungen, Kriegsabgaben vom Vermögen und ähnliche Mittelchen, ohne die es nun doch nicht abgehen wird. Aber unsere lieben Sippen und Magen wissen genau, was sie tun, wenn sie den Warenhandel besteuert haben wollen, und nicht den Geldhandel und den Bodenhandel! Sie mögen sich vom Wucher nicht trennen; nur der ist bequem und einbringlich! ‚Bilanzverschleierung' heißt der Diebstahl des Reichen . . ."

Johannes ist längst wieder hereingetreten und hat zugehört. Fast flehend blickt Wendula auf ihren klugen, ernsten Bräutigam, ob er Rettung wisse aus soviel Verderbnis und Elend. Johann spricht:

„Gewiß, Andre, so ist es. Und ganz traurig und heillos wird die Sache erst, wenn man erlebt, wie der eine sich mit der Schmutzerei des andern entschuldigt; und so rutschen sie alle zusammen nur immer tiefer in den Sumpf."

Maria de Witt bemerkt die Verstörtheit der kleinen Bicker. „Gibt es denn garkeinen Weg, der wieder herausführt?" fragt sie ihren Schwager.

„Es gibt sogar zwei Wege," antwortet Johannes; „den einen will ich euch zeigen: beseitigt die Regierungen und Obrigkeiten! Laßt allein die Gesetze! Dann wird das Volk ihren unentbehrlichen Segen fühlen und wird sie erst richtig achten lernen. Gebt jedem Einzelnen die volle Selbstverantwortung für sein Tun und sein Faullenzen! Jede Torheit und jede Schlechtigkeit wird ganz schnell auf den Übeltäter zurückspringen; denn wir sind nur ein kleines Land. Das macht ihn klug, und also: besser. — Eine Hirnlaune? Keineswegs; nur die Vollkommenheitvorstellung dessen, was wir heute Staat nennen. — Auf Erden nie zu verwirklichen? Nein, wie alle Vorstellungen von Vollkommenheit! Ein erreichbar gewordenes Ideal hat aufgehört, eins zu sein! Aber laßt *uns* wenigstens so leben, als wäre der Tag nicht mehr fern, an dem die besonnene, stille Arbeit eines fleißigen Volkes ‚Staat' heißt, und nichts anderes!"

Wendula seufzt tief auf; sichtlich kehrt ihr Geist in freundliche, nahe Umwelt zurück.

Andreas fragt: „Und der andere Weg?"

„Der heißt: Landes Not, Volkes Verzweiflung, Staatsuntergang . . ."

53.



er alte van Messen schleppt sich herum wie ein räudiger Hund. Das heimliche Verbrechen, das sich durch alle Tage hin weiterspinnt, vergoldet seine Finger und vergiftet seine Seele. Er ist zu lange ehrlich gewesen, um auf seine alten Tage Verstellung zu lernen. Bedrücktes Stumpfsinnen — scheues Hin- und Herfahren — böse, häßliche Beißrede. Robert verarbeitet seine eigene, schwere Erfahrung und merkt nichts davon. Aber die Alte merkt es und meint, Abhilfe sei nötig.

Sie denkt, wie die Frauen tun: das Kleid gibt dem Gemüt die Farbe, und schilt über des Alten Vernachlässigung. Der Rock ist abgetragen, die Schuhe sind vertreten. Wollte er doch wenigstens neue Schnallen aufnähen lassen — breite, von poliertem Silber, wie sie seit ein paar Monaten von allen anständigen Leuten getragen werden! „Du hast doch jetzt Geld genug", sagt sie.

Nur das hat Robert gehört; aber es schlägt heiß und kalt über ihn hin. Zum erstenmal kommt ihm ein Bedenken, ob er das Mädchen, das ihn verlassen hat, weil er sie nicht mehr achten konnte, auch richtig verstanden habe. — Vater hat jetzt Geld genug?

Der Alte stöhnt unter dreifach gehäufter Schande.

Eine Zeitlang hat er sein Geschäft mit dem Oraniersendling weitergetrieben; freilich ist nichts Belangreiches zu verraten gewesen. Aber dann hat er — und diesmal war niedriges, erbärmliches Schleichen und Lauschen erforderlich — dann hat er ein Gespräch mit angehört, das van Reuven gewiß mit einem Vermögen erkaufen möchte. Noch hat er nicht gewagt, davon zu berichten; und so betrügt er nun nach beiden Seiten.

Ein nicht eben ansehnlicher Gast ist beim Ratkanzler gewesen — ein Renegat englischer Abkunft, der nun wieder in europäischen Häfen herumliegt, sich je nach Laune als Muselman oder als wiedergewonnener Christ aufspielt und von Heuchelei, Kund-

schafterdienst, Landesverrat und Betrug sein Schandleben fristet. In England pflegt er sich als zerknirschter Puritaner zu zeigen und hat so, durch mehrere Mittelleute, das Ohr des Lordprotektors zu erreichen verstanden. Der Ratkanzler benutzt ihn, um dem Gebieter Englands die Gedanken einzuflößen, aus denen sich der kommende Friede aufbauen soll — Cromwell glaubt, es wären seine eigenen Gedanken. Und wirklich wurde vom holländischen Geschäftträger aus Paris geheim gemeldet, der spanische Resident in Brüssel habe Andeutungen gemacht, das englische Parlament sei möglicherweise nicht abgeneigt, dem verzehrenden und wenigversprechenden Kriege ein Ende zu machen — von zwei Bedingungen freilich könne nichts abgelassen werden. Das sei: das Flaggenrecht und die Ausschließung des Hauses Oranien von allen Staatsämtern der sieben Provinzen ...

Robert beobachtet das seltsame Gehaben seines Vaters mit den geschärften Augen des Unglücklichen; sein Argwohn findet täglich neue Nahrung und schwillt zur eitergiftigen Beule an. Zugleich brennt immer heller und heißer die Sehnsucht nach der Verlorenen. An das Kind denkt er fast gar nicht. Aber das Mädchen, das ihn geliebt hat, tritt jeden Morgen rasch und leise an sein Bett und schmiegt sich über ihn; und seine vergebliche Erregung macht ihn ächzen.

Noch schlimmer ist es, wenn ein sonnbeschienener Baum, ein wehendes Kleid irgendwo im Garten — ein Boot, das an der Leine schaukelt — das Geklirr eines Brunneneimers — ein Kind, das eine Katze streichelt — der träge zitternde Schlag der Turmuhr, das stetige Blinken des ersten Sternes im Abendhimmel — die Gewitterwolken, die hinter dem Wiesenland hervorquellen — und schließlich jede halbgeöffnete Obertür und jeder gründämmernde Laubengang jäh und betäubend ein Erinnerungbild vor ihn hinwirft. Er will auf und davon gehen, um sie zu suchen. Aber da fällt es wie ein Stein auf seine Gedanken: wenn sie dann, gerade dann wiederkäme? Und weiß nicht, was er tun soll. Er hört den Vater abends das Haustor

sperren; das Kreischen des Schlüssels, der harte Stoß des Riegels geht ihm durch und durch. Wenn sie nun kommt, zur Nacht, hungernd und erschöpft, und liegt an der verschlossenen Tür?

54.


ie schwarzbraune Häuserzeile am Rande des Dorfes heißt schon seit alters: der lange Jammer.

Der Gemeindebote, noch schleppfüßiger als gewöhnlich, kommt heran. Man hat ihn beobachtet. Frauen und Kinder stürzen an die Türen. Fenster werden aufgerissen.

Er übergeht das erste Haus und tritt in das zweite. Er ist eine Weile drinnen. Da plötzlich schlägt aufschreiendes Weinen heraus. Und schnell kommt der Alte wieder zum Vorschein.

Die Weiber wollen auf die Gasse vorstürzen, zum Hause der Unglücklichen hineilen. Aber sie sehen, daß der Bote nicht umkehrt, sondern den langen Jammer weiter hinabwandert. Zu wem? Zu wem?

Er tritt in das neunte Haus; und kaum ist er darinnen, so lodert auch dort schrilles Wehklagen in die sanftblaue Luft empor. Schnell kommt der Alte wieder zum Vorschein und macht sich davon.

Die Weiber in der Straße wissen nicht: sollen sie nach links ihrer Neugier, nach rechts ihrem Mitgefühl folgen, oder sollen sie das Fürchterliche, das morgen oder übermorgen auch sie treffen kann, still am eigenen Tisch erwarten? Sie sind verstört und ratlos —

Das junge Mädchen kommt mit dem Korbe eben gepflückter Erbsen vom Gartenland und will über die Gasse weg ins Haus gehen. Einen Augenblick verweilt sie, schaut die Straße hinab, dann auch bergauf — gegen die Sonne, die Hand über den Augen. Am Gang, obwohl der seltsam verändert ist, erkennt sie die Mutter ihres Hochzeiters, die da herabgestiegen kommt. —

Schon wieder? Ist sie nicht vor einer Stunde nach Hause gegangen? Wollte sie doch am Abend erst zum Plaudern herunterkommen? Was ...?

Das junge Mädchen stellt lautklopfenden Blutes den Korb zur Erde und rennt bergauf, der Alten entgegen. Sie weiß schon ... und beide knien mitten auf der Straße voreinander hin und weinen — weinen —

Aus dem getäfelten Zimmer hat man das hohe Bett, den schweren Schrank und alle Stühle entfernt. Die Fenster sind oben offen; unten verhängt. Die Bilder und den Spiegel hat man hinausgetragen. Scharf zeichnen sich die kahlen Vierecke ab, da sie gehangen haben.

In Zimmers Mitte, platt auf dem Boden, lastet ein grauer Bleisarg. Ein paar Gläser und Töpfe stehen herum, mit Blumen — winzig und kummervoll. Im Türrahmen, nicht näher heran an den schrecklichen Kasten, hält sich ein blondes Weib, wirr und unordentlich, wortlos und ohne Tränen. Auf dem Arm ein Kleines. Ein größerer Knabe drängt sich an sie ... dann schleicht er sich fort; denn er muß weinen. Das Kindchen quarrt ein wenig; dann entschläft es. Die Mutter starrt ins Zimmer herein und steht so, lange Viertelstunden —

Die junge Frau Sweers hört lautes Reden der Leute vor ihrem Hause: Bedauern und Klage. Sie will teilnehmen, tritt ans Fenster und fragt. Alle schweigen plötzlich und blicken aus Schlangenaugen zu ihr herauf. Sie wendet sich unwillig ab — wie albern das sei, will sie murmeln; aber unerklärliche Angst macht ihr Urteil scheu und ihren Zorn vorsichtig ... vom Hofe her kommt der Obergesell herein; er spricht leise, die „Geduld" sei gesunken, der Kapitän nicht mit den Gefangenen gemeldet ... „Unsinn!" fährt sie auf, taumelt ans Fenster; die Leute schleichen fort; sie sieht gebeugte Rücken, ein paar fremde Herren kommen ins Zimmer; da fällt sie hin —

55.

Schmäh nicht, Geliebte! Schmäh nicht den Krieg!

Nicht Mörder sind wir, und nicht von Sinnen!

Mein Sohn, mein lieber, kleiner Sohn — nicht verächtlich blick hin auf Geschütz und Klinge!

Den Stahl geschwungen, das Rohr gerichtet — dein guter Vater!

O sag nicht: Schande! — daß ich gestorben bin.

Glaub nicht, was sie sprechen: die waren nur dumm, wohl auch roh, voll Gier und verblendet — das glaub ihnen nicht!

Dein Herz, seidig wie Glas — meins von Kiesel und Eisen: willst du so denken?

Edler sei dein Fühlen, lehren sie dich heut; woher, dünkt dich, dürfen sie das wissen?

Mein lieber Sohn, und du, der Geliebten umgitterte Seele — schämt euch nicht der Toten, und wendet eure Gedanken nicht ab von uns!

„Das ist so schön, und so will es das gütige All: der grüne Krystall aufschichtet sich hoch über unseren offenen Augen. Ziehen die Segel und schatten tief zu uns herab; schenken uns Träume vom Leben und von einst. Machen uns die Stirn nicht schwül; gar nie müssen wir stöhnen. Leise umronnen vom hellen Blut, das den Allgeist nährt — leise, langsam lösen wir uns, fließen wir, schimmern und schäumen leicht und schaukeln, Perlen ohne Körper, ohne Druck, ohne Grenze — noch näher dem Geiste, noch höher zum Licht! Hinziehender Glanz über Gebirg und See. Wie sind wir schön! Wie sehr sind wir selig! Herrlich lohnst du uns, Vaterland!

„Und wir: O trauliches Dunkel! O weiche Statt! In den Adern ringsum, das leuchtet und klingt! O Fleisch der Erde! Mutter-

stoff! Keimüberfülle! Nimm mich hin! Zehre! Verzehre! Laß mich sein wie du! Laß mich lauschen und fühlen, wie du lauschest, wie du fühlst! Das ist so schön — schön wie die lebendige Welt: schüttert ein Huftritt, ein Wagenzug, vielleicht ein Geschütz — Träume vom Leben, Träume von einst. Wonnig träumt, wer nicht fürchten muß, wie bald er erwache. Mitnährer sind wir, Mitformer, Mitwachsende! Aufwärts! Aufwärts! Grüß dich, warmes Licht! Grüß dich, Heimatwind! Licht, bunte Blume — Wind, Wohlgeruch. So schön sind wir nun, ungefesselt und allteilhaftig! Herrlich lohnst du uns, Vaterland!

„Lob ihn, Geliebte, den Krieg!
Nicht Mörder waren wir, nie von Sinnen!
Mein Sohn, mein lieber Sohn: wie ich war, sei du!
Hüte dich, halte dich, und erröte nicht über den Toten!
Denk immer an ihn!
Glüh, glüh dein Herz — Diamant, nicht Glas!
Hoch über mir knattert dein Segel, mein Sohn; weit, weit da oben, mein Sohn, da klirrt dein Pflug.
Verleugnet uns nicht, und schützet das Vaterland!"

56.

Wenn man vom Haag südwärts an der Küste entlangfährt, dann die Neue Maas hinauf, die Alte Maas und den Waalfluß, kommt man nach Dordrecht. Von hier südlich landeinwärts liegt Breda.

Breda ist seit alters Hauptsitz der Oranischgesinnten; und die beiden Fürstinnen wünschen des kleinen Prinzen munteres, freundliches Persönchen dort den Getreuen vorzuführen. — Man hat keinen Grund, Eile der Bequemlichkeit vorzuziehen, und so nimmt die Reise solange wie möglich den Wasserweg.

Gegen Abend, kurz bevor das Kind zur Ruhe gelegt werden soll, kommt man an Dordrecht vorbei, wo die de Witts zu Hause

sind, wo Kornelius regiert. Eben trägt die Kindsmagd den Kleinen noch ein wenig auf Deck hin und her; sie sieht, wie auf der Hafenmauer ein paar Müßiggänger die ruhige Fahrt der herrlichen Fürstenyacht beobachten; und, stolz auf ihr Amt, hebt sie plötzlich den Knaben mit beiden Armen hoch empor, ihn denen am Land zu zeigen. Die erkennen das Kind. Einige begrüßen es mit lauten Hochrufen. So werden andere herbeigelockt; und bald ist der Ufersaum von aufgeregten Menschen besetzt, die fast alle vom Eindruck des Augenblicks hingerissen dem stolz in den Abendnebel entgleitenden Fahrzeug begeistert nachjubeln ...

Wie sie in die umtorte Stadt zurückfluten, ist die Kunde von dem Geschehnis ihnen schon vorausgeeilt. Sie sehen sich von geringschätzigen Blicken empfangen. Die Stadtsoldaten vor der Wache erheben sich von Bank und Trommel, nehmen Musketen und Partisanen zur Hand, pflanzen sich hin und mustern die Vorüberziehenden. Die Hüter der Sicherheit und Ordnung sind dem leicht entflammten Gesindlein ohnehin ein Ärgernis. Hohnworte von beiden Seiten. Gedränge der hinten Stehenden. Ein paar Jungen, ganz vorn, voller Neugier und Übermut, stoßen und zerren einander und prallen gegen die Sperrkette. Ein Soldat flucht, ein Partisanenstiel haut dazwischen; man glaubt, das Handgemenge sei schon im Gange; Steine werden geworfen, eine Muskete kracht in die Luft — Bürgergardisten stürzen herbei; Nachtwächter mischen sich ein, das Gedränge wird unentwirrbar, die Wut heiß. Mit dem Rufe „Oranien! Es lebe der Prinz!" ergießt sich der lärmsüchtige Teil der Bevölkerung in die Hafenstraße, wo Lagerhäuser mit Südweinen, Koloniefrüchten und anderen Gütern zum Einbruch locken. Ein Speicher wird erstürmt. Soldaten und Bürger schlagen scharf los. Verwundete heulen auf. Ein paar Eckensteher und stadtbekannte Radaubrüder werden abgeführt — die ganze Nacht hindurch müssen Plünderversuche abgewehrt, erregte Schreier gewaltsam zur Ruhe gebracht, bedrängte Bürgerleute befreit und beschützt werden — Prügelei vor allen Kneipen.

Erst der helle Morgen schafft wieder Ruhe.

57.

ie Herren Beverning und Neuport sind als niederländische Sondergesandte in London tätig, um den Frieden anzubahnen. Sie haben Schreibgehilfen und Dienerschaft mit sich, einen ziemlich bedeutenden Troß. Briefe, die Staatsangelegenheiten von entscheidender Wichtigkeit enthalten, gehen mit Kurieren über die Nordsee. Aber der alltägliche Schriftverkehr wird durch die englische Post ausgehändigt. Die hat ein Amtshaus am Strand. Jeden Nachmittag muß ein holländischer Gesandtschaftdiener dort den Briefbeutel abholen.

Das Volk von London ist mit dem unnützen Fortgang des charakterlos gewordenen Krieges ebenso unzufrieden, wie das von Amsterdam. Der vernünftige Engländer hütet sich, an Siegesfeste und neue Brandstiftung Zeit und Gefühl zu verschwenden.

„Hier ist euer Sack," sagt der Schaltermann; „seid ihr immer noch nicht fertig?"

„Unsereins erfährt wenig," antwortet der Holländer; „aber ich glaube, jetzt sind sie ziemlich dicht beieinander."

Sie lassen beide einen kleinen Fluch fahren; der gilt den schlechten Zeiten und ist im Grunde nur ein Zeichen der Höflichkeit und des gegenseitigen Wohlwollens; die Unterhaltungsitte erfordert das.

Dann zieht der Holländer mit seinem Beutel ab.

Er ist erst wenige Schritte vom Posthause entfernt, da sieht er seinen neuen Bekannten Juan Savillero daherwandern — schon wieder! Diesmal wird der Holländer denn doch mißtrauisch, bleibt stehen, und läßt den andern sehr kühl an sich herankommen. Savillero ist vom Gefolge des spanischen Gesandten. Er behauptet zwar, aus dem Hennegau zu stammen, und redet wirklich ein ganz verständliches Niederländisch, wenn auch mühsam, mit spanischen und französischen Zwischenworten. Immerhin! Klaus

Pott ist seiner selbst hinlänglich sicher; aber diese häufigen Unterhaltungen mit dem Spanier, dazu noch auf dem Postgange — bei Fremden könnte das schließlich doch Verdacht erregen!

Savillero erzählt sogleich von seinen neuesten Glücksfällen: er ist im Gesandtenhofe zum Packmeister ernannt worden, obgleich er sich erst kürzlich dem Gesinde einreihen ließ. Der Gesandte scheint ihn zu schätzen, und Johannes Savillero weiß selbst genau genug, was er wert ist. Außerdem hat die Herrin ein angenehmes und keineswegs einfältiges Kammerfräulein ... Aber hier bricht Herr Savillero ab und verstummt als ein Kastilier.

Klaus Pott fühlt sich von der ehrlichen und vertrauenvollen Herzensfreude seines spanischen Amtsbruders gerührt und läßt sich ohne empfindliche Gewissensbisse zu einem Vespertrunk einladen.

Wie die beiden in Maiden Lane einbiegen und der „portugiesischen Flasche" zusteuern, prallen sie plötzlich auf einen heruntergekommen und wild aussehenden Mann, der Kopf und linke Schulter in dickem Verbande trägt, aber sonst sehr gesund und überaus kräftig aussieht. Der dringt auf Herrn Savillero los und beginnt, auf spanisch mit ihm herumzuschimpfen. Klaus Pott darf sich in seiner Boteneigenschaft unter keinen Umständen in einen Straßenskandal einlassen; aber er kann natürlich auch seinen neuen Freund nicht den Händen eines Wegelagerers und Straßenbanditen überlassen. Er wirft seinen Postsack über die linke Schulter und macht Anstalten, den Fremden beim Kragen zu nehmen. Der dreht sich plötzlich um, greift sofort nach den Briefen, und Klaus Pott glaubt vom Himmel zu fallen, wie er sich beim Namen gerufen hört und in streng seeländischem Kommandoton den Befehl vernimmt, augenblicklich zur Gesandtschaft zu rutschen und sich beim Hausmeister in Verschiß zu melden. Den Postgang werde man ihm nicht wieder anvertrauen. Weiteres vorbehalten.

Klaus Pott ist so verdonnert, daß er mit krummem Buckel in langen Sätzen davonläuft. — Der Fremde will sich den spanischen Packmeister wieder vornehmen. Aber der, zuerst ebenfalls aufs ärgste verdutzt, lacht jetzt laut auf und schlägt sich die Schenkel mit beiden Fäusten.

„Na, Kapitän, Sie sind wie es scheint auf die Post von Vlissingen ebenso neugierig wie ich" — auch Savillero redet plötzlich seeländisch wie ein Fischer von Walcheren; „ich bin Hans Zaavel von Westkapelle, Herr Kapitän, und habe die ‚Geduld' sinken sehen. Was für ein Glück hat Sie den Haifischen aus den Zähnen gezogen?"

Wirklich! Es ist Hans Zaavel von Westkapelle. — Wirklich! Es ist Isaak Sweers von Amsterdam.

Beide in der Heimat totgeglaubt. Beide durch ihre niederländische Zähigkeit und Schlauheit am Leben. Beide krank und elend vor Begierde nach holländischen Nachrichten. Beide fast verrückt vor Heimweh. Auch Sweers hat sich als Spanier auszugeben und der Gefangenschaft zu entgehen verstanden. — Aber freilich: in Sicherheit sind sie nicht, und das Abenteuer ist bitter und blutig.

Einige Wochen später hat der spanische Gesandte eine Anzahl von Kunstwerken, die er für seinen König sammelte, nach dem Festland zu schaffen. Hans Zaavel weiß es durchzusetzen, daß er als Packmeister der Geleitmannschaft zugeteilt wird. Die kostbaren Güter sollen zunächst nach Brüssel; man beschließt, den Seeweg so kurz wie möglich zu machen; gegen Wegelagerer kann eine Sicherheitwache des Parlaments schützen; und so marschiert der Zug nach Dover ab.

Das ist alles für die beiden Holländer sehr günstig. Aber in Dover, am Abend vor der Abfahrt, werden sie durch einen unglücklichen Zufall erkannt. Man hätte sie wohl aus gutem Herzen mitgenommen; aber ein Caballero, der dem Packmeister um des Kammerfräuleins willen an den Leib möchte, verhindert das und droht mit Anzeige. Zaavel und Sweers müssen flüchten

und sich von neuem verbergen. Das ist jetzt viel schwieriger geworden.

Sie hungern und listen sich ein paar Tage lang in den Wäldern hin. Nachts sind sie an der Küste und suchen ein segelfertiges Fahrzeug; das wollen sie stehlen und sich davonmachen. Sie beobachten ein paar Nächte hintereinander, wie zwei junge Burschen mit ihren Mädchen heimlich einen kleinen Kutter klarmachen, auf dem sie ersichtlich von Rechts wegen nichts zu suchen haben. Ein paar Stunden kreuzen sie draußen herum. Dann kommen sie wieder an die Tonne, bergen das Zeug, das ihnen wohl selbst gehört, und tragen es mit sich fort. — Wie sie in der dritten Nacht mit ihrem Beiboot wieder auf den Strand kommen, springen die beiden Niederländer zu, überwältigen alle vier — leider nicht ganz ohne Geschrei der Mädchen — und lassen sie mit Fesseln und Knebeln hoch und flutfrei am Strande liegen. Man wird sie früh genug finden.

Zaavel und Sweers kommen mit dem Beiboot sicher auf den Kutter, schlagen mit Fiebereile das Zeug wieder an und wollen eben von der Boje loswerfen, da knallt es von der Küste herüber: die Strandwache ist heran, bringt schon ein Boot zu Wasser und schießt. Sweers sieht, wie Zaavel plötzlich hochzuckt und in das Segel hinaufgreift. Dann klatscht es neben dem Boot schwer nieder

Sweers sinkt einen Augenblick starr zusammen, dann hat er den Kutter los, bringt ihn an den Wind und zieht rasch ab in die Dunkelheit, seinen Verfolgern aus den Augen. Der Südwest, der ihn in die Nordsee hinausjagt, wird sehr frisch. Sweers ist in seinem offenen Boot ganz allein, ohne Uhr, ohne Kompaß, ohne Nahrung, ohne Frischwasser ... Wenn er bei Tage den englischen Schiffen zu entgehen vermag, kann er versuchen, das Festland zu erreichen.

58.



ast jeder Brief, den die Herren Beverning und Neuport aus London an den Ratkanzler gelangen lassen, beschäftigt sich mit der Person des kleinen Prinzen und mit dem Hause Oranien. Der Hauptschreiber des Ratkanzlers ist mit „Geheim"arbeit überlastet.

Seinem Amtsherrn, seinen Untergebenen und manchen anderen Leuten ist schon längst ein sonderbarer Umstand auffällig geworden: regelmäßig an den Tagen, da Staatsbriefe nach England endlich fertig sind und abgehen, fehlt van Messen im Dienst; mit immer neuen Vorwänden bleibt er zu Hause.

Von der Oranierseite wird er genötigt, stets so rasch wie möglich die Reinschriften seiner heimlichen Notizen zu liefern; man will imstande sein, sogleich Gegenzüge zu erdenken und zu bewerkstelligen. Er fühlt aus van Neuvens immer schrofferem Drängen, daß er, in Verbrechen verstrickt, jeder Erpressung preisgegeben, nur noch der marklose Sklave Oraniens ist. Er fühlt aus der düsteren Gleichgültigkeit, mit der sein Sohn seinen Erwerb und sich selbst vernachlässigt, daß auch Robert den schmutzigen Handel ahnt und verachtet. Er fühlt aus den Harmlosigkeiten und offenkundigen Irreführungen, die de Witt ihm diktiert, daß der Ratkanzler selbst Verdacht gegen ihn hat, und daß das Schwert des Gerichtes für ihn schon geschliffen ist. Aber wenn er abends die höhnische Verbitterung erlebt, mit der Robert auf die bäurisch einfältigen Ermahnungen seiner Mutter zurückschlägt, wenn er spätnachts den Krakehl mit anhört, den der Junge, betrunken, mit liederlichen Spießgesellen vor dem Hause vollführt — dann fürchtet er keine Entdeckung und keine Strafe mehr. Er weiß: er ist schon entdeckt und bestraft.

Wüßte Johann de Witt als einziger von Messens Verfehlung, er würde den Alten in unschädlichen Dienst abschieben und die Gewissensqual, die man ihm wohl anmerkt, hinreichende Sühne sein lassen.

Aber der alte Mann ist schon nicht mehr zu retten.

In der Bürgermeisterkanzlei ist ganz offen von dem Verrat gesprochen worden, der in de Witts Hause geschmiedet werde. Der Gerichtsherr von Amsterdam hat den Ratkanzler in einer festlichen Abendgesellschaft beiseite genommen und ihm für den Fall einer etwa erforderlichen raschen Verhaftung, die kein Aufsehen dulde, seine Geheimwache zur Verfügung gestellt. Zuletzt muß der Ratkanzler sich von seinen eigenen Leuten einen Vorfall melden lassen, der ernstliches Einschreiten unaufschieblich macht: van Messen ist ertappt worden, wie er sich in de Witts Schlafgemach mit einem großen Schlüsselbunde am Schloß der schwarzen Truhe zu schaffen machte. In dieser Truhe verwahrt der Ratkanzler die Urschriften der Londoner Gesandtenbriefe.

Da muß de Witt den Alten verhaften lassen. Er wird im Haag gefangen gesetzt. Ebenso ergeht es van Reuven und seiner Frau, deren fleißige Mitarbeit am Staatsverrat aus den beschlagnahmten Handschriften bald ersichtlich wird.

Dem Ratkanzler geht die ganze Geschichte sehr nahe. Er möchte wohl die Umstände kennen, die den Alten so weit gebracht haben. Er selbst hat keinen Zutritt mehr bei dem Angeklagten.

Aber seine junge Frau erkundet die Wohnung der Messenschen Familie und gewinnt es über sich, die unleidliche Alte zu wiederholten Malen zu besuchen. So stellt sich denn bald genug der traurige Zusammenhang dar. Johannes de Witt verwendet, was Frau Wendula erfuhr, in längerer Fürsprache zugunsten des Angeschuldigten. Aber er kann nicht hindern, daß van Messen, wie übrigens auch van Reuven, für ehrlos erklärt und des Landes verbannt wird.

Als Wendula erfährt, daß bei der Urteilverkündung auch der junge van Messen im Gerichtssaal anwesend war, setzt sie sich schwer nieder und weint. „Wie schrecklich ist das, Kinder zu haben", sagt sie. Johann ist bedrückt und von ihrer Erregung geängstigt und vermag nichts zu antworten.

er Friede zwischen den beiden protestantischen Freistaaten ist da. Seine Bestimmungen bestätigen, was vor dem Kriege war. Hollands Macht und Geltung bleibt; seine Zukunft ist offen und hell. Noch immer hält britische Zähigkeit den Anspruch fest, die Meere des Erdballs seien englisch, und alles was darin und darauf ist, sei englischem Gebot untertan. Doch das ist eine Redensart; mit ihrer Verwirklichung hat es für diesmal keine Gefahr.

Eins aber ist Hollands Gewinn: Oranien wird von aller Staatsgewalt geschieden, wie Stuart.

Die mit dem Lordprotektor vereinbarte Ausschließungurkunde lautet:

„Weder die Generalstaaten der Vereinigten Niederlande, noch die Einzelstaaten der Provinzen werden jemals den Prinzen Wilhelm von Oranien, den Enkelsohn des letzten Königs von England, oder irgendeinen seiner Nachkommen zum Generalkapitän, zum Statthalter, zum Feldobersten ihrer Landheere, zum Gebieter irgendeiner Stadt oder Festung, zum Admiral oder Obersten ihrer Flotten, Schiffe oder sonstigen Seestreitkräfte ernennen. Vielmehr werden sie jedem in dieser Richtung unternommenen Versuche aufrichtig und tatkräftig entgegenwirken und seine Ausführung verhindern. Für den Fall, daß irgendjemand, wer es auch sei, versuchen und unternehmen sollte, den genannten Wilhelm oder irgendeinen seiner Nachkommen zum Generalkapitän, zum Statthalter, zum Feldobersten der niederländischen Landheere, zum Gebieter irgendeiner niederländischen Stadt oder Festung, zum Admiral oder Obersten der niederländischen Flotten, Schiffe oder sonstigen Seestreitkräfte zu machen, verpflichtet sich der Freistaat England, zur Verhinderung dieses Unternehmens mit seinen Land- und Seestreitkräften jede gewünschte Hilfe zu leisten, zu den Bedingungen, die man alsdann für gut befinden wird."


endula de Witt und eine ältere Freundin ruhen im herbstlichen Garten. Bei ihnen sitzt Johann, an seinen geometrischen Zeichnungen probierend. — Die Frauen reden vom Frieden und von der Ausschließung. „Der arme, kleine Prinz!“ sagt die Freundin.

„Der Prinz?“ fragt Wendula langsam. „Ich denke immer an die beiden Mütter. Die Stuart. Und die alte Fürstin. Sie sind es, die mir leid tun. Und dann wieder ängstet es mich um meinen Mann.“

Johannes lächelt, dann spricht er:

„Ja, die zwei bunten Alten, die schaukeln noch ein wenig in ihren Ringen; ab und zu krächzen sie leise und trübselig. — Ich habe keinen Zucker für sie.

„Aber der Knabe, den wollen wir freundlich bei der Hand nehmen und in unseren Garten führen. Er wird bald genug merken, daß unsere Rosen schöner sind als die Stechpalmen im Hofe seiner Väter. Darüber wird er sich freuen wie wir.

„Ihr habt ja den Cornelius gelesen und den Cäsar, den Plutarch, den Xenophon ... erhebend und belehrend sei, was da steht, so hat man euch versichert. Nun ja, eines lehrt auch diese Art von Geschichte kennen: das menschliche Herz. Also ein Stück Natur. Brandung. Wolkenbruch. Dörrhitze. Und dergleichen. Was aus ihm kommt, heißt: Trieb, Sucht, Begierde.

„Aber laßt sehen: wer war da weise? Wer war ein Held?

„Der Weise lauscht, vorgebeugt über den Abgrund neben seiner firnnahen Hütte, kopfschüttelnd auf die tobende Jagd der Leidenschaft da unten. Dann blickt er in sich hinein und sucht nach dem Unbedingten, nach Gesetz, nach Reinheit; während der Hörnerschall in Fernen erstickt. — Die Bücher erwähnen eines Solchen Namen bisweilen in den Fußnoten; auch ihr habt ihn bewundert und gönntet ihm den Ruhm seiner Güte. Aber fandet ihr irgendwo Gestalt, die seine Hände schufen? Blieb etwas davon?

„Als Helden zeigte man euch, wer alle Sehnsucht seines Volkes und seiner Zeit in tönender Brust versammelte. Dämonischer Glanz zitterte über seinem Schreiten. Das Siegerband mit der Goldschrift ‚Erfolg‘ wickelte er sich um die kantige Stirn. — Die Bücher nannten ihn ‚den Exponenten der Masse‘ oder auch ‚das Handstück am Hebel des Weltgeschehens‘. Es waren Wunsch-Helden, nicht Einsicht-Helden. Und alle Welt lobte sie noch obendrein!

„Einfältig wäre es, zu meinen, die Glaubensgeschichte sei besser, hier töne das Hohe Lied von des Gedankens Fleischwerdung. Wer schärfer hinsieht, erkennt wohl, wie gerade hier von dunklen, ungebändigten Gefühlskräften die Herzen am wildesten klopften, ganz tiermäßig, ganz im Banne wahnhafter Begierde, ganz ab von der Vernunft.

„Nun, Gott sei Dank: die Dame Historia, wie sie in unseren Schulen thront, ist euch verdächtig geworden mit ihrer gewaltigen Posaune. Was sie von sich gibt, ist mehr Lärm als Klang. Auf ihren Tafeln findet sich wenig Sinn und viel Phrase. Sie selbst hockt da als ein Atlasmantel, aus dem ein Geierkopf das Krönlein hervorreckt. — Was bloßer Instinkt ist, heißt bei ihr ‚Tugend‘. Wie kann sie die Menschheit zum Besseren leiten? Ist nicht Besonnenheit über der Leidenschaft? Gerechtigkeit über der Begierde? Vernunft über dem Herzen?

„Wer jung ist, sagt: Nein! Nein! Und ein Sprichwort lehrt: ‚Jugend ist Zukunft‘. Oh, die einfältigen Sprichwörter! Jugend ist der Gegenwart allerkürzester Augenblick. Wartet nur eben — jetzt ist sie schon vergangen.

„Nein. Denken lehrt, was in reinerer Zukunft allein noch Tugend heißen darf. Nichts anderes als dies: niemals — auch im Schlaf nicht, in Krankheit oder Ermattung — nach den Wünschen zu wollen, sondern nur nach der Einsicht. ‚Wünsche‘ — das sind unsere Begierden, unser dumpfererbtes Urteil, unsere Alltaggewohnheit, unser Ahnen und Schaudern, unser Mitleid, unser Stolz, unsere Unglückangst und Todesfurcht;

‚Wünsche‘ — das ist: Verwirrung, Hemmung, Verunreinigung — ist: Sünde.

„Denk nach! Sei klar! Wäg ab! Erkenne, was ist! — Danach handle! Das ist allein die Losung zukünftigen Adels.

„Und wer da sprechen will: ‚Welche Vermessenheit! Was ist Wahrheit? Vernunft betrügt‘ — der gehe in ein Irrenhaus und sperre dem Denkenden nicht das Feld des Handelns! Gewiß: Vernunft ist irdisch, endlich, schwankend, tausendfacher Trübung immer aufs neue ausgesetzt... Aber das ist ja gerade, was uns ‚Pflicht‘ heißt: sie unablässig reinigen, stählen, weiten, erhöhen. Wer dieser Pflicht ausbiegt, der diene seinem Vormund, und rede nicht! Sei immerhin des Menschen Vernunft schwach und untüchtig — sie ist dennoch das Stärkste und Beste von allem, was wir haben. Und jeder Mystiker ist ein Satyr im Meßgewand. Er sagt: ‚Offenbarung‘ und meint ‚Leibesdrang‘.

„Held heiße hinfort nur, wer auch weise ist und gerecht. Groß sei uns die eigengewollte Tat. Berufung von oben und Herdengehorsam haben mit Vernunft und Einsicht nichts zu tun; da waltet kein Held und wächst keine Größe.

„Aber, sagt ihr: die Menge ist schlecht; der Bürger betrügt und schlemmt; der Bauer ist dumm und stiehlt — ja, leider! Aber sie *soll* gut werden, die Menge — weise und tapfer zugleich! Also sei sie vorerst frei, damit sie lerne, was das heißt: Verantwortlichkeit.“

Wendula blickt ihn an und sagt: „Ja, Hans. Ich will daran glauben.“

Aber die Freundin lächelt ein wenig, schließt die Augen und schweigt.


eter Tiemann, Fischer von Husum, und sein Knecht Wulf liegen halbleibs über Bord und bergen das Netz. Der Junge hält derweil das Ruder und wartet begierig, was die Maschen bringen. Dann wieder läßt er, wie des Rudermannes Pflicht verlangt, seine Augen rasch rundum über das Wasser gleiten. Und so mehrere Male. Die Männer ziehen und ziehen. Plötzlich gibt der Junge einen Ruf der Überraschung. Der Schiffer hält inne: „Was ist?" Aber der Knecht zieht ruhig weiter: „Spökenkieker!" murmelt er.

„Ein Boot! Ohne Segel!" ruft der Junge und reckt den Arm hinüber.

Der Schiffer zuckt in den Achseln und greift wieder vor.

Nach langer Weile — das Netz ist drinnen und alles in Ruhe — tritt der Schiffer an den Jungen heran: „Wo ist das Boot?"

Der Fischerkutter lag während des Garnbergens beigedreht; so ist das Boot langsam näher gekommen. Der Junge hat es nicht aus den Augen verloren. Jetzt nimmt der Schiffer wieder das Ruder. Der Kutter wird an den Wind gebracht. Nach ein paar Schlägen haben sie das Boot längsseit.

Eine offene Jolle. Segel über Bord. Der Mast schleppt hinterm Kiel. An die Ducht gebunden ein bewußtloser Mann.

Wäre er ertrunken, sie hätten ihn nicht angefaßt. Aber sie sehen wohl, daß er noch lebt. Sie ziehen ihn herein. Bergen auch den Mast und was an vertüdertem Gut noch zu halten ist, nehmen die Jolle ins Schlepp und laufen ostwärts.

So kommt Isaak Sweers in Husum an Land.

Schlau war er schon immer; und die Londoner Schreckenszeit hat einen Fuchs aus ihm gemacht. Er beschließt, die dänische Grenze hinter sich zu bringen, bevor er seine Sehnsucht nach Holland zu erkennen gibt. So schlägt er sich mit Spanisch und Englisch südwärts durchs Land und strebt auf Hamburg zu.

Zunächst geht es gegen Glückstadt; dann will er zu Schiff die

Elbe hinauf. Aber vor Itzehoe trifft er auf der Landstraße einen jütischen Bauern; der reist mit fünf jungen Edelstieren, die ins Pommersche verkauft werden sollen, nach Lübeck. Sein Knecht ist von einem der gewalttätigen Tiere krank gestoßen und muß im Gemeindespital von Itzehoe liegen bleiben. Sweers ist zufrieden, daß sich wohlverdiente Zehrung findet und hilft die Tiere nach Lübeck treiben.

Reichlich entlohnt streift er ein paar Tage lang, nicht ohne Mißtrauen zu erregen, die Travewerften ab; ein Ratsadlerschießen gibt ihm Gelegenheit, auch der Lübeckerinnen sonderlichen Kleiderprunk mit Verwundern wahrzunehmen. Dann verdingt er sich als Beifahrer einem Fuhrmann, der mit nordischem Stückgut auf Hamburg reist. Der Mann ist hamburg-lübischer Amtspaketbote und muß daher seinen Weg durchs Beiderstädtische nehmen. Beim Zollenspieker pflegt er auf einen Oberländer zu warten, der ihn auf seinem Kahn elbab weiter mitnimmt. — Aber auch von oben her soll es Sweers nicht gelingen, schwimmweise nach Hamburg zu kommen. In Bergedorf gibt es einen Streit mit dem Lübecker. Sweers ist zweifellos im Recht. Aber er opfert lieber einen Teil des vereinbarten Dienstlohnes, als daß er sich vor Amt und Polizei als Fremden auswiese. Er trennt sich von dem Fuhrmann, und wandert an einem Julinachmittage über Schiffbeck der Alster zu. Man hat ihn über die Weglänge nicht gut berichtet; und so ist Mitternacht schon vorüber, wie er vor dem Steintor endlich anlangt. Das ist und bleibt verschlossen. Die Torwache antwortet nicht. Ein Rätelmann singt in entfernten Gassen. Die Ulmen schütteln kalte Tropfen herab, und Fledermäuse taumeln neugierig um den Fremden herum.

Der hätte eine Viertelstunde seitwärts in St. Jürgen wohl noch Unterkommen gefunden. Aber weit und breit ist kein Licht zu sehen. Sweers kennt von früher her wohl den Hafen und das lustige Leben der Neustadt. Aber was da im Norden der Stadt zu finden wäre, davon ahnt er nichts. Im Vorbeiwandern hat er Zimmerplätze liegen sehen. Schon will er dorthin zurück, um

sich zwischen Balken und Bohlen einen Unterschlupf zu suchen; da kommt mit lautem Hallo eine vornehme Gesellschaft vor das verschlossene Tor geritten und gefahren und verlangt Einlaß; einstweilen vergebens. Aber die Leutchen lassen sich nicht abweisen, und so beschließt der Nachtwanderer abzuwarten, wie das Ding sich entwickele. Mit der Torwache wird verhandelt. Drei oder vier Kavaliere geben sich als Söhne Hamburger Ratsherren zu erkennen; aber das nützt ihnen garnichts. Das eigentliche Haupt der lustigen Bande, ein schlanker, jugendlicher Reiter auf sehr unruhigem Schimmel — den Sweers am Zügel zu halten alsbald Gelegenheit findet — redet viel und befehlend auf seine Begleiter ein; beteiligt sich aber nicht an den Verhandlungen mit der Torwache. Seine sonderbare Aussprache des Plattdeutschen und die weibliche Schärfe seiner Stimme fallen auf. Es müssen recht vornehme Leute sein, die da in Nacht und Nebel ausgesperrt bleiben sollen. Sie erreichen, daß die Torwache einen Boten an den Bürgermeister absendet, den würdigen Herrn aus dem Schlafe klingeln läßt und wirklich den Befehl zur Toröffnung beibringt.

Derweil — es dauert immerhin ein Stündchen oder zwei — sind die Reiter abgesessen. Von den Wagen hat man die Laternen, auch Flaschen und Geschirr herabgenommen, und in lauer Sommernacht wird lustig gebechert. Würfel klappern; Dukaten glänzen. Sweers hat sich mit den Kutschern und Reitjungen angefreundet und bald in Erfahrung gebracht, in wessen bemerkenswerte Gesellschaft er da geraten: das ist Christine, die Königin von Schweden, die sich mit ihren Hamburger Gastfreunden im fröhlichen Wandsbek verspätete. — Als schwedischer Kutschendiener kommt Sweers unbeachtet und ungeprüft in die Stadt hinein.

Der nächtliche Zug bewegt sich quer durch die schlafende Stadt, bis zur Michaeliskirche. Dort, am Kraienkamp, vor dem Hause des jüdischen Geldmannes Texeira, wo die Königin wohnt, löst er sich auf. Und Sweers findet ganz unten am Hafentor vor der

Bastion Hans, noch zechende Matrosen und Soldaten, bei denen er den nahen Tag unter Dach abwarten kann.

Das erste, was ihm am anderen Morgenz uhanden kommt, ist ein fliegendes Blatt, gedruckt zu Amsterdam „in diesem Jahr", mit einer genauen und zutreffenden Beschreibung der dreitägigen Seeschlacht bei Portland. Unter den versenkten Schiffen ist auch die „Geduld" mit aufgezählt, und in der Liste der Ertrunkenen und Getöteten liest man: „Kapt. Isaak Sweers, Schiffbauer in Amsterdam." Daneben steht, wie bei manchen andern Namen, aber nicht bei allen: „f. p. o." — Über die Bedeutung dieser drei Buchstaben — die er niemandem vorlegen will, um sich nicht zu verraten — muß Sweers tagelang vergeblich nachsinnen. Er hofft, auf anderen Blättern die Abkürzung ausgeschrieben zu finden. Sein Suchen nach den holländischen Kriegsberichten wird den Gastwirten und Herbergern längs des ganzen Hafens schon auffällig; aber das fördert nur sein Mühen; denn die Leute sind gutmütig und erfüllen nach Kräften den Wunsch des Fremden, ohne sich um seine Absichten zu bekümmern. So findet Sweers denn wirklich zuletzt ein Flugblatt, das von der Schlacht vor dem Tessel berichtet. Da steht groß und deutlich, an der Spitze vieler, vieler anderer Namen, die sich mit der Abkürzung begnügen müssen: „Admiral Martin Harpertssohn Tromp, fortiter pugnans obiit." Ein Chirurgus, der im Hinterstübchen der Kneipe gerade einen verprügelten Matrosen verbindet, übersetzt es, über die Schulter weg, ohne sich über den Tod des Seehelden zu grämen. — Nun ist Holland verloren, denkt Sweers. Aber dann fallen ihm die anderen Namen bei: Florissohn, Evertssohn, Witte de With, de Reuter ... wenn de Reuter noch lebt, ist keine Gefahr!

Daß er selbst für tot gilt, erschreckt ihn nicht; damit rechnet er schon lange. Die Vorstellung des Witwenschmerzes hätte ihn im Anfang irrsinnig gemacht; aber wenn er die künftige Glückseligkeit des von seinem Weibe wohl nicht mehr erhofften Wiedersehens vorzuerleben sich anschickte, dann befiel ihn alsbald eine

bedrückende Andacht, die er nicht von sich tun konnte; und die Erwartung vor dem Wunder, vor der Überfülle der Gefühle, gab ihm heimliche Schauder. — Daß Hildegard auch dem Totgeglaubten die Treue wahren wird, weiß er gewiß.

Er sucht Schiffsgelegenheit nach Amsterdam, Rotterdam oder Vlissingen. Aber zu dieser Zeit gilt der englische Krieg noch immer nicht für beendet, und Hollands Küste bleibt auch den hanseatischen Seeleuten unzugänglich. Nach Flandern zu reisen, kann Sweers sich einstweilen nicht entschließen. So bleibt er, wo er ist.

Solange ihm die Flucht leicht und die Heimfahrt kurz dünkte, hatte ihn der Gedanke gestählt, sein Weib mit unangekündigtem Eintritt blitzhaft aus Trauer und Dunkelheit emporzureißen. Nun aber hofft er schon lange, einen sicheren Boten zu finden.

Von Hamburg aus geht wöchentlich zweimal ein amtlicher Postträger nach Amsterdam. Ihm gibt Sweers einen langen Brief mit. Aber da der Postwagen eben die Wilhelmsburg hinter sich hat und auf die Süderelbfähre laufen will, erweist sich, daß die Schwimmbrücke des hohen Wasserstandes wegen nicht ordentlich beilegen kann; der Wagen muß die vorstehende Bordschwelle überhüpfen. — Dabei bricht eine Achse. Die Fähre wird ein wenig abgedrängt; der Wagen klemmt sich zwischen Land und Wasser fest; ein Briefsack fällt in den Strom; da man ihn mit einem Haken wieder herausfischt, reißt das Gewebe und zwei oder drei Briefe gehen verloren. Alles übrige kommt bald in Ordnung. Der belanglose Unfall wird in der Börse angezeigt. Aber Sweers geht nicht zur Börse und ahnt nicht, daß gerade sein Brief fast als einziger der sonst pünktlichen und zuverlässigen Beförderung entgangen ist.

Auf den Namen, den er einem Matrosenwirt und Heuerbaas angegeben hat, müßte ihm Antwort kommen. Darauf wartet er mit verzehrender Sehnsucht ...

Da seine Barschaft wieder zu Ende ist, muß er Erwerb suchen.

Am Jungfernstieg pflegt ein landfest gewordener Steuermann den Müßiggängern, denen nach einer Alsterfahrt gelüstet, kleine und große Jollen stunden- oder tageweise zu vermieten, auch wohl einen oder zwei Ruderknechte auszuleihen. Sweers gehört zu den Männern, die durch natürliche Gabe überall schnell Zutritt finden. Auf seine erste Meldung hin nimmt der Alsterschiffer ihn in Dienst.

Der ist nicht eben verantwortungvoll und rühmlich, aber gut entlohnt und dazu reich an Behagen. Sweers hat ein Leben und Wirken hinter sich, das stramm herunterrasselte und oft genug bis zum Klingen gespannt war: Ehrgeiz, Pflichtgefühl, Wettbewerb — dann Kampfesrausch und zähes Elend. So war es bis jetzt. Hier, am sanften Flüßchen, inmitten gemächlichen Reichtums, der weder mit Arbeit prahlt, noch ihre Früchte neiderregend ausbreitet; hier, wo keinerlei Abenteuer, kein Geisterstreit, kein Naturspiel, kein mahnendes Denkmal vergangener Größe, kein Gruß aus überirdischen Reichen das Herz beunruhigt, füllt und schwer macht, wo Tugend und Laster sich selbst nicht voneinander kennen, da ja der graue, allewige Regen jedwedes Gesicht und Ding übereinstimmt, aber des Spätsommers raschverglühende Sonnentage auch dem lumpigsten Eckensteher zu biederen Regungen verhelfen — hier hat Sweers in silberner Morgenstunde ein paar lackierte Lustboote abzuplätschern, eine Flagge zu nähen, ein Garn zu spleißen. Zwischendurch sieht er nach den Schnüren: für jeden Aal stiftet der Schiffer einen Dreiling, für jeden Karpfen einen Groschen. Das Hamburger Bier ist sehr gut; nicht ohne Sinn heißt man noch immer ein um das andere Grundstück der Stadt ein „Brauerbe". Wenn die Nachmittagruhe vorüber ist und der Sonnenschein anfangen könnte, langweilig zu werden, kommen die Wasserfreunde: ein junges Ehepaar, das sich herumrudern läßt; ein paar Schüler, die unter Aufsicht segeln lernen; eine bunte Gesellschaft, die mit Lauten und Flöten, mit Körben voll Blumen, Wein, Gebäck und Rauchfleisch und mit farbigen Laternen bis in die tiefe Nacht hinein

innerhalb der Tore, und doch nicht in Mauerenge, lustig zu sein das glückliche Bedürfnis fühlt ... Wenn er selbst dazu geneigt ist, lassen die Leute den fremden Mann, obwohl sie ihn als Ruderknecht beschenken, wie ihresgleichen teilnehmen; seltsam genug, wie rasch und sicher sich das zu fügen pflegt; und doppelt seltsam, daß seine Mitknechte, denen dergleichen Freiheit nie gelingen dürfte, sich weder verletzt fühlen, noch vorlaut werden.

Bisweilen aber hat es seinen Reiz, stummen Gehorsam zu spielen, ernsthaft wie ein Verschnittener — es gibt auch in Hamburg fade Naslöcher, die nicht einmal beim Niesen Charakter verraten. Hat der Fremde solche Gäste im Kahn, dann am allerinnigsten fühlt er sich dem flirrenden Wasser verwandt, und in seinem Herzen klingt, eintönig und entfernt, nichts als der gleichmäßige Ruderschlag; die Sonne ist ein Federbett; und die Soldaten und die bunten Raubtiere und die schönen, großen Schiffe bewegen sich irgendwo draußen, in dunkler Weite.

Mit einigen Kindern ist Sweers so befreundet, daß sie ihn täglich am Steg besuchen und sich stundenlang, wenn nichts zu tun ist, erzählen lassen; dafür geben sie dann ihrerseits mancherlei Aufschluß, über Namen und Nistgelegenheit der Alsterschwäne, über die Ratwahlaussichten dieses Kaufherren und jenes Rechtsgelehrten, oder über das Kanzelgezänk, das gerade im Schwange geht ...

Nachricht aus Holland bleibt aus. Und noch eine blinde Stelle findet sich in dem blankgeputzten Glasbilde: nur selten noch, und meist erst spät in der Nacht, findet Sweers Gelegenheit, nach dem entfernten Hafen hinunterzuwandern und nach den Schiffen zu fragen, die gen Westen fahren.

Eines Tages, und dann bald darauf noch einmal, und dann morgens und abends, kommt eine seltsame, herrliche Frau vom Gänsemarkt her über den Jungfernstieg geschritten, begibt sich auf den Steg, wählt ein Boot und einen Ruderer; und immer wählt sie den fremden Mann, der soviel älter ist, als die anderen

Knechte, der soviel zuverlässiger und gediegener aussieht und — erfahrener. Sie ist schlank, stattlich, vornehm, und von so geheimnishafter Schönheit, wie ein Weib aus reichem Erzväterhause nur immer sein kann.

Wenn Sweers rudert, sitzt sie ihm gegenüber, und ohne ihn anzublicken, spricht sie zu ihm. Ihre Stimme klingt traumdunkel und weich; der Fremde lauscht im Anfange nur immer auf den Ton, nicht auf die Worte. Und es ist wohl auch mehr ein Selbstgespräch, darin die merkwürdige Frau sich ergeht.

„Da ist der Plan," sagt sie, „da ist der Dreckwall, da ist der Jungfernstieg, das Kuppeldach ist von Sankt Gertruden, und jene Pappeln da hinten entwuchsen der Bastion Ferdinandus. Die Namen klingen nicht reizlos. Aber die Dinge selbst, wie sind sie nüchtern, alltäglich, ohne Inhalt und ohne Kraft! Wer kann leben mit so platter Nichtigkeit? Was sind das für Wesen, was für Gehirne? Infusorien. Polypomedusen. Hexaktinien ... Es ist so; aber niemand kann sich das vorstellen: die blaue Flut rauscht herüber von Indiens Strand, hinaus in die Unermeßlichkeit; der Wind, der aus Arabien herweht, streut ihr Diamanten über das Gefieder; die Nacht singt, und rosenfarbene Fische schneiden zauberhafte Linienkörper aus gläserner Welt heraus ... aber das Korallentier klebt sich auf seinen Nachbarn, verdaut, vermehrt sich, scheidet aus und verkalkt. Und so fort und fort durch Jahrtausende. Das Riff wächst. Es zerbricht den Pfauenspiegel der Unendlichkeit — ein steinernes Denkmal der Geistesarmut, der Schollgebundenheit, des selbstbefriedigten Hausbackstumpfsinns. Unwillig schäumen die Fluten auf. — Begreifst du das?

„Die Perle spricht: mein Vaterland bin ich. Von Welt zu Welt gleitet sie hin und her auf der Schlange glattgeflecktem Rücken. Wo der Mond duftet und Palmen leuchten, steigt sie auf, öffnet ihr Schlößchen und genießt den Strahl, der liebend in sie eindringt, und fragt nicht nach Heimat und Urkunde. Verdämmert das holde Licht, da schließt sie den Stein um sich her, achtlos des

Sinkens, Gleitens und Wanderns; und niemand ist ihrer Herr . . . Jetzt ist mir wohl. Rudere nicht mehr! Hier, dies ist meine Heimat. Dies ist die Stunde, da ich edel bin . . ."

Immer noch schaut sie den Fremden nicht an. Aber dessen Blicke sind an ihren klar gemeißelten Mund verzaubert und rühren sich nicht.

„Was wir zu wollen glauben, ist alles nur Vorurteil; das schafft viel Not und Sorge. Was wir mit Haut und Blut begehren, das allein reift uns entgegen, süß wie Erdbeeren, und macht uns in Seligkeit gut und vornehm", so klingen die Worte der Jüdin.

Ein andermal spricht sie: „Heute stand ein Dieblein am Kaak und war still vergnügt, wiewohl die Tugend ihn roh beglotzte. Morgen wollen sie einen brandmalen, der hat die übermenschliche Seligkeit der Notzucht genossen. Wie schön sind die fleckigen Blumen, die aus dem Sumpf aufquillen! Wie schmählich ist die Dienstbarkeit von Klee und Heu und derlei Spießerkraut! Davon steht geschrieben: ihr kommt aus Miste und zu Miste sollt ihr werden! Glück auf, ihr Gerechten! Der Kuhdarm ist euer ‚jüngstes Gericht' — und in wahrer Gestalt, in eures Wesens echtester Erscheinung begrüßt euch bald der neue Tag. — Hast du bei Nacht den Moder leuchten sehen? Oh, wieviel zarter und geheimnisvoller als Mond und Unschlitt und Biederkeit! Das Schönste aber ist die Brandstiftung!"

Und wieder einmal: „Wenn wird der keusche Josef sich's endlich getrauen? Draußen vor dem Dammtor. Sicher und einsam unter den Kastanien. ‚Sonja Durlacher' steht am Gatter geschrieben: das ist mein Name. Grauen und Wollust werden über dich hinrieseln, wenn mein Affe ins Tuthorn bläst. Vormals hat er Tuche gerissen und Knöpfe gezählt. Aber er ist sehr treu. In meinem Bette nisten allerliebste Häslein; sie sind weich und geräuschlos. Hinten vom Garten her hörst du meine Sumpfhühner gröhlen; die machen unentwegt Stimmung . . . Wann kommst du denn? Heute zur Nacht? Wir haben Neumond. Aber drinnen im Hause glimmt der Schwefel von Asien; da wird dir

hell werden, mein Freund! — Und staunen wirst du, wie es knirschend und traulich wimmelt an den Wänden; ‚erkennen' wirst du — denn das Licht leuchtet in der Finsternis ..."

Sweers versteht von alledem gar nichts; und das sonderbar verputzte Getier, das in Sonjas Hause bald mit Gemurmel, bald mit ekstatischer Litanei herumgeschäftet, läßt ihn gleichgültig. Sie selbst aber ist Brand und Balsam; Allvergessenheit und berauschtes Selbstgefühl zugleich. Sie möchte ihn wohl halten. Aber sobald der Morgen dämmert, kommt er durch den Garten, und des Gatters Klappen läßt die rauchbewegten Laternenbilder, die noch in seinem Hirne schaukeln, sogleich ersterben. Und dann: Leid und qualvoller Gegenschlag; ein Quell blutender Wehmut springt in ihm auf, treibt ihn zum Hafen, macht ihn irren und suchen ... aber die geliebte Flagge sucht er noch immer vergebens. Er steigt auf die Bastion, blickt über den Strom hinüber ins flache, grüne Land; und der Rauch aus den Hütten hinter den Deichen macht seine Pulse zittern und trübt seine Augen, und die kleinen Windmühlen in der Ferne bohren ihren fleißigen, holländischen Flügelgang schmerzhaft in sein Herz...

Das ist, als schlüge verzweifelte Faust die grünliche Flasche von innen entzwei, die ihn umkerkert: so kommt er auf eine Bark von Antwerpen und segelt gen Flamland. Der erste Sturmvogelschrei über wellab schießendem Bug jagt den Singsang der Zauberin für immer aus seinen Ohren.

Die Barschaft, die er von der Schelde an Land trägt, wird hinreichen, anderen Tages bei der Pferdeschau auf dem Großen Platz ein Roß zu ersteigern. So wird er in zwei Tagen nach Amsterdam kommen. Sicher wird es ihm gelingen, irgendwo in Wald oder Heide die spanische Grenzwache zu umreiten. Alle seine Gedanken hasten der Heimat zu.

Den schleichenden Tag hinzubringen, wandert er das Scheldeufer hinauf und kommt zu einer Schiffswerft, die er nach Namen und Ruf wohl kennt. Über die niedrige Planke hinweg sieht er die Helligen, neugestreckte Kiele, Spantengerippe und fast see-

fertige Koggen. Mit Freude und Verdruß zugleich gewahrt er, daß man hier seine letzten, besten Gedanken mitgedacht hat. Er findet ohne Mühe Zugang, wagt es, den Zimmerplatz zu betreten und das Schiff, an dem da gearbeitet wird, näher in Augenschein zu nehmen. Der hohe Bug, die zurückgeschobenen Masten, die Bordschweifung, die hochangesetzten Wanten — kein Zweifel: was er in seinen letzten Bauten anstrebte, das scheint diesen Leuten gleichermaßen begehrenswert. Die Leistung ist geschickt und verheißungvoll.

Überall klingen niederländische Rufe und Worte um ihn. Das ist fast die Heimat; aber dem Empfindlichen bleibt in jeder Silbe das Klirren der spanischen Fessel mit vernehmlich. Lähmend ist das und aufscheuchend zugleich.

Ein älterer und ein jüngerer Mann stehen plötzlich neben ihm. Er fühlt: die Herren der Werft, Vater und Sohn. Das sind die Leute, die seine Pläne so gut verstehen, seine Brüder in Geist und Beruf. Und echte Niederländer, er weiß es von ihrem Namen und sieht es an ihrem Wuchs. Aber er bezwingt sich, gibt sich nicht zu erkennen und redet nicht vom Handwerk und vom Vaterland. Wachsam wurde er auf langer Irrfahrt und vor Fremden listig.

„Sie scheinen kurvenverständig und nicht aus diesem Lande?" so redet der Ältere ihn an — mißtrauisch wohl, doch ohne Drohung.

„Ich kenne diese neue Bauart und finde sie gut" antwortet Sweers.

„Dann sind Sie von Amsterdam? Man habe da Ähnliches versucht, hörte ich sagen."

„Ich war mit auf der ‚Geduld', als sie sank."

„Ah! — Und Meister Isaak? Kannten Sie den?"

„Gewiß — den Kommandeur! — Ein schönes Schiff, und diesem nicht unähnlich."

„Man hat uns davon erzählt", antwortet der andere, unsicher, ob ihm die Anerkennung schmeichelt oder der Nachweis der

Nachahmung abträglich ist. „Schade um den Meister! Er ist umgekommen vor Portland?“

„Sein Weib nennt sich Witwe.“

„In Amsterdam haben sie ihn nicht verstanden. Aber er hatte recht. Nun, wir werden es noch besser machen.“

Der Sohn fürchtet, daß der Alte zuviel preisgeben könnte, und lenkt ab: „Besser für den Mann, daß er hinüber ist. — Sie waren noch nicht wieder in Holland?“ Allzu ersichtlich ist Sweers Flüchtling und Landfahrer.

„Nein. Ich hoffe nun endlich heimzukommen.“

„Sie werden sich wundern, lieber Freund.“ Der Alte wendet sich zum Gehen. Zu seinem Sohne sagt er noch: „Ja, das kannst du wohl sagen: besser für ihn und uns. — Führ den Herrn ein wenig herum. Vielleicht kann er uns noch einen guten Rat geben.“ Die beiden lächeln, und Sweers fühlt deutlich, wie sehr seine Gegenwart ihnen unlieb ist.

Im Gehen spricht der Jüngere: „Wenn ich Ihnen raten soll, lassen Sie andernorts nicht merken, daß Sie das Handwerk kennen. Die Spanier haben viel Zuneigung zu Leuten, die den Schiffbau verstehen, und lassen sie nicht gern wieder von sich.“

Dieser Warnung hätte es schon nicht mehr bedurft. Aber: weshalb wäre ihm besser, tot zu sein, als heimzukehren?

Während all der langen Monate, in Gefangenschaft, in Feindesland, auf Flucht und Irrfahrt, in Gefahr und Sehnsucht — immer hat frische Zuversicht, unbekümmerter Wille ihn getragen. Jetzt, nahe der Heimat, befällt ihn Kleinmut. Verödet sieht er seinen Zimmerplatz, seine Werkstatt verfallen. Hinter blinden Scheiben unheimliches Glimmen. Der Klopfer ruft keine öffnende Hand herbei. Ein räudiger Hund flieht geduckt über die Hofstelle ...

Es dunkelt. Sweers will sich einen Gasthof suchen. Ihm graut vor der einsamen Nacht. Aber er wendet sich der Stadt wieder zu.

Hier draußen ist Gemüseland; hier sind Bleichplätze und Sandgruben.

Unter dem Wegweiser steht eine junge, vergrämte Frau. Neben ihr ein schwerer Korb voll nasser Wäsche. Sie müht sich, ihn wieder zu heben, und Sweers hilft ihr. Eine Weile schreiten sie beide nebeneinander stadtwärts.

„Dies ist die Richtung auf Holland", sagt sie. „Und so immer weiter, da kommst du nach Amsterdam."

Sweers erschrickt. Erkannte sie ihn? Oder sprach ihre eigene Sehnsucht? „Da wanderst du hin?" fragt er.

„Heute nicht, aber bald," antwortet sie, „und dann sterbe ich."

„Was zieht dich?"

„Es ist eine Hecke bei Amersfort und eine verlassene Mergelkuhle. Da beginnt der Torfstich. Bei den drei Wachholderspitzen besuche ich mein Kind. Ich erzähle ihm von Holland und vom Rhein, wo die Reben an heißen Mauern wohnen. Dann gehe ich weiter."

„Wie heißt du?" fragt Sweers.

Sie bleibt stehen und blickt ihn an: „Kornelia. — Ich bin nicht hinter den Deichen geboren. Aber ich habe salzigen Tang gegessen und auf den Stranddisteln geschlafen. Hollands Bitternis brennt mir in allen Adern. Um was man geweint hat, nur das liebt man." Sie beginnt wieder zu wandern.

„Warum reisest du nicht heute?" fragt Sweers.

„Ich arbeite und spare. Wer wandert, muß essen. Die Bettlerin dünkt den Männern am Wege wohlfeiles Quartier."

Jetzt spricht sie nicht mehr und geht rascher voran.

Wie sie einem Hofe vorbeikommen, aus dessen Zaun ein Soot aufragt, sagt Sweers: „Mein Rücken ist krank und mag sich nicht biegen. Mich dürstet. Willst du den Eimer heben?"

Und wie sie den Korb abstellt, sich über den Brunnen neigt, den Eimer schwenkt und niederfahren läßt, schüttet er rasch seine ganze Barschaft zwischen das feuchte Leinen. — Davon hat sie nichts bemerkt.

Sweers trinkt, lädt ihr von neuem den Korb aufs Haupt — und blickt ihr nach...

Sweers braucht nun den Roßmarkt nicht mehr zu erwarten. Noch in der gleichen Nacht wandert er nordwärts.

62.

Bald nach der Unterzeichnung des Friedens mit den Niederlanden ist Großbritannien in kriegerische Verwicklungen mit Spanien geraten. Aus diesem Anlaß haben sich die gewaltsamen und entehrenden Schiffsdurchsuchungen, die die englische Flotte sich an holländischen Kauffahrern erlaubt, und die schon früher die holländische Schiffahrt schwer bedrückten, zum Unerträglichen gehäuft. De Reuter, als Geleitführer im Mittelmeer hat eine geheime Anweisung erhalten, sich solchen Durchsuchungen zunächst mit Höflichkeit, im dringlichen Falle aber mit aller Gewalt zu widersetzen. Doch die Sanftmutschwärmer und Anhänger der Backenstreichmoral haben es durchgesetzt, daß dieser Erlaß zurückgezogen wurde. — De Reuter schreibt an die Generalstaaten:

„Herr Couverden, der Abgesandte Ihrer Hochmögenden hat mich wissen lassen, daß Sie es für zweckmäßig erachteten, den Geheimerlaß vom 3. November zu widerrufen. Dies ist befremdlich und unerträglich für jeden, der die Ehre hat, dem Lande zu dienen. Denn es ist vorauszusehen, daß wir uns so eine offenbare Erniedrigung zuziehen werden, wenn wir am wenigsten daran denken. Die Folge wird sein, daß wir vor unseren Kaufleuten und vor unserem ganzen Volke als Feiglinge und als Männer ohne Ehrgefühl dastehen werden; denn unter diesen Verhältnissen ist es einfach unmöglich, einen Geleitzug zu schützen. Der kleinste Engländer wird uns beleidigen dürfen und nach seinem Belieben unsere Schiffe durchsuchen, wird sie sich unter irgendeinem Vorwand aneignen und uns noch obendrein als erbärmliche Prahlhänse behandeln, was für einen Mann von Herz, dem die Ehre etwas gilt, schwer zu ertragen ist. Ich will deshalb hoffen, daß Ihre Hochmögenden einen besseren Ent-

schluß fassen und uns sobald wie möglich zukommen lassen werden. Wir sind bereit, mit dem ersten günstigen Winde in See zu gehen und zeichnen inzwischen ... usw. Gegeben auf dem Tessel, am sechzehnten Dezember Eintausend sechshundert und fünfundfünfzig."

63.

Die Landstraße von Hengelo nach Oldensaal kommt ein dicker, alter Mann hergewandert, langsam, etwas torkelig, mit kleinen Schritten. Er blickt vergnügt umher. Die steilsengende Himmelsglut bedrückt ihn nicht. Die zerrissenen, kaum geflickten Hosen baumeln wie Säcke um seine Beine herum und schleppen im Staube nach. Statt eines Rockes hat er eine lange Roßdecke um den Leib gewickelt und festgebunden; vom Gurtstrick hängt ein verrosteter Türkensäbel herab. Seinen Kopf soll eine hohe, zerdrückte und abgeschlissene, übrigens ganz schattenlose Haube zieren. Auf Zierrat ist der struppige Alte auch sonst sehr erpicht, trotz der Schmutzkruste, die ihm Haut und Kleidung gleichfärbig überzieht; von seinem Leibstrick hängen, wie Armesünder vom Dreibein, fünf oder sechs Katzenleichen herab, mit vergnüglichem Schlottern; und eine lebendige Ratte, an langer Drahtkette, sonnt sich auf dem Nacken des Alten; das ist sein Schoßliebling. Ein Rattenpärchen haust auf langer Stange im Gitterkorb. Der Kasten auf dem Rücken des Alten enthält die bösartigen Körner und Pülverchen, die er den Dörflern zu verkaufen pflegt — Ratten, Wildkatzen, Marder, Fischottern werden damit bewirtet. Aber lohnend ist das Gewerbe für den ehrlichen Handelsmann erst, wenn ein Bauer oder Müller oder sonst jemand der Ansicht wird, seine Angetraute habe des irdischen Lebens nun genug genossen ... Wieviele Zufälle kommen von Rattengift und Katzenköder! Aber Rattenklaas weiß genau, wie die Sache zusammenhängt; und er ist ein erbarmungloser Mitwisser.

An eines Kornfeldes Rande bleibt er stehen. Leises Pfeifen. Aufmerksames Nachdenken. In der Ährenflut öffnet sich, kaum spürbar, eine Furt. Jemand hat in der gelben Wildnis Versteck gesucht, und die Spur ist ganz frisch. Rattenklaas sucht im Kräuterboden begierig die zweite Fährte, das Schmaltier. Davon ist nichts zu sehen; aber der Alte bleibt gleichwohl überzeugt, mitten im Kornfeld einen vergnügsamen Zwiespruch überraschen und ein Schweigegeld erpressen zu können. Seinen Stangenkäfig legt er am Feldgraben nieder und schleicht geduckt den niedergetretenen Halmen nach. Ein paar Schritte; dann steht er wie ein Hühnerhund, einen Fuß nur halb aufgesetzt, den Hals vorgereckt, stammstill...

Aber kein Zweifel! — Ärgerlich richtet er sich hoch.

„Verdammter Lümmel! Kriecht durchs Korn, als wenn... und ganz allein! Alberner Bengel!" Und noch einiges Geknurr.

Eine Angstfratze starrt dem Alten entgegen. Blaß, wirr, rote Augen, halbverschlafener Rausch. Junge, kräftige Glieder, verlottert und entehrt.

„Raus da! Faulenzen am hellen Mittag! Hast du keine Arbeit?"

„Nein", antwortet der Jüngling, kleinlaut wie ein Schulkind; erhebt sich, folgt dem Alten auf die Landstraße.

„Wählen: Anzeige im nächsten Dorf oder Diensteintritt bei mir! Kann dich brauchen. Kräfte hast du ja genug."

Der Junge läßt sich von des Rattentöters Gewerbe erzählen, vom Herumziehen, von nächtlicher Arbeit in Vorrathäusern und Obstkellern, von Abführmitteln und Liebestränken, von geschenkten und freierwählten Vergütungen...

„Was treibst du denn jetzt?" fragt der Alte.

„Ich suche eine."

„So aufs Geratewohl?"

„Ja."

„Das kannst du bei mir auch haben. Wer bist du denn eigentlich?"

„Mußt du das durchaus wissen?" Der Junge lacht mit Ekel. Er ist jetzt ganz wach und sieht sehr wohl, um was es sich handelt.

„Keine Sorge, Krötenbaas! — Wir passen zueinander, wenn es dein Gewissen erlaubt. Bei uns zu Hause lebt man vom Landesverrat.“

„Teufel!“ grinst der Alte. „Da werde ich dir auf die Finger achten, mein Söhnchen. Rattenmord ist ehrlich!“

64.

ie Wanderung von Antwerpen heimwärts ist Mühsal und Mißgeschick. Reiseverdienst, wie in Holstein, findet sich nicht. Die Stiefel fallen in Fetzen von den Füßen. Haar und Bart sind längst waldstruppig verwildert. Nun kommt der Schmutz, die Livree des Elends. In der Nacht wird ihm der Leibrock gestohlen, den er nach schwerem Gewitter über einem Heulager zum Trocknen aufhängte. Fast am Ziele seiner Fahrt trifft ihn das Bitterste: das Betteln vor den Wirtsküchen, das Nächtigen hinter Schloß und Riegel, in Spritzenhäusern und festen Kirchtürmen. „Wer bist du?“ — „Fahrender Handwerker.“ — „Gewerbe?“ — „Zimmermann.“ Wer glaubt das? Zimmergesellen sind noble Burschen. — „Verdammtes Kundschaftergesindel! Lauter Zigeuner und Geusen!“ sagt der Büttel in spanischem Sold, und spuckt vor sich hin.

In St. Leonhard sieht Sweers zwei Bürger von Amsterdam, Werftherren wie er selbst, aus ihrem Reisewagen absteigen. Er macht sich in die Kutscherstube des Gasthofes, in dem sie nächtigen wollen, und harrt, was die Gelegenheit bringt. Seinen Namen nennen, in diesem Zustande — eine unerklärliche, ihm selbst im Grunde verächtliche Scheu hält ihn davon zurück; vielleicht auch die listige Witterung, die das Freiluftleben ihn lehrte.

Er wartet auf dem Hofe. So fügt es sich, daß einer der Herren herauskommt und sich von ihm den Abtritt zeigen läßt. Wie er fertig ist, macht Sweers sich wieder an ihn. Er habe gehört, die Herren seien von Amsterdam. Ob er sich eine Frage oder zwei erlauben dürfe.

Der Herr schenkt ihm einen Stüber und wartet mit Freundlichkeit.

Er sei Schiffbauer und wolle in Amsterdam auf Arbeit. Wie es damit stehe? Man habe ihm in Antwerpen des Meister Sweers Werftplatz gerühmt . . .

„Sweers? Ach du lieber Gott!" sagt der Herr.

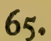
„Ich weiß, der Meister ist tot. Aber es hieß, sein Werk baue weiter."

Nun, er möge es versuchen; vielleicht gefalle ihm das Treiben. Früher habe man prächtige Orlogsegler allda vom Stapel gelassen. Dies sei nun ein arger Gegensatz.

Der Amsterdamer will gehen. Aber trotz aller Selbstbeherrschung ist Sweers so ersichtlich betroffen, daß der gutmütige Mann noch ein paar Worte daran wendet:

Es gebe ja noch Werften genug. Er werde eben anderwärts unterkommen. Dem Himmel sei Dank, daß noch nicht allerorten die Muskete als ein Teufelschwanz angesehen werde und ein ehrliches Schiff als ein Kutschwagen der Hölle: Mannestum stehe freilich niedrig im Preise derweil in Holland. —

Und Sweers beschließt, als unkenntlicher Bettler in sein Haus zu treten und dem Übel, das man ihm androht, ins Auge zu blicken.



65.



Im Gebälk der Hebebrücke draußen überm Kanal lehnt Johannes Six, der Bürgermeister der Stadt. Lange blickt er unbewegt das schnurgerade Ufer entlang, gebannt von dem langsamen Verschwinden des Schleppgespannes, hinter dem sich vor einer halben Stunde hier diese Brücke wieder senkte.

Über das Los der Treidelschiffer und ihrer Gäule ist heute im Rate verhandelt worden. Man hat ihnen Gutes tun wollen, hat Stundenbücher und Rasttage vorgeschrieben. Darob ist von den Kahneignern ernstliches Bedenken eingekommen, und auch die

Schleusenpächter haben den Neuerungen nicht zustimmen wollen. So ist es hin und hergegangen, und Herr Six ist traurig und müde geworden. Niemand weiß besser als er, wie getreu dies kleinliche Widerspiel das große Stadtgeschehen, die Volksgeschichte, ja das Weltringen nachschildert. „Zum Besseren!" — das sei der edle Sinn der alten, dunklen Worte vom Reiche Gottes auf Erden — lange hat Six daran geglaubt. „Zum Besseren!" Der Wahlspruch genügte, seinen Geist gegenwarteifrig, sein Tun beseelt, seine Worte klingend zu machen. Zum Besseren? Kann Menschenblindheit von Maulwurfswarte sich vermessen, das „Bessere" zu wissen und zu wollen? Gibt es ein „Besser"? Und ein „Noch besser"? Wäre es nicht edler, nach dem Guten zu trachten, das ewig ist, unveränderlich und unverbrüchlich? Erkenntnis! Erkenntnis! — Aber die nimmt den ganzen Menschen, saugt aller Sinne Umtrieb still in sich hinein, bändigt Willen, einschläfert Leidenschaft ... Das ist die Weisheit der eingemummten Raupe — eine totähnliche Krankheit, ein Starrkrampf, ein gewolltes Nichts. Die Raupe ahnt den Schmetterling. Was aber ahnt der Mensch? Das Göttliche? Diesen Falter, wer hat ihn gesehen? Worte! Worte! Mittel zum Herrschen! Erfindung von Schwärmern und zielbewußten Pfaffen.

Daß Handeln und Denken eins sei, wäre dies das Geheimnis? In stundenlangem Geschwätz die Treidelschiffer mit einem Rasttage beglücken, von dem sie garnichts wissen wollen — mag sein, dies sei nicht das richtige Handeln. Was aber dann? In der Erde wühlen und Kohl bauen? Zu Pferde steigen und Menschen schlachten? Oder: von Lehrstühlen und Kanzeln Seelen bilden ... Das möchte wohl sein! Aber zuvor gilt es zu wissen: zu welchem Bilde? Zu untätigen Denkern? Zu emsigen Geschäftlern? Wer weiß das?

Johannes Six hat das winzige Fahrzeug längst aus den Augen verloren. Er blickt auf den schleichenden, glatten Spiegel hinab und denkt einen Augenblick an sich, an das erwünschte, rasche

Ende. Aber seine Gedanken sind Blei; sein Wille ist von Watte; seine einzige Geste bleibt das harte Lächeln. — Es ist Mittag. Er schreitet nach Hause.

Er weiß, daß Hollands Erde nie etwas Edleres hervorbringen wird, als den Mann, dessen jüngste Schöpfungen er in seinen Sälen aufgehängt hat, um ihnen Käufer zu werben. Wie Rembrandt in Sorge, Nachstellung, Geldstreit, Verleumdung und Verkennung umkommen muß, dies Schauspiel ist wohl der bitterste Beweis für die Nichtigkeit öffentlicher Mühewaltung. Satt oder hungrig — die sind Pöbel. Und Pöbeldienst tut, wer ihre Lumpen wendet ... Bürgermeister!

Immerhin haben sich nicht wenige eingefunden, die Schildereien zu betrachten.

Johannes Six nimmt sich zusammen, grüßt sie, redet mit ihnen ...

Das sind die Gevattern und Nachbarn: „Sehr fesselnd — ergreifend möchte man sagen! Dieser Verfall! Dies Verlöschen und Verkommen! Mit dem Kluvenierbilde fing es an. Schon damals sagte ich ..." „Nein, früher schon! Der Saskiaübermut! Diese Perlenhoffahrt! Brokat und Geschmeide! Taubengefiederhaut und Goldhaar! Und immer der Becher! Und immer die Liebe! ..." „Ja, seltsam, diese Künstlerverblendung! ‚Mann mit Goldhelm.' War sein Bruder nicht Müllerknecht?"

Six lächelt; aber man sieht seine Ermüdung.

Dies sind die Herren vom Ministerium und von der Hohen Synode:

„Der Mann ist dreist! Zweimal haben wir das Mädchen verwarnt. Und hier: als Bathseba — nun, das geht an, das nenne ich Selbsterkenntnis. Wiewohl — sogar das Ursünderpaar schämte sich seiner Nacktheit. Und das Weib ist ja nicht einmal schön ..." „Darin bin ich nicht Kenner, lieber Freund. Immerhin —. Maria Magdalena, die Samariterin am Brunnen, nun ja, sie sind allzumal Sünderinnen, der Herr weiß es. Dennoch bleibt es Lästerung: das Bild des Heilandes in einem Rahmen

mit Magd und Bettschatz..." „Ich finde dies kleinlich, liebe Herren, wollt mir das nicht verübeln. Aber hier — was sagt man zu diesem ägyptischen Josef? Die Schrift zeigt ihn uns keusch und fromm, und sie weiß wohl, was sie tut! Was aber macht dieser Maler aus ihm? Einen lächerlichen Mucker, einen blamierten Hämling. Ja, das veredelt das Volk! Das lehrt, Tugend und Laster unterscheiden!"

Six lächelt nicht mehr. — Aber dies ist der junge Siewerts, ein Freund der Künstler, ein Kenner und Sammler. „Schön, nicht wahr?" fragt Six leise.

Der andere ist es, der lächelt. „Nun ja, Rembrandt! Was der Löwe hören läßt, ist immer Gebrüll; auch wenn er keine Zähne mehr hat. Aber das soll kein Vorwurf sein! Es hat eben jede Kunst ihre Zeit. Da, die einsame Mühle auf düsterem Klippenklotz! Stimmung — Wucht — das läßt sich nicht leugnen. Aber wie erdenschwer! Wie ungeistig! Wir Jungen sehnen uns nach Seelenkraft, nach Ewigkeitblitzen. Wir wollen nicht beklemmen, wir wollen befreien..."

Sie sind alle fort, gottlob; das Haus ist still, und Six, im Dunkel ertrinkend, an des Fensters letzte Dämmerschroffe geklammert, erwartet von den Wänden her schwarzen Würgedruck.

Zuletzt flieht er und jagt hin, durch die abendlichen Gassen, zu Rembrandt.

Der wohnt nicht mehr in der Breiten Judenstraße. Draußen zwischen den Kleinbürgern fand er sich, seinen Beiden und seiner Kunst die Unterkunft der Armen.

Six kennt das unansehnliche Haus und sucht es mit den Augen schon aus der Ferne. Das letzte, schmutzige Tageslicht zeigt ihm zusammengeklumptes Gesindel — krötenschwere Weiber, laushurtiges Kindervolk, betrunkenen Pöbel vor Rembrandts Schwelle.

Dahinein heißt: Lebensgefahr. Six fühlt nur unerträglichen Ekel. Die Entschlossenheit des Fiebernden leitet ihn hindurch. Vor den Stufen ein zerschmetterter Topf, eine Milchlache, dabei

Unrat, eine tote Katze, Flüche, Hohngelächter. Aber die Tür wird geöffnet. Man zieht ihn hinein.

Drinnen ist es dunkel. Der kleine Titus weint. Das schöne, gute Mädchen geht lautlos ab und zu und waltet. Rembrandt poliert eine Holzpalette, gründlich und bedächtig. Er sieht aus wie ein Hausvater, etwas zerlumpt, etwas schmutzig. Seine eifrige Sorgfalt bei ähnlich unbedeutenden Handgeschäften beobachtet Six immer wieder mit Fremdheit.

Rembrandt sieht den Zerfall seines Gastes und läßt ihm Ruhe. Er winkt den Knaben zu sich heran und beginnt zu erzählen. Seine Stimme ist leise, gar keine Erregung, gar keine Bitterkeit; wohl aber geheimnisreiche Märchenmusik, witziger Funkenschlag.

„Weißt du, wie der Juwelenhändler von Basra nach Bagdad reiste? Auf zwei Kamelen, mit seiner Frau und seinem Söhnlein. Und wie sie übers Ödgebirge kamen? Nachts ruhten sie in einer Höhle, die beiden Tiere und die drei Menschen. Draußen im Mondschein hopsten die Schakale herum und sangen sie in Schlaf. Noch im Traum lachte der Junge über die possierlichen Schattensprünge und über den verdutzten Mond. — Das könnte Vater malen, nicht wahr? Ja? Soll ich? Ich will einmal sehen."

Das Kind ist schon getröstet und guten Mutes. Hendrikje legt ihn mit Streicheln zu Bett. Einmal rasselt irgendein Gastgeschenk gegen die Haustür. Da schrickt Six zusammen. Aber Rembrandt lächelt.

„Die lieben uns nicht, Herr Six. Und wir sie auch nicht. Wenigstens solange wir uns ihnen gleichdenken. Doch das wird mir schwer; es sind meine Modelle. Die zu lieben, das ist unvermeidlich. Aber sie stehen ja in einer andern Wirklichkeit. Was könnten sie mir anhaben?

„Das mit den verschiedenen Wirklichkeiten ist ein merkwürdiges Geheimnis. Drei sind mir stets gegenwärtig, klar voneinander geschieden, dennoch alle drei aufeinander angewiesen. In der einen lebe und wirke ich ganz allein, ein bißchen einsam, aber dafür um so sicherer. In der zweiten wurmseln die Modelle

herum — Bäume, Wolken, Weiber, Steine, Juden, tote Hühner, Amstelfürsten, was man will. Das ist sehr unterhaltend anzusehen. Als ich jung war, schmerzte es mich zuweilen, nur immer draußen zu stehen und durch das Glas zu blicken. Jetzt habe ich mich daran gewöhnt und lobe die Einrichtung. — Die dritte Wirklichkeit, das sind die Bilder; das ist wieder etwas anderes ..."

Jetzt fühlt Six die Lösung. Nur der aus sich selbst heraus Schaffende kann das Leben ertragen. Ihm ist so nicht zu helfen. Und doch wird sein Herz ruhig und warm.

66.

eden Donnerstag erlebt das Haus am Werftplatz ein geschäftiges Zusammenkommen. Bisweilen sind es mehr denn zwanzig Männer, die da um Frau Hildegard Sweers herumsitzen, emsig bemüht, sie dem Leben zurückzugewinnen. Denn die Witwe ist schön, und der Werftbesitz einträglich genug.

Nicht alle versteigen sich zu der Hoffnung, Frau Hildegard möchte sich ihnen eines Abends geneigt zeigen. Diese begegnen einander bald in höflicher Wut, bald in heiterer Besorgnis. Wie aber das Freierhäuflein zu der großen, buntscheckigen Gästeschar anschwoll, und wie sich die Sitte regelmäßiger Wochenzusammenkünfte — mit feierlichen Redekämpfen, Volksaufrufentwürfen und Neugeistpredigten — herausbildete, das erklärt sich also.

Der erste Jüngling, der sich entschloß, seine Aufmerksamkeit der schönen Trauernden zuzuwenden, war kraft seines Berufes unempfindlich gegen die Bitterkeit ihres Schmerzes. Er war ein Predigtamtsanwärter. Er nahm es auf sich, das weinende Herz zu trösten; und seine angeborene und klug geschulte Kündigkeit menschlicher Gemütsart machte ihn zu diesem Behufe zart und geschickt. Kaum fing er ein vom Kummer erpreßtes Unmutwort über den „Wahnsinn vaterländisch geheiligten Menschenmordes"

von ihren Lippen auf, da zog er schon alle jene Register, deren Klang dem Frauenherzen lieb ist: vom Umkommen durch das Schwert, so man das Schwert genommen; vom Hinhalten auch des anderen Backens; von der Seligkeit der Friedfertigen, die durch Wunder das Erdreich besitzen werden; usw. Und wirklich: es tat Hildegard wohl, die rauhe Rechtlichkeit gescholten zu hören, die ihr das Liebste genommen hatte. Langsam und vorsichtig ging Herr Hieronymus seine Beute an. So sicher glaubte er an seinen Erfolg, daß er eines guten Tages seinen Freund und Vertrauten von Kind auf, den Schulgehilfen Gottlieb, vom Stande der Dinge unterrichtete. Doch im gleichen Augenblick wich seine Verblendung von ihm; böser Argwohn blähte sich zwischen ihm und Gottlieb wolkig empor. Schweigend traten die Freunde auseinander und gingen nach zwei Seiten ihrer Wege.

Es gelang Gottlieb, einen Vorwand ausfindig zu machen. Er suchte die Witwe auf, brachte sie dazu, daß sie den Krieg überhaupt und gar den zur See als Gott und der Vernunft zuwiderlaufend kennzeichnete, und begann alsbald, der still Horchenden die neue Heilslehre von der Ruchlosigkeit gewalttätiger Verteidigung und von der Glückseligkeit des Duldens um Frieden in berauschenden Satzfugen vorzutragen.

Das verwirrte Herz, von zwei selbstgewissen, gelehrten Männern nur allzu beredt in seinem armen Fühlen bekräftigt, glaubt wirklich etwas Neues, Erlösendes, Veredelndes zu vernehmen, und erschließt sich mehr und mehr den weichen Klängen der liebreichen Botschaft. Die Flugsaat des syrischen Glückseligkeitkräutleins findet wieder einmal brüchige Krusten, sich darin einzusiedeln.

Inmitten des tatkräftigen holländischen Volkes, das die Gerechtigkeit über alles liebt, auch dann, wenn sie mit dem Triebe der Selbsterhaltung übereinkommt, finden die zarten Lehren sonst nicht viele willige Ohren. Wer sie annimmt und weiterträgt, darf sich als Auserlesenen betrachten. So kann es nicht fehlen, daß diese Leute gleichsam einen Orden, ein Trüpplein aufrichten,

darin sie einander bestärken und rühmen, auch wohl, wie es sich fügt, beargwöhnen und bemaßregeln. Solche Sekten sind aufmerksam auf jedes wundgeschlagene, irrende Herz; wie ja auch die Krähen im Walde rasch verstummen und mit stechenden Blicken niederäugen, wenn ein krankgeschossenes Wild über die Lichtung heranlahmt. — Niemand von der „Friedliebenden Gesellschaft Emil an der Amstel" hat das Wort ausgegeben; aber alle wissen es: binnen wenigen Wochen tagen und sitzen wir um Hildegard Sweers.

Da ist ein armer, alter Bandwirker, ein Witwer, dessen beide Söhne die Nordsee behielt. Er macht sich keine Hoffnungen auf Hildegards Hand und spricht nie. Aber die Reden der anderen geben seinem ermüdeten Denken Weg und Krücke. — Ein ehemaliger Schiffskommandant, den mitten in der Schlacht ein wunderliches, unsauberes Leiden befiel. Damals ging er von Bord und ließ sich nach Notdurft zurecht kurieren. Er zittert noch, blickt scheu und schimpft auf lärmende Hunde, Trommeln und Festböller, auf das Hochwasserschießen und auf den Westwind, der die Springfluten bringt. — Ein reicher Bauernsohn aus Harkenbüttel, der sich im Weinmut zum Seedienst bereden ließ. An Bord bekam er Streit mit dem Decksobermaaten, wurde beschimpft, mißhandelt und obendrein noch soldatisch bestraft. Weil er mit Unehre an Land kam, hat ihn der alte Vater, den er unverweilt abzulösen gedachte, mit letzter Geisteskraft der Erbnachfolge enthoben. — Ein überaus witziger, leider etwas weichlicher Herrensohn der Stadt; der hatte als Student der Heilkunde zu Leyden das seltene Glück, einer Leichenzergliederung anwohnen zu dürfen. Aber als der vortragende Arzt begann, die Augenmuskeln des Toten hervorzuziehen und zu benennen, wurde er ohnmächtig. Die Kameraden haben ihn solange gehänselt, bis er ihren grobgefügten Reihen entlief. Nun wandelt er mit den Friedensbrüdern. Aber auch sie trauen ihm nicht völlig; allzu gern biegt er mit unernstem Einfall den Sinn der neuen Lehre um, verwirrt die Ungefestigten und dämpft die schon heller

züngelnde Inbrunst. — Hans Rademacher, ein Maler, dem es nicht gelungen ist, sich zu Ehren zu pinseln. Auch scheint ihm das landesübliche Farbenhandwerk etwas einfältig und geistlos. Und seine Kunst hat die Ungunst der Zeit nicht aufkommen lassen. Nun pflegt er für die Schmähbüchlein, die jahraus jahrein im Volke umgehen, Holzschnitte zu zeichnen. Die Dargestellten erkennen sich wohl, finden sich aber keineswegs geschmeichelt. Auch dies Gewerbe ernährt seinen Mann, nur spricht man nicht viel davon ... Diese alle und noch einige machen sich um die Witwe Sweers zu schaffen: zerstoßenes Röhricht, glimmendes Gedöchte.

Allwöchentlich erfüllen sie das Hildegardhaus mit Lärm und Hitze. Haben sie ihre Zusammenkünfte eröffnet, so thront Feierlichkeit im Saale, und steifgespreizte Grundsätze stelzen klappernd über die Fliesen. Später kommen Braten und Wein, Buttergebäck und gesüßte Früchte, blaugesottener Fisch und rötlich zitterndes Festmus, nebst Punsch und Bier. Allmählich wagen sich die Anspielungen hervor und die leichtversteckten Fragen. Dann muß Hildegard allen Witz zusammennehmen, um schlagfertig ihre Witwensicherheit zu wahren. Sie ist dem Predigtamtskandidaten in Dankbarkeit wohlgesinnt, und Gottliebs nachdrücklichem Spruch lauscht sie nicht ohne Bewunderung. Aber auch nur zu ahnen, was jene wünschen, das wehrt sie von sich. Derweil fressen die Gäste, was Speicher und Speisekammer bewahrten, saufen die Fässer leer, verreißen und verschleißen die Tischtücher, die Kissen und die Teppiche, soviel ihrer aus den Truhen hervorkommen, bringen die Uhren des Hauses in schnurrigste Gangart, der Witwe Gedanken in schlammige Tümpel und ihres Gatten Ruf und Namen in heilloses Zwielicht.

67.


in kurzes Gackergeschrei und Flügelhauen — dann Stille. Als wäre der Marder dagewesen.

Neben den Hühnerstall geduckt wartet der Dieb lange und lauscht. Dann richtet er sich auf, steckt das Ei in die Tasche, knöpft die Vogelleiche unter seine zerlumpte Jacke, klettert vorsichtig über den Zaun und macht sich in den Wald.

Sobald es tagt, beginnt er das Tier zu rupfen; aber nur, bis ein Stück Haut frei ist, groß wie eine Kinderhand. Das Hautstück löst er vorsichtig ab, wäscht es in einem Grenzgraben, unter beständigem Reiben, daß es geschmeidig werde. Zuletzt bindet er es oben auf seinen Filzdeckel, um es zu trocknen ...

Dem Bauern, dem er das Vieh stahl, wirft er es unter Mittag, da die Dorfstraße leer ist und jedermann im Flett bei der Suppe, über die Halbtür aufs Dielenende. Davonlaufend erreicht er auf Umwegen die Heerstraße.

Wenn er in die große Stadt kommt, wird er die trockene, weiße Hühnerhaut herunternehmen und nochmals eifrig reiben und kneten. Sie wird ein wenig unsauber dabei werden; aber das ist seinen Plänen durchaus nicht entgegen. Mit dem Sackmesser wird er den Fetzen in passende Form klippen. Dann wird er das sorgsam bewahrte Ei aufklopfen, und mit dem herausquillenden Schleime wird er sich die Hühnerhaut fest und vorsichtig über das linke Auge kleben. Seine eigene Mutter, lebte sie noch, würde ihn nicht wiedererkennen.

68.



Kein Spiegel, kein Blankzeug erinnert sich mehr an des Meisters Gestalt. Sein Hochzeitstuhl hat vergessen, welcher Platz dem Hausherrn zukomme. Die Fensterscheiben fühlen nicht mehr die Schärfe seiner Blicke. Die Mäuse auf dem Hausboden, die seinen Schritt fürchteten, sind gestorben; das neue Volk weiß nichts von ihm. Und so die Fliegen, die durch die Zimmer surren — die Schwalben, die unterm Schutzdach nisten, wo die Hölzer trocknen ... Der graurote Papagei, den Sweers von fernher mitbrachte, hat so oft und so täuschenden Klanges „Hilde“ gerufen, daß die junge Frau, immer aufs neue von Tränenkrämpfen geschüttelt, den lauten Vogel verschenken mußte.

Nur draußen, bei den Helligen, leben noch zwei, die von Sweers wissen. Beharrlich bis heute hat der kleine Franz auf des Meisters Rückkunft gewartet — lerneifrig und dienstwillig, wie schlecht und unnütz auch die schnell wechselnde Rotte der Gesellen und Arbeitleute seine junge Kraft mißbrauchen mochte. Aber morgen wird der Junge wandern; auch er hat nun von der Hoffnung Abschied genommen; und das Treiben in Haus und Werft ist ihm schon lange zuwider. Und Peter? Peter ist sehr alt und fast blind. Er ist träge vor Entkräftung und Kummer. Lange her, daß man ihn bellen hörte; bisweilen aber macht er ein unliebes Geheul. Er frißt nur wenig — seit ein paar Tagen gar nichts ...

Da die böse Nachricht gekommen war und Eingang gefunden hatte zu ihrem Bewußtsein, ging Hildegard wochenlang umher, als hinge mit hartem Druck ein schwerer Kasten, ein Mantel oder eine Rüstung, um sie herum. Das war der ertrunkene Gatte, der sie nicht freiließ. — Dann, wie die Tage vergingen, wurde der Druck loser, die Last leichter. Schließlich kam ein Morgen und ein Tag, da war alles von ihr fortgenommen; sie dachte an nichts mehr, sie litt nicht, sie hoffte nicht — sie glaubte, ihr wäre

wohl. Aber am Abend, da sie sich zum Auskleiden anschickte, hielt sie inne ... nun wußte sie es: der liebe, harte Geist, der sie umschlossen hielt, war verweht, verschwunden. Frei fühlte sie sich, und so leer, so unfaßbar hohl und ausgeschöpft. — —

Kaum jemals denkt sie noch an den Verlorenen; und das zudringliche Treiben ihrer Gäste, dem sie nicht mehr entweichen kann und will, läßt sie über sich hingehen wie den Stundenschlag und wie das Wetter von oben.

Heute ward sie dennoch für einen Augenblick an den guten Mann erinnert; das tat weh, und sie weinte wieder; aber nicht lange. In frühen Zeiten hat Sweers ihr einen silbernen Fingerhut geschenkt; den trug sie tagtäglich bis heute, und allzubeständige Brauchgewohnheit ließ sie des Gebers nicht sonderlich gedenken. Plötzlich ist das kleine Gerät unauffindlich verschwunden — wie er!

Jetzt sitzen zwei verfrühte Gäste bei ihr, der Schulgehilfe Gottlieb und Hieronymus, der Predigtmann; die beiden sind mit eifrigem Spruch bemüht, ein gefährliches Netz um sie herumzuflechten.

Hildegard muß hören, daß ihre Freunde beschlossen haben, hinfort nicht mehr das Gut des Sweershofes allemitsamt zu verprassen, sondern daß sie einem — dem „Würdigsten", wie sie sagen — das Feld überlassen würden. Diesen Würdigsten zu ermitteln, sei der Zweck der heutigen Zusammenkunft, und man gedenke, solange in Fortdauer zu tagen, bis die Versammlung sich auf einen Mann geeinigt und Hildegard dieser Wahl zugestimmt habe — ein Konklave in reinster Form. Dies alles wird mit salbungvollen Schmeicheleien für die gastliche Frau des Hauses und für den erlesenen Kranz, den sie so gütig zu bewirten pflegte, vorgebracht. — Sie werden ihres eigenen Spiels müde. Frau Hildegard durchschaut das wohl. Sie hat bislang das seichte Wässerlein des seltsamen Vereins über sich hinplätschern lassen — es schien die Weide ihres Kummers zu tränken und zu nähren. Was sonst für Räderchen mit in den dünnen

Strom tauchten, blieb ihr gleichgültig. Und gar die Herren Müller übersah sie ganz, wie eifrig sie klappern mochten. Der neuen Bedrohung glaubt sie leicht ausweichen zu können. Wie immer, wenn sie mit diesen Leuten redet, säuselt auch sie in den Tönen der Windharfe:

„Das müßte mich herzlich reuen, sollte ich auf soviele gute Freunde, denen ich Trost und Belehrung danke, fortan verzichten. Ihr alle seid mir gleich teuer; und wie soll ich einfältiges Weib es wagen, den Würdigsten herauszukennen unter so zahlreicher Vortrefflichkeit?"

Aber diese Ausflucht haben die schlauen Gäste natürlich vorausgesehen:

„Ganz recht, liebe Hildegard! Auch wir andern würden nicht wagen, ein so wichtiges Urteil vorschnell und nur unserer beschränkten Einsicht folgend lautwerden zu lassen. Wir gedenken ein feierliches Gericht zu veranstalten; der Herr selbst in seiner grundgütigen Weisheit wird dem rechten Manne helfen obzusiegen. Einer solchen Entscheidung weichen wir willig."

Hildegard erschrickt und müht sich zu erraten, was sie ausgeheckt haben. Sie fürchtet sich; aber zugleich fühlt sie mit beglückter Verwunderung, wie in ihrem Herzen sich ein neues Ich mit klingenden Gliedern der Entscheidung entgegenspannt ...

In diesem Augenblick hat Sweers sein Haus betreten. Die alte Magd, die ihm an der Tür den Weg vertritt, knurrt: „von deiner Sorte haben wir ohne dich genug!" aber sie führt ihn in die Küche, gibt ihm Suppe und Brot, sogar ein Kissen auf den Schemel. Sweers freut sich von Herzen über sie. Die ist nicht mitschuldig, denkt er und merkt es sich. Dann setzt er sich gegen die Wand und tut, als sei er müde und schlummere ein wenig. Man läßt ihn ungestört. So erfährt er bald, was vorgeht.

Wie eine schlaglustige Katze wartet Hildegard auf das unverschämte Mäuslein, das ihre Gäste loslassen werden.

Wenige Straßen entfernt hört sie die Kurrende den Vesperversingen. In wenigen Minuten wird der Waisenchoral vor ihrer

Tür ertönen; rasch beschließt sie, die jungen Helfer zu nutzen. Zugleich horcht sie scharf hin auf den Anschlag, den Gottlieb entwickelt:

Man sei übereingekommen, in feierlichem Wortstreit die Tugenden des Bundes zu preisen, die Friedfertigkeit, den Sanftmut, die Gefügigkeit, die Demut, den brüderlichen Gemeinsinn, die offenherzige Bekenntnisfreude — so werde sich rasch und sicher erweisen, wen der Herr am schönsten begnade.

Frau Hildegard ist brennend rot geworden, aus Unwillen über die schamlose Zudringlichkeit und auch im Lustgefühl des kommenden Kampfes. Sie begreift nicht mehr, wie das kleinmütige Unkraut so üppig hat wuchern können in ihrem Hause — in Isaak Sweers' Hause. Und wie jetzt laut und knabenkräftig an ihrer Haustür das Kirchenlied erschallt, tritt sie rasch ans Fenster. Eben da sie es öffnen will, blinkt ihr vom Sims das verlorene Silberhütlein entgegen und grüßt sie mit erster Freudenüberraschung. Tief atmend nimmt sie es an sich. Und ehe die Knaben sich zum Einsammeln in die Häuser verteilen, ruft sie hinunter:

„Halt, Kinder — hört erst, was ich sage. Zehn Gulden stifte ich der Kurrendebüchse. Ihr aber geht sogleich in das Siechenheim, in die Armenhäuser und Pflegeherbergen und meldet: Frau Sweers lädt alle — alle, hört ihr? — auf diesen Abend zu sich ins Haus, zu Suppe und Bier. Sofort mögen sie kommen! Und findet ihr einen Bettelmann oder fahrenden Gesellen oder ein weinendes Kind auf der Straße oder am Tor — gleich sendet sie zu mir! Alle Türen stehen offen. Alle haben Platz."

Mit unheimlichem Lächeln tritt sie ins Zimmer zurück. „Nicht wahr — so steht es im Gleichnis?" Die beiden Friedensbrüder schauen sich an und bleiben stumm. Statt dessen antwortet eine Stimme von unten, vom Hause herauf: „Jawohl, jawohl! — Hilde! Hilde!" Das klingt, als wäre es Sweers selber, und die beiden Männer fahren wie gestochen von ihren Sitzen hoch. Aber Hildegard erkennt den klugen Arras — man bringt ihn

zurück, weil er jüngst gar zu ungebärdig und bissig geworden. Sie redet ihm zu, und sogleich wird der Vogel ruhig und manierlich und hört auf zu schreien. „Schön. Sehr schön. Ordnung. — Hilde! Hilde!" flötet er und verstummt dann artig. Alle blicken das seltsame Tier an; und Hildegard seufzt.

„Mit eurem Wettstreit bin ich einverstanden," sagt sie schließlich, wie aus weiter Ferne, kühl und fast spöttisch; „aber ihr werdet mir erlauben, auch meinerseits ein Probestück aufzugeben. Das soll für mich entscheiden."

Die beiden müssen das hinnehmen, und nicht einmal, worin Hildegards Probe bestehen soll, wird ihnen verraten. Der rechte Augenblick, heißt es, werde das zeigen.

Indes hat unten im Hause ein unablässiges Türenschlagen und Füßescharren angehoben, ein mißtöniges Rufen und Zanken. Hildegard steht auf und geht hinab in den Saal. Da sitzen sie schon, die Herren von der „Friedliebenden Gesellschaft", streiten und erfüllen die Luft mit gespreiztem Tun. Keinen Blick wendet Hildegard an diese Versammlung. Rasch geht sie zur Hoftür des Hauses. Sie hat gesehen, daß allerlei altes, gebrechliches Kummervolk sich da draußen ansammelt, scheu und doch begehrlich, den Spatzen gleich und den heimlosen Hunden. Mit geräuschvoller Ergebenheit drängen die einen sich herzu — andere stehen gedrückt und beschämt, noch andere finster, als kämen sie wider Willen. Gerade die zwingt Hildegard mit gütigen Worten zuerst ins Haus; die andern folgen, wie das Schicksal gewollt hat: Stelzfüße stolpern; Blinde tasten heran, zurückgelegten Hauptes, mit unbewegten Mienen; Schwärige knüpfen ihre Lumpenbinde neu; ein alter Mann versucht am Brunnen seine Füße zu reinigen; Weiber knixen vorüber ... Hildegard begrüßt alle und nimmt ihnen die Befangenheit; aber ihre Gedanken sind längst nicht mehr bei dieser Gemeinde des Elends und der Erbärmlichkeit. Sie läßt einen der Gesellen rufen. Nachlässig, wie es jetzt Brauch ist in diesem Hause, kommt der Bursche zum Vorschein. Er weiß nicht, wie ihm geschieht, und hüpft in hohen Sätzen

heran, da die Frau mit heftigen Worten eiligsten Gehorsam fordert. Sie schickt ihn in den Modellschuppen, um das zierliche Schifflein zu holen, nach dessen Bilde der Meister sein letztes, schönstes Werk schuf.

„Hinein doch! Was glotzt ihr denn?" fährt sie zwei bauernblöde Geschöpfe an, die nicht wissen, ob sie mit den anderen gehen sollen oder nicht. Mit quälender Begierde wartet sie, daß das Gewitter losbrechen möchte, dessen Nahen sie in allen Gliedern fühlt.

Würdevoll unwillig kommt der Pfarranwärter auf sie zu: die Freunde vom Hause seien betroffen und gekränkt, daß die fremden Gäste zu ihnen in den Saal geführt würden. Bettelvolk gehöre zum Gesinde. Ein paar andere „Friedliebende" haben sich mit herangezogen, kopfnicken eifrig und horchen unverschämt. Hildegard kann Zorn und Ekel kaum noch verbergen. Das schöne Schiffsmodell drückt sie mit beiden Händen gegen die Brust.

„Habt ihr den ‚Würdigsten' schon gewählt? Und wollt ihr mich nicht wissen lassen, wer denn der neue Herr ist, hier im Hause? Er soll euch antworten; denn er ist barmherzig und wird nicht dulden, daß man die Notleidenden lieblos vor die Tür weise. Auch ist er selbstbewußt und tapfer und Manns genug, eurer ganzen Versammlung zum Trotz bei dem zu beharren, was ihn recht und edel dünkt. Und sicherlich wird sein Zartgefühl ihn hindern, mir gleich heute unfreundlich die Hand wegzuschlagen, die meine Gäste bewirten will ..."

Sie will noch etwas hinzufügen. Doch das Geräusch, das in diesem Augenblick ihr Ohr trifft, nimmt ihr fast das Bewußtsein, so plötzlich kommt die Gewißheit unendlichen Glückes. Alle hören es; aber niemand achtet darauf, weil niemand den Lärm richtig zu deuten versteht: Wie ein ganz junger Hund springt und tobt Peter an seiner Kette auf und nieder, und sein gewaltiges Freudengebell will nicht wieder stillwerden ... Hildegard möchte hinauseilen; aber schon fühlt sie, daß eine andere, starke Hand die Geschehnisse um sie herum gestaltet;

und selig gibt sie sich in diese Hand. Wie im Traum kommt sie in den Saal — wartet, wartet... Noch immer drücken sich, einer nach dem andern, Armeleutgäste herein... Jedem Eintretenden fliegt ihr Blick entgegen, jedesmal schlägt ihr das Blut in heißer Welle empor... Ein zerlumpter Junge... Ein Fiedelmann... Ein Einäugiger... Eine alte Hexe, die hustet und spuckt... Schließlich kommt der kleine Franz herein und will sich hinten im Saale niederlassen. Das war der beste von allen, denkt sie, ob auch er etwas fühlt und ahnt —? Und sie winkt ihn zu sich: „Wolltest du nicht von uns gehen?"

„Ja, morgen; aber wenn die Frau es erlaubt, bleibe ich einstweilen noch da", antwortet der Junge; und Hildes Zuversicht flammt hell auf. — Aber wo bleibt er? Warum kommt er nicht herein?

Jetzt haben alle Platz gefunden; nur Hildegard steht noch, zu Häupten der langen Tafel, die Blicke unverwandt auf die Tür geheftet.

Die kleine „Geduld" hält sie hoch vor sich hin; und es ist, als wolle sie mit dem zierlichen Gebilde einen Zauber ausüben. Alle verstummen. Aller Augen richten sich auf sie. Sie blickt nur nach der Tür. Sie beginnt zu sprechen, in felsenfester Erwartung, gleich werde das Wunder hereintreten und ihr das Wort vom Munde nehmen. Sie wiederholt sich; sie zögert die Sätze hin, sucht Zeit zu gewinnen...

„Willkommen ihr alle! Mein Seufzen hat eure Ohren ermüdet, lange Zeit — heut sollt ihr vor Verwunderung kinderlustig werden. Euch dauert mein Witwentum, und ihr wünscht ihm ein baldiges Ende. Wohlan, ich sage euch: dies ist der Tag, der meine Hoffnung erfüllen will.

„Was ich verlor, kommt mir auf Füßen entgegen gelaufen. Was schon Abschied nahm, kehrt sich um und sagt: ‚ich bleibe bei dir'. Der böse Wind ist stille geworden, und Sterne warten hinter dem Gewölk. Nun kommt die süße Nacht.

„Ihr glaubt mir nicht? Allzu kleinmütig habt ihr mich gesehen? Allzu sehr verstockt in Tränen? Oh, ihr werdet erleben, wie ich

mich freuen kann! — Die Zeichen, die ich euch sagte, überzeugen euch nicht? Noch andere weiß ich: ein Wrack wird flott werden — ein Verstümmelter wird all seine Glieder und Sinne zurückgewinnen. Das Sausen der Seewogen wird in diesem Saale zu hören sein und das Krachen der Schiffsgeschütze ..."

Von Wort zu Wort hat sie gewartet — niemand ist gekommen. Sie fühlt wieder Tränen und muß den Blick senken. Sie besinnt sich, zu wem sie spricht, und fährt langsam fort:

„Ihr hört es, und ich muß mich schämen, wie rasch und leicht meine Gedanken noch immer auf die Irrflut hinausflattern, anstatt mit euch auf Düne und Watt zu wandeln. Wer unter euch fortan mich leiten soll, muß wissen, daß ich der Geduld gar sehr bedarf. Mit wildem Herzen bin ich aufgewachsen, und nur spät und unvollkommen lernt eine Möwe singen. Noch immer sind meine Sinne erfüllt von Segelleuchten, von Steuergeknarr und Ankerrasseln, vom dumpfen Duft wie Pökelfleisch und trocknes Holz. Wer mich regieren will, muß verstehen, was in mir lebt. Seht her! Den meisten von euch ein Verdruß, ein Ärgernis — mir das Schönste und Liebste, das meine Augen kennen ..."

Sie hebt das Modell einen Augenblick hoch. Dann beginnt sie, rasch mit kundigen Fingern die Wanten loszuknüpfen, die Schoten aus den Blöcken zu ziehen, die Fälle abzubinden, die Raen fortzunehmen, die Masten herauszuheben. Bald steht der kahle Rumpf takellos vor ihr auf dem Tisch. Wie verzaubert blicken alle auf ihre eiligen, weißen Hände; und merken dennoch nicht, wie sie sie immer häufiger von der Arbeit aufnimmt, um die Augen zu trocknen.

Zuletzt reicht sie alles — Boot, Fadenwerk, Stäbchen und was dazu gehört — mit rascher Bewegung dem Nächsten.

„Nehmt! Das ist die Geduldprobe! Wer das Schiffchen seeklar macht, dem will ich — vertrauen." Noch einmal hat sie angstvoll nach der Tür geblickt ... jetzt wirft sie mit lautem Aufschluchzen die Arme und das Haupt auf den Tisch.

Alle reden durcheinander — erst nur murmelnd; denn das

Bild der schönen, gehetzten Frau ließ auch diese Mühlsteinherzen einen Augenblick stille stehen. Aber Ehrfurcht heißt solchem Völkchen eine rasch bezwungene Schwäche. Laut und selbstgerecht kommen sie überein, zuerst sei die Handlung vorzunehmen, die sie die Gottesentscheidung nennen. Wen der Herr hier zum Siege führe, dem bleibe das Spiel mit dem Schifflein als Kurzweil und Zeitvertreib. Mache es ihm ein wenig Mühe, wie zu erwarten, so möge ihn das vor allzu hochgespanntem Selbstgefühl bewahren.

Sie nötigen Hildegard, mitten im Saal zwischen den Tischen auf erhöhtem Platze niederzusitzen — wie man das Landjuwel beim Vogelschießen und beim Wettgesang aufzubauen pflegt. Der Schulmeister und der Pfarrgehilfe thronen neben ihr als die Leiter und Wärtel der Geschehnisse.

Schon melden sich die Kämpen häufig zum Wort; für Gesittung, Friedsamkeit und fromme Bescheidung an die Schranke zu reiten, wäre ihnen, versichern sie, auch ohne das lockende Kleinod herzinnigste Wollust. — Unklarheit und Widerspruch ist noch um die Reihenfolge, die den Helden gebühre. Längeres Zanken ...

Und dann beginnt das sanfte Turnier!

Hildegard ist entschlossen, ihren eigenen, noch immer um Hoffnung schwingenden Gedanken zu lauschen und nicht den verworrenen Predigten und Heilsbotschaften. Sie weiß ja auch ohne hinzuhören, wie das Leierkastenlied geht.

Man stellt fest, daß der Krieg eine Anzahl unangenehmer Erlebnisse mit sich führe: für die Streiter Unbehagen, Anstrengung, schmerzhaftes Leiden, Verstümmelung, ja die Möglichkeit des Lebensverlustes — Trennungleid, Angst, Trauer für alle übrigen. Dazu Entbehrungen, Hunger, Teuerung, Seuchen, Ausbeutung durch unerschrockene Einmaleinsvirtuosen, Unterdrückung durch ehrgeizige Gewalthaber, Störung von Handel und Wandel, Entwertung der Künste, Triumph breitgeschwollener Redensarten. Wer ein solches Bündel Ungemach auf sich

nehme, müsse gar wertvollen Gewinn erstreben. Zeitliche Güter? Land und Macht? — Aber das wäre ja wie Straßenraub, Einbruch und Plünderei. Oder zum andern: jene stolzen Begriffe, denen man Schild und Schwert zu weihen pflege — Ehre, Freiheit, Vaterland — was bedeuten diese vor dem scharfen, aber gütigen Auge des weisen Menschenfreundes? Meist nur Decknamen für irdische Gier; besserenfalls aber seien sie leere Worthülsen. Ehre — darin könne der ernsthafte Denker greifbaren Inhalt nicht finden; denn er lege keinen Wert darauf, daß andere, gottgeschaffen wie er, vor ihm sich bücken und den Hut ziehen. — Frei sei nur, wer die christlichen Tugenden übe. — Und „Vaterland" sei ein engherziges Wortgebilde vorzeitlichen Aberglaubens. Hof und Herd zu schützen, dazu bedürfe es keiner Feldschlangen und Petarden. Nicht mit gespanntem Hahn und mit erhobener Keule müsse man vor der Grenze stehen, sondern mit umgehängter Flinte dem vorgeblichen Feinde entgegenschreiten, ihm die Bruderhand zu bieten. Das Recht mit der Klinge zu wahren — für die Sicherheit seiner Lieben, für das Gedeihen des eigenen Werkes und für seine Überzeugung sterben und töten zu können, möge den Wilden und Menschenverzehrern „mannhaft" heißen; eine gesittete Welt nenne es „roh". Die Tugenden der Opferbereitschaft, des Willens zur Verantwortlichkeit, des freudigen Gehorsams und des Befehlenkönnens — wenn anders das alles wirklich „Tugenden" seien — werde der Wettstreit auf der Börse und im Gerichtsaal genau so gut üben, wie der im Felde und an Bord …

Nicht mehr mit Ekel — mit hohnvoller Verachtung vernimmt Hildegard von Zeit zu Zeit ein paar Takte aus dieser Litanei, und sie begreift nicht, wie sie der knarrenden Musik jemals hat lauschen mögen. Aber ihre Augen lachen, wenn sie die Trümmer des Geduldschiffleins auf ihrer Wanderung durch den Saal beobachtet. Dieser und jener Friedensprophet hat es doch nicht lassen können, während der leidigen Muße des Zuhörens an dem zierlichen Werke herumzufingern, kopfschüttelnd und mit ersicht-

lichem Mißvergnügen. Schon der Sechste, Siebente hat seine Enttäuschung unter der Larve der Geringschätzung fadenscheinig genug zu verbergen gesucht und das „Spielzeug" weitergereicht. Soeben bastelt der Siebente oder Achte mit blöden Fingern ratlos daran herum. Dem nimmt es einer vom Bettel- und Landstreichervolk mit grobem Griffe fort, ein recht stattlicher Lümmel, der mit dem messerscharf blickenden Auge, das seine Raufereien ihm gelassen haben, bald die Frau des Hauses durchbohrt und zergliedert, bald über die Köpfe der geschwätzigen Gäste unheimlich hinfunkelt.

Jetzt erhebt er sich, hält das Schifflein wie einen kostbaren Raub umklammert, ruft: „Werte Herren! Erlauchte Versammlung!" und schickt sich an zu reden, wie die anderen taten. Aber den erbeingesessenen Gästen ist der verwegene Fremdling wenig genehm. Sie murren und schreien: Zaunkunden sei das Wort verwehrt; wollen ihn auf den Sitz niederziehen oder ihn nach hinten drängen. Aber er bleibt aufrecht und steinstill; der einäugige Blick springt blutgierig, brandflackernd im Raum herum.

Der Klang seiner Worte traf Hildegard, als schlüge er ihr das Rückenmark durch. Kalkweiß, im Starrkrampf blickt sie auf den Fremden. Jetzt sieht er sie an ...

Da brechen die Schleusen, und tobend rauscht ihr das Blut durch alle Adern. Sie springt auf, und mit heller, harter Stimme bricht sie den Lärm:

„Schweigt ihr alle, und hört auf ihn! Noch bin ich Herrin und gebe jedem Gaste das Wort!"

Ruhiger fügt sie hinzu:

„Sprich, Fremdling! Wer dich ansieht, weiß, daß du viel erfahren hast; und deine Stimme klingt wie die eines Aufrichtigen."

Niemand ahnt, was hinter dem struppigen, schmutzigen Antlitz vorgeht; alle täuscht, was folgt:

„Liebe, edle Herren," spricht der Fremde, „unsäglich klug und gerecht schien mir, was ich aus eurem Munde vernahm. Keinen

Augenblick kann ich zweifeln, daß ihr dem Wanderer vergönnen werdet, eurer eigenen Weisheit letzte Erkenntnis zu verkünden."

Zustimmung wider Willen kommt aus den lieben, edlen Herren herausgemurrt. Frau Hildegard hat den Fremden noch nicht erkannt. Sein Aussehen ist fürchterlich. Seine Stimme klingt ihr trostvoll und erschreckend zugleich. In seinen Worten ahnt sie die Verachtung und den Hohn. Sie fühlt sich von feilenrauher Hand schmerzhaft gestreichelt, und zittert dabei in Wonne. Über den Sumpf hinweg glitzern all ihre Geister Leibes und der Seele als bunte Brücke dem Fremden entgegen.

Der spricht weiter:

„Gewiß, weise ist es und wahrhaft lebenerhaltend, beiseite zu treten, wenn die Not über das Land reitet. Mögen andere ihre überzähligen Schädel preisgeben! Kühn ist es und neuartiges Heldentum, dem Feinde mit dem Rücken zu trotzen. Kühner aber und folgerichtiger zu ihm hinzuwandeln, sprechend: sieh, ich bin dein und will dir helfen. Ein echter Friedensfreund und Glückseligkeitbruder reicht dem guten Feinde lächelnd die Flinte, zeigt ihm den Bruch in der Schanze und segelt mit gestrichenem Buntlappen sonder Scheu in seinen Hafen. Fahnenflucht hörte ich euch preisen — sei's drum! Aber was dünkt euch um Überlauf und Landesverrat? Seid doch ganz ihr selbst, lieben Freunde! Folgt entschlossen und streng dem Zuge eures erhabenen Erlösergedankens! Dem Überläufer die Palme! Dem Landesverräter Stern und Krone! Heil dir, allerehrwürdigster Lumpenhund!"

Jetzt endlich beginnen die Ordensbrüder zu spüren, daß man ihnen die Lappen von der Blöße reißt. Sie zischen und knurren, scharren und trampeln, und hier und da wagt es ein Entschlossener, auf den Tisch zu schlagen. Aber der Einäugige donnert in den Saal:

"Maul halten, Gesindel! I ch rede! Ich will euch euren kastrierten Götzen um die Backen schlagen, bis eure Breimoral ins Rinnseln kommt.

„Anständige Götter lassen die Sehne klingen, damit der Frevler ihre Pfeile scheue. Von ihren Häuptern schütteln sie blutrote Blitze, den Feind zu schrecken und das liebe Land zu befruchten. Mit funkelnden Waffen hüten sie das ewige Recht. Mit klatschender Geißel jagen sie geschäftiges Wohlleben von den Tempelstufen: so ist ihr alltägliches Tun und Wirken. Aber zu Zeiten — die euch nicht dämmern, ihr Schleimschnecken — zu Zeiten mahnt sie das göttliche Blut und läßt ihnen keine Ruhe. Dann erheben sie sich in früher Nacht, wandern ins Weite und suchen nach der Gefahr, die sie noch stärker mache, noch härter, noch geschmeidiger, und ganz, ganz unerschrocken. — Sie dringen durch Höhlen und wucherndes Geschlinge. Sie ziehen mondeinsam über unabsehbare, eisige Steppen — über brennendes Geröll und ewigrieselnden, stechenden Sand. Eines Tages aber — schon geht es auf Abend, und der niedrigen Sonne droht anschleichendes Gewölk — da endlich leuchtet es auf aus der Tiefe, und feierliches Rauschen rollt im Gleichtakt aus seliger Unendlichkeit heran."

Jetzt stellt der Einäugige das Schifflein, Tau und Takel vor sich auf den Tisch und beginnt, den Wirrwarr zu ordnen. Mit heißen Augen blickt Hildegard auf seine Hände. Das Völklein im Saale wartet geduckt. Der fromme Hieronymus hat seinen Glauben durch Gebet und himmelsuchenden Aufblick gegen den lästerlichen Schwall geschützt. Aber drei oder vier aus der Gesellschaft haben gespürt, daß ein neuer Wind auf dem Anwege ist; häschenstill stellen sie die Löffel und wackeln vorsichtig mit den Schwänzen, der neuen Richtung rechtzeitig inne zu werden.

Schon hat der gefährliche Fremdling das Takelwerk auseinandergelesen; schon fügt er Mast, Stenge und Spiere aneinander und beginnt von neuem zu reden:

„Sturmvogelritt in schwarzes Brausen! Wettjagd mit tobenden Wolken! Weg, weg, ihr fliehenden Gestirne! Heran! eisiges Sprühen, rauschendes Wasserfeld!

„Schütteltanz. Strahlstraffe Fahrt. Tapferes Wesen du, mein Geschöpf und mein Freund! Deiner Knochen zartes Gefüge, mir

vertraut wie die Stufen im Vaterhaus. Dein Trotz, unbeirrt auf, auf, auf! im Weltensturz — wie ich nun staune! Laß mich lernen von dir, daß ich dir gleiche, fliegender Eichbaum, wuchtendes Kleinod! Wie du: niedersausen auf gegenstemmende Gewalten! Wie du: auftauchen aus höllischer Tiefe! Hochbrechen aus Gräbern! Vorblitzen aus Nichts und Finsternis! Lebendig über Vergessensein und schmählichen Tod!"

Hoch hebt er das zierliche Werk, das vollendete Abbild meerversunkener Schönheit.

„An wieviele Geschwister gemahnst du mich, an die großen und kleinen, die vor dir waren, und an alles, was ihnen geschah! Eines war, das tat im durchsonnten Regen namenlos seine erste Fahrt, und ein furchtsames Mädchen lernte das Steuer zwingen — weinte, weil der Schiffsherr schalt, und küßte ihn mit erstem Jungfernkusse. Ein buntes Glück spannte sich aus — mitten hinein! Und ‚Regenbogen' hieß uns fortan das liebe Fahrzeug. — ‚Dennoch' trug den Schiffsherrn und wider ihren Willen sein unfolgsames Weib weit hinaus, wo die Böen stießen gleich beteufelten Seeböcken. Dennoch setzte der leichtsinnige Mann Schote und Pinne fest. Dennoch packte er im Zorn seinen ungebärdigen Gast. Dennoch liefen sie heil auf den heimischen Sand; und den nächsten Kahn tauften sie ‚Neue Eintracht'. Und du, Schicksalnuß? —

„Mit ‚Geduld' zog ich hinaus. Mit Geduld ging ich zugrunde. Mit Geduld wanderte ich durchs Elend. Mit Geduld fand ich heim. Mit Geduld ..."

Aber da liegt Frau Hildegard lautweinend an seinem Halse, und er selbst verstummt in Tränen und drückt sie an sich. —

Jetzt führt er sie hinaus, durch die mauloffen glotzende Menge, daß sie sich niederlege und beruhige.

Kehrt zurück in den Saal, das Gesindel musternd. Reißt sich die Decke vom linken Auge, streift sich die zerlumpten Ärmel hoch, und mit der Hundepeitsche, die Franz ihm gebracht hat, schlägt er dem Pfaffen drei-, viermal übers Gesicht, bis er hinaus-

taumelt. Noch denkt Gottlieb auf geistreiche Abwehr — aber die sausenden Hiebe wirbeln ihn dem andern nach. Da raffen sich die übrigen Friedensbrüder zusammen: alle miteinander wollen sie den einen bewältigen. Aber die Gäste von der Straße, die Armen und Krüppel, die landfahrenden Leute ohne Heim und Hülle — die helfen ihm gegen die Gemeinheit. Ehe sie es merken, fliegen die Schmarotzer zu den Fenstern hinaus, kriechen und humpeln über den Hof, verdrücken sich nichtig im Nebel.

Da läßt Sweers die Mägde kommen; und rasch wird der Saal geordnet, werden die Tische gerichtet und gedeckt, und bald dürfen die guten Bettelleute schmausen und trinken und sich gütlich tun. Franz, der Junge, sitzt über ihnen allen zu oberst und sorgt, daß nichts versehen werde. — Sweers ist drinnen bei Hildegard ...

Die Bettler haben abgegessen. Überwältigt von Behagen und vom Erstaunen ob der merkwürdigen Dinge, die heutigentages noch geschehen in dieser Welt, auch ihnen zu Trost und neuer Lebenshoffnung — so sitzen sie da und lassen sich noch eine Kanne schmecken. Einige, die Frauen zumal, flüstern miteinander und wunderwerken. Die meisten aber schmunzeln und sind stille. Wären es Katzen, man hörte sie schnurren.

Dann wird es etwas geräuschvoller: sie stehen auf, gehen mit gemessenen Schritten hin zu Franz, dem Jungen, der auf dem Hochsitz für den Hausherrn waltet, und bedanken sich, so gut wie sie's verstehen.

Dann ziehen sie ab. — Ganz still sind Haus und Hof, aufatmend, da der wüste Traum gewichen.

Der Junge geht im Mondschein zu den Helligen hinüber, streichelt den alten Hund, der an ihm hochschnuppert, schaut am vorlängst gestreckten, verlassenen Kiel entlang, läßt gedankenvoll die Spanten aufwachsen und sich krümmen, die Planken sich schließen — und in seinen Ohren saust die rasche Folge der Wogen, die am Bug aufzischend vorbeifliegen ...

69.


Kalte, mondhelle Mittelmeernacht. Schiffer Christian Kloppenburg von Hamburg liegt bei steifem Südwest auf Livorno zu und macht hohe Fahrt. Die beiden französischen Freibeuter, die ihn auf der Höhe von Cannes vorgehabt haben, ließen auch nicht ein Frachtstück im Raum.

Mit wütendem Hohn sieht Kloppenburg, wie die vier fremden Segler, die da querab im Norden aufgekommen sind, ihn entdeckt haben und bei Gott ebenfalls Anstalten machen, ihm an die Schanze zu kommen. „Ihr werdet eure Rüssel unnütz ausrecken", denkt er. Aber sie könnten ihm ja schließlich noch das leere Fahrzeug nehmen. Und so wird noch einmal alles Leinenzeug hochgesetzt und naß gemacht, damit es besser zieht. Schon wieder Hetzschande durch Wassernacht — ein Trauerspiel, beinah zum Lachen!

Die Fremden sind Kriegschiffe, schärfer gebaut. Kurz vor der Einfahrt wird Kloppenburg geschnappt. Aber keine Freibeuter diesmal; sondern Michel de Reuter mit seiner Schutzflotte! Er hat zuerst und vor allem für die Niederländer zu sorgen — selbstverständlich. Aber auch die wehrlosen Hamburger und Lübecker sind ihm anvertraut. Kloppenburg verehrt den Admiral und ist ihm dankbar; dennoch kein schönes Gefühl, vor den fremden Schutzobersten hinzutreten und zu wehklagen:

Kurs von Marseille auf Livorno. Von zwei Toulonschiffen angehalten, nach der Insel Sankt Margareten — vor Cannes — gebracht, ausgeplündert und wieder losgelassen. Der eine Freibeuter ein Zweiundvierzigstücker, der andere eine Petasse von sechzehn Geschützen — „Königin" und „Jäger" — beide unter der weißen Flagge der französischen Majestät.

Was tun? — In Livorno neue Ladung nehmen. Wieder auslaufen. Wieder gejagt werden. Wieder ausgeplündert. Und so weiter.

Aber de Reuter dreht seinen Knebel spitz und sagt mit raschem Blick auf seinen Steuermann, der dabei sitzt: „Na, abwarten!"

70.

ichel de Reuter hat die beiden Freibeuter vor Korsika gestellt. Jetzt kommt auch sein Geschwader heran — de Wildt, Ohms und van der Zaan. Die Franzosen müssen ihre Schiffe verlassen und werden an Bord genommen. „Königin" und „Jäger" — schwedische Fahrzeuge, die dem Könige von Frankreich geschenkt wurden — erhalten niederländische Besatzung. De Reuter weiß sehr wohl, daß die ruchlose Kaperei, die die holländische und hansische Mittelmeerfahrt schon jahrelang schwer schädigt, von Ludwig XIV. gebilligt wird; daß die Toulonschiffe sein Eigentum sind; und daß eine sehr hochgestellte Person Frankreichs den dritten Teil des Kapergutes als beträchtliche Einnahme an sich zieht. Um so mehr Grund für ihn, mit allem Nachdruck zu handeln — wie ihm übrigens auch der Seerat von Holland aufgegeben.

Die beiden französischen Führer, Delalande und Ledignac, sitzen bei dem Niederländer in der Kajüte — gefangen. Delalande und de Reuter sind sich nicht unbekannt. Der Franzose hat zuerst auf seinen königlichen Kaperbrief pochen wollen und versucht, durch großartiges Auftreten Eindruck zu machen. Aber das ging schnell vorüber. Jetzt hockt er geknickt am Klapptisch, und der gutmütige de Reuter hat schon Mitleid mit ihm. Die Schiffe schaukeln leise auf ihren Ketten. Das stechende Wogenblau blendet durch die Luken herein. Fünf Meilen entfernt schwimmt der rosagraue Staub von Korsika.

Man bringt Wein. De Reuter selbst gießt die Gläser voll, seinen Kapitänen, den beiden Franzosen und sich selbst. Wie er den Freibeutern das Rundbrett hinüberschiebt, trifft ihn Delalande mit vollem Blick. Er wird rot wie ein Schulmädchen; aber er bleibt unbeirrt:

„Sie können mir glauben, Chevalier, daß es mir im Herzen leid tut. Sie wissen selbst, daß ich an den Dienst meiner Herren Staaten gebunden bin. Sonst würde ich trachten, Ihre Gutwilligkeit von einst zu vergelten. Ein häßlicher Zufall, der uns so wieder zusammenführt!"

„Sie brauchen diesen Zufall nicht zu schelten," entgegnet der ehemalige Malteser und jetzige Seeräuber; „das Blättchen hat sich erstaunlich gewendet."

Vor Jahren, als de Reuter ein Warenschiff nach Algier führte, ist auch er in die Gewalt eines Kapers geraten; und das war kein anderer als Delalande, der schon damals vom Haifischgewerbe lebte. Aber der junge Schiffer, den er damals gefangen bei sich unter Deck hatte, gefiel ihm so gut, daß er ihn mit Schiff und Ladung wieder segeln ließ. Im Zwiegespräch hatte de Reuter den Wein, den er mit dem Franzosen trank, als Sinnbild der Gastfreundschaft unter Kameraden hinzustellen und so seine Freigabe zu ertrotzen verstanden. Von ähnlichem Großmut kann diesmal keine Rede sein, und der Franzose begreift das sehr wohl. Aber de Reuter leidet empfindlich an der Hartherzigkeit, zu der Ehre und Eid ihn verpflichten.

71.



ie Raubschiffahrt von Toulon hat der niederländischen Flagge in den letzten Jahren nicht weniger als dreihundertachtundzwanzig Schiffe weggenommen — für Holland ein Schaden von über dreißig Millionen Gulden. Beschwerden beim König blieben erfolglos. Der niederländische Konsul in Toulon, Daniel de la Feur, dessen Berichte den Seeräubern unbequem waren, wurde am hellen Tage auf offener Straße von Bewaffneten angefallen und durch Hieb und Stich so schwer verletzt, daß er für tot liegen blieb und, da man ihn endlich auffsammelte, nur mit äußerster Mühe am Leben gehalten werden konnte. Aber der Kaperunfug wird von der Re-

gierung weiterhin geduldet, mehr oder weniger sogar begünstigt. Man sagt, der Kardinal Mazarin selbst, oder doch die Herren seines nächsten Anhanges, seien am Seeraubgewinn regelmäßig beteiligt. Das ungehörige, ja unkluge Benehmen, das der Kardinal dem niederländischen Gesandten gegenüber an den Tag gibt, scheint das böse Gerücht zu bestätigen.

Die Tat von Korsika macht endlich der Räuberei ein Ende. Am Versailler Hof werden alle Feuer geschürt, um den König gegen de Reuter und die Holländer zu erhitzen.

Nach längerer Kreuzfahrt im westlichen Mittelmeer sieht sich de Reuter durch schwere Sturmschäden genötigt, im Hafen von Kadix die „Königin" zu verkaufen; der „Jäger" wird mit den französischen Gefangenen nach Holland geschickt. Der Herzog Medina Celi erwirbt die „Königin" für die spanische Staatsflotte um 10 000 Piaster. Delalande selbst hat das Fahrzeug, das schon seit dreizehn Jahren ohne jede größere Ausbesserung zu Wasser liegt, nur auf 6000 geschätzt.

De Reuters Handlungweise wird zu Hause durchaus gebilligt. De Witt und die Staaten sind sehr zufrieden mit ihm.

Aber trotz des Widerspruches von seiten anständig Gesinnter, vor allem des Marschalls von Villeroy und des Grafen von Brienne, läßt Ludwig XIV. sich von Mazarin die Wegnahme der beiden Raubschiffe als Beleidigung seiner eigenen Person darstellen. Alle holländischen Schiffe und Güter, die in den Häfen Frankreichs liegen, werden beschlagnahmt. Den niederländischen Kaufleuten wird jeder Handel innerhalb der französischen Grenzen verboten. Sofortige Rückgabe der beiden Prisenschiffe und strengste Bestrafung des Vizeadmirals de Reuter wird im Haag gefordert. Aber Johann de Witt läßt sich nicht einschüchtern. Er antwortet mit genau entsprechenden Maßnahmen und sucht sich in Wilhelm Boreel den Rückgratmann, der nötig ist, um der französischen Majestät die Wahrheit zu sagen. Boreel erwirkt sich in Versailles Gehör vor versammeltem Hofstaat und hält bedeckten Hauptes eine Rede, die den großen Kardinal so außer

Fassung setzt, daß er gegen alle Schicklichkeit den Gesandten dreimal unterbricht; während der König selbst, ersichtlich um genaue Kenntnisnahme bemüht, aufmerksam zuhört. Zweimal läßt Boreel die Unterbrechung unbeachtet. Als aber Mazarin, der es liebt, durch lateinische Redewendungen der Bildung des Königs zu schmeicheln, achselzuckend sein „non est declaratio, sed declamatio" flüstert schneidet Boreel mit einem „Ich habe die Ehre, mit dem Könige zu reden" dazwischen. — Ludwig entläßt ihn nicht unfreundlich; äußert aber im Haag das Ersuchen, man möchte den freimütigen Gesandten zu größerer Bescheidenheit anhalten.

Doch die Holländer fühlen sich so stark und so sehr im Recht, daß sie ihrem Gesandten ebenso wie ihrem Admiral standhaft Rückendeckung halten. — Endlich, nach langem Verhandeln, kommt es zur Verständigung, die königlichen Hochmut schont, aber den Holländern Ersatz aller Schädigung sichert.

Die Kraft des niederländischen Bürgerstaates findet vor aller Welt Geltung: Englands Machteifersucht fühlt sich herausgefordert; Ludwigs Sonnenmantel hat des Ratkanzlers scharf geschnittenes Schattenprofil zum erstenmal für einen Augenblick abgebildet; die Majestät hat die kältende Verdunkelung deutlich gespürt.

72.



Ein ungeheures Krachen und Klirren fährt durch den kahlen Wald, schreckhaft und beklemmend selbst jetzt, da die Ohren noch heiß sind von der furchtbaren Schießerei des Tages. Die Gäule gehen hoch, machen weite Sätze, brechen vorwärts und sind nur mit Mühe wieder zusammenzubringen.

Dann hält die Gesellschaft und blickt über das Gehölz hinauf, von wo das Getöse kam. Schon schlägt die Brunst mit raschen Rauchstößen empor; und der Himmel, der aus zuckender Glut

wieder in bleierne Schwärze gefallen war, beginnt von neuem von Blut zu fließen, als stände ganz Fünen in Flammen.

Ein Pulverturm ist aufgeflogen; mit frischen Kräften greift der Brand um sich. Das Knistern und Sausen ist weit über Land zu hören. Kein Haus von Nyborg bleibt mehr aufrecht. Und Menschengedränge. Und kalte, harte Novembernacht.

Fremdstimmiges Geschrei, klagend und drohend, zieht die Blicke der Reiter seitwärts. Das Feuer macht für eine Weile alles hell; deutlich sieht man hinter den Bäumen, was vorgeht.

Leute, auch drei oder vier Frauen, stehen im Hemd da. Polnische Husaren, in ihren Tierbudenlivreen, fuchteln um sie herum; andere schnüren große Ballen zusammen. Die Ausgeplünderten flehen, man möge sie nicht ganz ohne Decke lassen. Die Polen lachen oder schimpfen.

De Reuter steigt rasch vom Pferde, aufgeregt murmelnd. Seine Begleiter merken sein Vorhaben und wollen ihn davon abbringen, aber er läßt sich nicht halten. — Der Wind bläst, und schwarze Schwaden schieben sich, einer nach dem andern, über den Wald heran. Einzelne Schüsse in der Ferne. Zuweilen ein Aufpuffen und verstärktes Brandsausen — ein zusammengestürztes Haus.

So schnell es in der halben Dunkelheit möglich ist, läuft de Reuter quer durch den Baumstand auf die jammervolle Plündergruppe zu. Dann kommandiert er auf die Räuber los, mit der unbekümmerten Entschiedenheit des Gehorsamgewohnten. Die Polen ahnen wohl, was sein leidenschaftlich wiederholtes „Verdoemde Schubjaksk i!" bedeuten soll, aber sie erkennen den Admiral nicht, lachen über den beleibten, aufgeregten Herrn und lassen sich keinen Augenblick stören. Das Elend und das Unrecht, das er — als Frucht seines sehr großartigen Sieges über den halsstarrigen Schweden — mit ansehen muß, bringt den Niederländer so in Wut, daß man ihn zittern sieht ... Er könnte auf deutsch die unerfreulichen Bundesgenossen zurechtweisen; aber daran denkt er nicht.

Da kommen ein paar Dänen heran, die den Polen als Landeskundige und zur Verständigung zugeteilt sind. Die erkennen den Admiral, dem sie ihren Sieg und ihre Befreiung verdanken, und stehen erstarrt — vor Ehrfurcht und vor Erstaunen über den seltsamen Vorgang. Jetzt merken die Polacken, daß irgend etwas bedenklich ist, und verschwinden aus dem Bilde. Die Beraubten stürzen sich auf ihre Kleiderbündel ... dann wollen sie dem fremden Herrn danken. Der grollt immer noch; die Dänen kopfschütteln. Aber es kommen mehr Soldaten hinzu. De Reuter findet seinen Gaul wieder und reitet zum Strand.

Admiral Bjelke hat ihn mit seinen Kapitänen auf das dänische Flaggschiff gebeten. Noch immer voller Empörung über das letzte Erlebnis läßt er sich hinrudern. In der Kajüte findet er dänische, polnische und brandenburgische Generäle, in ausgelassener Siegerfreude. Er ist durchaus gesonnen, daran teilzunehmen. Zuvor aber muß er seine Bekümmerung vom Herzen reden. Er denkt, hier werde man ihm zustimmen, der polnische Offizier werde Untersuchung und Strafe in Aussicht stellen. Aber nein: man lächelt, man zuckt die Achseln, man sucht zu beschönigen. Und de Reuter muß hören, daß die Plünderung Nyborgs, ja, der ganzen Insel, allgemein im Gange ist, und daß niemand die Soldaten daran mehr hindern könne — auch wäre das kaum zu rechtfertigen. Im übrigen habe man viertausend Schweden gefangen, soundsoviel Kriegsgerät erbeutet; der Feldzug sei aus, der Schwedenkönig zum Frieden gezwungen.

De Reuter entsetzt sich und versichert mit Ungestüm, seine Niederländer, die doch ebensoviel und mehr erduldet und geleistet, als alle andern, bedankten sich für so ruchlose Belohnung. Kein holländischer Seemann würde sich zur Plünderung erniedrigen ...

Man schweigt höflich und lächelt wieder, ungläubig, oder geringschätzig, je nach Gemütsart. —

Ohne einen Trunk berührt zu haben, steht de Reuter auf. Ohne Gruß verläßt er die Kajüte und geht von Bord, und seine Kapitäne mit ihm.

Einige Wochen später läßt der dänische König dem holländischen Flottenführer durch den Admiral Bjelke eine kostbare und kunstvoll gearbeitete goldene Kette überreichen. Die Königin Sofia Amalia hat eigenhändig eine Denkmünze mit dem Bilde des Königs, umgeben von Diamanten, darangebunden. Aber de Reuter nimmt die reiche Ehrung finsteren Angesichts und ohne ein Wort des Dankes entgegen. Bjelke weiß, warum; er atmet auf, wie die Begegnung vorüber ist.

73.

Der Landsitz der Bredenbeks liegt eine halbe Stunde eysselabwärts vor Deventer, gleichweit von Diepenveen und Tervolde, und heißt: „die Libertät". Das Herrenhaus ist erst vor zwei Jahren fertig geworden, da Jurian von Bredenbek, damals vierzig Jahre alt, die achtzehnjährige Obilot Scheele aus Walfeld heimführte.

Der Gutsherr ist weit herumgeritten in Europa und hat ohne Eifer und Unrast alles genau betrachtet und angehört. Seine ganze Mannesüberzeugung hängt an den neuen Gedanken, um die die hellsten, kräftigsten Geister draußen in der Welt sich abmühen.

Das weiße Haus mit den gewaltigen, nüchternen Säulen blickt klar, hart, streng ins Land. Aber im Innern sieht man nicht mehr die graugetünchten Wände von ehemals, mit den Land- und Seekarten, nicht mehr die gelb und schwarzen Schränke und das gewaltige, grünverhangene Bett in der Wohn- und Gästestube. Wohlgeordnet reihen sich die Räume zu ihren Zwecken aneinander: nach rechts für den Hausvater, nach links für die jugendliche Herrin. Neuer Hofsitte gemäß folgen auf den mittleren, großen Gartensaal beiderseits Empfangzimmer, Kabinett und Schlafgemach. Der Gartensaal — seine im Halbrund vorgezogenen, hohen Fenster stehen offen — ist mit grünem, gepreßtem Samt ausgeschlagen. Zwei mächtige Schränke aus

weinrotem Fremdlandholz geben in der Abendsonne bezaubernden Glutglanz. In der Mitte auf rundem Tisch eine schwere türkische Decke; darum herum ein paar hohe Lehnstühle. Zwischen den Fenstern goldgerahmte, schmale Spiegel. Gegenüber, an der Innenwand, schimmern die steinernen Standbilder des Demosthenes, des jüngeren Brutus und des Laurentius Valla.

Als Obilot diesen Raum zuerst betrat, wurde sie rot vor Freude und Stolz.

„Wie feierlich ist das, und gar nicht ein bißchen altmodisch!" sagte sie; und Jurian fühlte sich durch die Zustimmung innig beglückt.

Später freilich hat er einen Studiertisch ans Fenster rücken lassen; und die unansehnlichen Folianten, der Ohrensessel, das Kalkpfeifengestell in der Ecke und der etwas vermottete Wärmesack für angegichtete Füße passen wenig in den festlichen Raum. Obilot nennt das „unsere Lazarettecke"; und wenn der Hausherr an warmen Nachmittagen hinter seinem Römer am Tische schlummert, meidet sie den Gartensaal. Um so lieber kommt sie zur Nacht, wenn der Mondstrahl durch den Garten hereinsieht und die drei weißen Herren da hinten beinah lebendig macht . . . Denn zuweilen geschieht es, daß die junge Frau, die doch fast noch ein Kind ist, in unnatürlichen Nachtwachen herumirrt. Aber sonst ist nichts Leidendes oder Befremdliches an ihr.

Ihr Bruder, der gelehrte und trotz seiner Zurückgezogenheit vielgenannte Radbod Hermann Scheele, kommt häufig. Aber dann hält er mit seinem um fünf Jahre älteren Schwager tagelange, schwere Zwiesprache, und Obilot ist noch einsamer als sonst. In solchen Zeiten geht sie, wie auch das Wetter sei, in den Park, auf die Koppeln, ins Gehölz . . . Den Gartensaal brauchen die Herren dann ganz für sich.

Scheele hält sein Merkbüchlein in der Hand; Bredenbek hört aufmerksam zu.

„Nur die Stimmung hab ich erst — die Tonart, aus der das Lied gehen soll. Und die ist so:

„Batavus et Britannus, uter Oceanum inflammaverit quaeritur.

Batavus nonne decertare cupiebat?

— Cupiebat.

Duae Batavorum factiones quamvis adversariae populum ad bellum gerendum incitare nonne omni ratione studebant?

— Studebant.

Ergo Batavis strages imputanda?

— Minime! At Britannorum arrogantiae lacessenti populum pacis diligentissimum ad arma jugis praeferenda."

„Das weiß Gott und die Weltgeschichte! Schreib das, Radbod! Das gibt ein nützliches Büchlein!" Jurian ist sehr begeistert für den neuen Plan. Er zeichnet daran weiter:

„Und hat England seine Wahrheit gehört, dann dürftest du wohl genötigt sein, utramque factionem auf die Schalen zu setzen. Es wird gut tun, abzuwägen, ob oranische Vergangenheit republikanische Zukunft hochzuschnellen und nichtig zu machen ausreicht. Das glaub ich nicht. Und eine gerechte Prüfung der möglichen Staatsformen . . ."

Helles Gespräch vom Garten herauf unterbricht ihn. Da ist Obilot, und Jurian lauscht und lächelt . . .

Radbod beugt sich vor und lauscht gleichfalls. „Gäste im Garten?" fragt er; „meine gute Schwester hat recht häufig Besuch, scheint mir."

„Sie waren beim Schach." Jurian betrachtet seinen Schwager fast mitleidig, so glücklich ist er und so sicher in seinem Glück. „Der kleine Sturm ist äußerst wohlerzogen," spricht er nach einer Weile.

„Obilot um so weniger," entgegnet Radbod.

Die Behauptung ist grotesk und Jurian lacht.

„Gewiß, es ist so," bekräftigt der Jüngere etwas ärgerlich. „Du weißt, mein Lieber, daß Obilots Erziehung gänzlich mir überlassen blieb, und leider hab ich darin vieles versäumt."

„Jaja, ein Student ist ein schlechter Jungfernberater! Immerhin: daß sie flucht und spuckt beim Biertrinken, das ist mir noch

nicht aufgefallen. Daß sie ein Florett so gut zu drehen weiß wie ich selbst und besser — ja, das ist freilich ein widerliches Laster!"

Aber Radbod lacht nicht.

Odilot tritt rasch herein und bringt den jungen Otto Sturm mit. Der grüßt die älteren Herren mit Haltung und bleibt schweigend am Tische stehen. Träfe ihn nicht der Widerschein, der von Odilots hellem Kleide kommt, von ihrem Haar, aus ihren Augen, von ihrem strahlenden Munde, vom Spiel ihrer straff bewegten Hände — er stünde ganz im Schatten.

Ungestüm, als wären Bruder und Gatte eigenhändig schuld an ihrem Mißvergnügen, erzählt sie, was sie draußen erfuhr: „Ja, sicher wißt ihr davon! Du kommst aus dem Haag, Radbod, und wetten möcht ich, du hast dem Ratkanzler die fürchterliche Staatsgefahr vorgemalt und den alten Herrn künstlich wild gemacht."

„Erlaube, meine Teuerste! Herr de Witt ist drei Jahre jünger als ich."

„Nun, und? Bist du etwa nicht ‚Alter Herr'? Ihr habt eben keine Ahnung, wie ein Kind die Welt sieht. Ihr macht aus jedem Spiel und Märcheneinfall eine Charakterprobe, eine Tugendklippe. Wundert euch nur nicht, wenn der Prinz euch weniger liebenswürdig findet als ihr euch selbst. Nein, beim Herakles, er ist doch immer ein Fürst; und ein allerliebstes Jüngelchen obendrein! Ebenso begabt wie alle seine Vorfahren, trotz des lächerlichen Examens. Daß Oranierklugheit etwas heißen will, werdet selbst ihr alten Katilinarier wohl noch zugeben müssen."

„Aber Odilot! Weißt du, was ein Katilinarier ist? Vorgestern erst sagtest du, ich wäre sittsam und langweilig wie Cicero. Du scheinst meine Vielseitigkeit zu überschätzen."

„Also gut, lieber Jurian, überschätzen will ich dich gewiß nicht. Aber ich möchte dir auch sonst nicht unrecht tun. Darum sag schnell, daß du diese neueste Staatenleistung ebenso abgeschmackt findest wie ich!"

Samtbraune Weintrauben, die ersten aus Bredenbeks berühmtem Glashause, werden auf bemalter Fayenceplatte herein-

getragen. Alle bewundern die schönen Früchte. Man stellt sie für eine Weile als Schaugericht beiseite.

Die beiden Schwäger wissen wirklich nicht, was dem kleinen Prinzen nun schon wieder zugestoßen ist, und Obilot muß sich herbeilassen, zu berichten.

Wilhelm von Oranien hat mit seinen Altersgenossen ein bißchen „König" gespielt, hat einen Orden gestiftet, einen Kanzler, Marschälle, Truchsessen ernannt und sich etwas feierlich anreden lassen. Da ist Johann de Witt gekommen, hat ihn und die kleinen Grafen und Herrlein seines Kreises auf ihre Bänke sitzen heißen, hat aus dem Plutarch gefragt und aus der Gestirnkunde, recht wie ein Schulmeister. Und als zum Schlusse der kleine Prinz als einziger eine falsche Rechenlösung vorgezeigt hat, da hieß es: das ist mir ein „König"! — Der Orden hat aufgehört, und all die harmlosen Hofämter und Titel sind abgeschafft . . .

Radbod lacht: „Nun ja, was ein Häkchen werden will —. Das fehlte uns gerade!"

Aber Jurian weiß sehr wohl, wie weich und empfindlich Obilot für den kleinen Prinzen, den sie oft in ihren Armen gehalten, einzutreten pflegt. Er räumt ein, daß Herr de Witt etwas pedantisch und hart verfahren sei. Aber so sei nun einmal sein Wesen; und jeder wisse, was Holland und alle sieben Provinzen dieser hart ordnenden Hand zu danken hätten. Radbod gibt lehrmeisterliche Betrachtungen über die Gefahren des echt holländischen Grundsatzes „leben und leben lassen!" zum besten und über die Unentbehrlichkeit streng folgerichtigen Denkens und Handelns im Staatsleben. Währenddes ist Obilot in ihr Kabinett gegangen und mit etwas Weichem, Buntem in der Hand zurückgekommen. Jurian erkennt ein sizilianisches Seidentuch, das er mitbrachte, und errät ihr Vorhaben, nicht ohne Bedauern, das er verbirgt.

„Das alles ist Torheit, mein lieber Radbod," sagt Obilot; „und ihr werdet sehen, wohin das führt. In Groningen, bei uns in Obereyssel, in Seeland, in Friesland — überall klagt ihr über

Unruhen und Auflehnung. Aber was geht mich das an? Mich empört es, daß man den kleinen Wilhelm immer und immer wieder bestrafen will, weil seine Väter große, herrliche Männer waren. Und ihr billigt das!"

Radbod will heftig entgegnen. Aber Jurian winkt ihn still. Dann spricht er selbst, langsam, gütig, überlegen:

„Niemand würde das billigen, wäre es so. Unsere kleine Odilot liebt es, sich an Epigrammen zu berauschen. Wie wäre es, mein Herz, wenn du eine Anzahl derlei überspitzter Einfälle in elegante römische Distichen brächtest? Die würde ich dem Ratkanzler zusenden mit einem Wort in Prosa, oder zweien. — Auf seinen Hofstaat muß der Kleine freilich verzichten."

Odilot forscht rasch zu ihrem Gatten hinüber und verbraucht eine Weile mit Sinnen. Eine Maiwolke reuevoller Beschämung zieht langsam über das Blütengewächs hin — Jurian erlebt das mit Andacht. Als geschähe es absichtlos, unter scheinbaren Fremdgedanken, glättet die junge Frau das Tuch in ihrer Hand und legt es gefaltet beiseite . . . Dabei vermeidet sie es, ihren Blick zu zeigen; und der junge Sturm fühlt mit Kummer, wie hart sie ihm den Rücken kehrt. Das aber geschieht wirklich unbewußt und ohne Absicht.

Auch jetzt findet der Jüngling keinen Anhalt, mitzusprechen. Es klingt gewaltsam und ungestüm, da er plötzlich fragt:

„Ist es mir erlaubt, dem Prinzen von der Frau auf Libertät zu erzählen, die sein Anwalt ist? Das wird ihn trösten."

Alle blicken ihn erstaunt an. Und Radbod Scheele sagt: „Besser noch würde es ihn trösten und fördern, zeigte man ihm, wie klug, wie rechtlich, wie wohlwollend der Mann ist, der ihn an der Hand führt. Mag er immer seine Ahnen verehren, wie auch wir es tun! Aber dabei soll er wissen, was Johannes de Witt für das Land und für uns alle bedeutet, und unsere Hoffnung und Freude teilen lernen."

Aber Jurian spricht: „Tun Sie das, Herr Sturm! Ich bitte Sie darum. Wir wollen den Knaben fühlen lassen, daß wir ihn

gern haben und auch in ihm Niederlands Geschichte begeistert ehren. Lassen Sie ihn zuversichtlich glauben, daß jeder rechtliche Mann im Lande sein Freund ist, daß er Vertrauen haben darf auch zu denen, die das Statthaltertum nicht wünschen. Wir wollen das Kindergemüt nicht bitter werden lassen und ihm den Kummer und den Dünkel der Vereinsamung ersparen. Herzlich grüßen mögen Sie ihn von Frau Obilot und von dem Bredenbeker!"

Obilot ist zu ihm getreten und hat sich leicht auf den Armrand seines Sessels niedergelassen. Die Hände auf seinen Knien, sitzt Jurian unbeweglich und gibt sich der Beglückung durch ihre warme Nähe hin. Mit großem, offenem Blick sieht Obilot zu dem jungen Sturm hinüber und sagt:

„Wir wollen die Trauben in einen Korb packen lassen. Den bringen Sie ihm, Otto, und erzählen dazu, was Sie für gut halten. Ich weiß, Sie werden die richtigen Worte schon finden. Mein Gatte ist ein arger Republikaner — den werde ich wohl nicht mehr bekehren; ich will ihn in Gottes Namen verbrauchen, wie er ist." Sie legt ihre Hand auf Jurians Schulter und ihr Haupt gegen das soviel ältere. „Auch will ich ein folgsames Weib sein und keine Verschwörung spinnen gegen das Herz meines Herrn und Gebieters. Hörst du es, Jurian? Aber dann bist du mir auch nicht böse, wenn ich sage: der abscheuliche de Witt! Der liebe, liebe kleine Prinz!"

74.

Schon wieder ein Städtchen. Schon wieder eine Bürgermeisteransprache. General Everscott, dem Befehl wurde, mit dem königlichen Geschwisterpaar zu fahren, hat sein Mißfallen an der überschwänglichen Reisehuldigung des fremden Volkes schon zu oft hinunterschlucken müssen. „Was würden diese Leute erst für ihren eigenen Fürsten anstellen, wenn sie einen hätten!" sagt er. Das ist doppelter Anstoß; aber sein Verdruß war nicht mehr zu halten.

Der König blickt über ihn hinweg und sagt — mit der verschwommenen Grimasse, die ihm eigen ist, und die man für Lächeln nehmen kann.

„Für mich wäre dieser Harem zu eintönig."

Das überhört seine Schwester natürlich. Sie ihrerseits berichtigt den General sehr scharf:

„Diese Leute haben einen Fürsten!" —

Im Haag beglückwünschen die Staaten den König zu seiner endlichen Throngewinnung und veranstalten abschiedhalber öffentliche Festlichkeiten. Auch der Ratkanzler gewinnt seiner Klugheit ab, was der Augenblick fordert. Seine Rede an Karl II. soll den künftigen Frieden der beiden Völker, den er wünscht, nach Möglichkeit sichern. Niemand, nur er, ahnt die glimmende Brandgier tief hinten im Spalt dieser tagscheuen Königsaugen; geringere Seelenkenner sehen nichts als den unaufhörlichen Bilderstreifen der Wollust über die trüben Linsen hingleiten.

Der Senior der Amsterdamer Geistlichkeit spricht von der neubelebten Hoffnung der Papstgegner — eine Captatio; denn Karls, des Stuart, römische Neigungen sind bekannt. Die Handelskammer von Holland läßt durch ihren Sendling die einigende Kraft des Güteraustausches, daneben auch — vor den Ohren englischer Generäle und Admiräle und der Alderleute von London — die Gemeinsamkeit der Wasserbahn als Freundschaftunterpfand rühmen. Die Tuchwardeine stellen ihre allerbesten Gewebe für die Ausfuhr nach England bereit, und die Fischergilde von Vlissingen verspricht redliche Kameradschaft mit den britischen Fängern. Töricht. Denn die Engländer weben die Tuche, die sie tragen wollen, selbst; und sie pflegen zu sagen: „das Meer und der Fisch gehört uns." Und derlei mehr. Der König zeigt allen die Grimasse, die man für Lächeln nehmen kann, sagt nichts und ist sehr huldvoll. Der Binnenhof erschmettert vom Konzert der Schützenkapellen. Die vorbeidrängende Bevölkerung wedelt mit Hüten und Tüchern und ruft: „Heil! Heil!" Die Stadtböller grüßen die einrückende britische Ehrenkompanie

und die Stuartstandarte, die auf dem Stadthause emporsteigt. Die feierlichen Ansprachen plätschern aus geziemender Entfernung wie Predigten heran. Aber die Königsgetreuen, die ihres Herrn Verbannung teilten, sind auch jetzt dicht an seinem Ohr.

Einer der Redner bringt aus runder Leibesfülle ein dünnes, blechernes Stimmlein hervor, und die Erregung läßt ihn ein wenig kreischen.

„Dies Volk spricht nicht gern; deshalb haben sie einen Papagei in ein Heringfaß gesteckt. Gott segne mich, wie natürlich und täuschend!" wird dem König erläutert.

Da irgendein Biederer die niederländische Kriegsflotte erwähnt — wahrscheinlich als Schwester der britischen — heißt es in der Hofecke:

„Gnädiger Himmel! Den Piraten werde ich mir ins Großtopp setzen!"

Ein anderer Redner hofft, von des großen Königs reicher Tafel würde auch für Gäste und Fremdlinge eine Schüssel hinausgetragen werden — ein allzu demütiges Bild für den erwünschten Anteil am englischen Binnenhandel. Die Anregung wird bereitwillig entgegengenommen: „Gewiß, ein für allemal: die Schüssel mit den Gräten und Kirschkernen ist nur für die Holländer!" — „Meinetwegen! Aber den Abhub brauch ich für die Schweine und den Nachtstuhl zum Düngen."

Diesmal antwortet der König: „Schämt euch, Kinder. Die Leute waren doch s o gastfreundlich!" Er grimassiert wieder, und seine Herren erlauben sich Knurren und Gelächter.

Einen freien Augenblick benutzt die Oranierwitwe, um ihren Bruder noch einmal inständig zu bitten . . . aber Ohm Karl zeigt wenig Teilnahme für seinen Neffen; er fängt an, von den Gemälden im Saal zu sprechen. Doch da sieht er die Prinzessin zornrot werden und zittern; er fürchtet abgeschmackten Ausbruch weiblicher Unbeherrschtheit und zieht seine Schwester schnell in eine Säulenecke. Das giftige Ungestüm seines Geflüsters schüchtert sie wirklich ein:

„Eure Königliche Hoheit kann mich mit der ganzen Oranier-sippe gern haben. Stuart gehört nicht in diesen Käsekeller." Dann plötzlich, ihre Hand nehmend und mit der ganzen Süßigkeit des geübten Damensiegers: „Nein, im Ernst, Maria! Wenn ich dem Kleinen helfen soll — gut! Aber eine Bedingung! Eine Bedingung!" Ein angstvoller Aufblick macht ihn im Voraus ihrer Unterwerfung gewiß. — „Ich gebe dir sechs Monate von heute. Dann lebst du in England. Aber das Kind bleibt hier."

75.



in Sack über der Stadt, über allen Dächern, vor jedem Tor: Fieberglut und fahle Schwüle. Stirnen glänzen feucht, Leiber dunsten, Pulse schlagen Krampf, Atem bleibt aus . . . aber das Gewitter will nicht heran.

Merkt das Keiner?

Sie laufen, wie schwer die Beine, in langen Reihen untergefaßt, straßenauf straßenab, schwenken über Plätze, schreien Tanzlieder, wirbeln herum, schütten sich voll, schimpfen, kitzeln sich, lachen.

Ein fremder Bengel. Eine fremde Dirne. Stehenbleiben. Albernes Kichern. Begattung im nächsten Torweg.

Geld wird ausgestreut. „Die Gnade der Majestät —." Rennen. Brüllen. Gewühl durcheinander, aufeinander, platt im Staube. Fahnen und Kränze hängen wie Blei, von Hitze grau umwickelt. Gegröhl: „Hoch König Karl! Hoch England! Holland für immer! Stuart und Oranien!"

Auf den Brunnenstufen sechs Paare dicht aneinander. Wie Sand rieselt und schleicht aus Brunnenröhren und Beckennasen übelriechendes Getröpfel.

Der Festzug. Glotzen aus geröteten, blickfaulen Augen. — Prunkwagen mit Sinnbildern: der Friede, Handel und Seefahrt, die Weltteile, Mutter Holland, Fall und Aufrichtung, die Schlacht bei Hastings, Habeas Corpus . . . Schmalzkringel und Spickaale. Fuselvergnügen. Mädchengekreisch.

Hundertundfünfzigtausend Gulden ...

Medemblick hat statt dessen Pulver, Blei und Schiffe beantragt!

Die Medemblicker sind Idioten! Gott sei dank, Holland ist reich genug.

Rastloses Hin- und Herschieben. Fiedel und Querpfeifen — Bum! Bum! Bum! Die Possenreißer, die der Rat bezahlt. Juppla! War der saftig!

Leises Rollen, weit draußen überm Kanal. Niemand hört es.

Papierlampen. Kerzen an den Fenstern. Feuerwerk auf der Südersee. — Nachtschwärze.

Jetzt sieht man das gelbe Aufleuchten am Wasserrand. Kommt es —? Ach was! Treppe hinauf! Teufel, da liegen schon zwei! Verdammte Laterne! Herunterreißen! Strohbrand. Rasch, losspritzen! Zischender Qualm. Dunkelheit. Gestank und Stöhnen.

Ein Windstoß greift unter den First.

Aber noch bleibt der Himmel still.

76.



lle Saalfenster und die weißen Flügeltüren stehen offen. Von den Eisblöcken, darauf der Wein gekühlt wird, hat man große Stücke auf die Fliesen gelegt, den ganzen Tisch entlang ...

Der Geruch von Braten, Fisch, Gemüse, Blumen, Wachs, Wein und Süßschnaps hängt fledermausklumpig vor den Gardinen und rührt sich nicht. — Jetzt kommt Honigkuchen und scharfes Würzgebäck.

Die Gewittersonne sticht mit kreidigem Strahl nach dem Tischende. Sie hat kaum Kraft zu leuchten; aber in der heißen Luft werden die Kerzen auf dem Tische krumm und sinken zusammen.

Eben hat der Hausherr seine Gäste gezwungen, auf das Wohl seiner drei neuen Schiffe zu trinken. Sie heißen: „Glückliche Erinnerung", „Lust" und „Hoffnung". Von künftigen Schottland- und Islandfahrten hat er breit und schnalzend geprahlt. Der

Wein hat mitgeredet. Die Unterhaltung brandet, laut und sinnlos. Rote Gesichter. Augen, die ins Gleiten kommen. Aufquellende weiße Schultern und Brüste.

Seit ein paar Augenblicken sitzt der Hausherr bewegunglos; das merkt noch keiner. Plötzlich schnappt er hoch, greift nach der Kehle, zerrt an der Kragenschnur. Aber es geht vorüber. Er stiert nach den Fenstern — die sind schon geöffnet. Er sieht den eisengrauen Himmel und flucht wie im Schlaf in sich hinein ... Dann besinnt er sich:

„Hilf mir .!"

Mit spöttischem Munde schlendert die schöne, junge Frau heran, winkt den Dienern. Man trägt den Kranken nach oben.

Der Mann ist zu alt für seine unmäßige Völlerei.

Ringsum Ernüchterung. Gleichgültiges Bedauern. Die Hausfrau beschwichtigt, mahnt zum Bleiben. Aber trotz der Hitze, trotz der Mahlzeitschwere — allmählich leert sich das Haus. Auch draußen ist Fest, und die Gäste tauchen unter im glühenden Gewühl.

Ein Augenwink ...

Der junge Paul Randers hat nichts getrunken, wenig gegessen. Kühle Eleganz erwartet ihren Erfolg.

Paul Randers geht hinunter mit den Gästen, bleibt unauffällig zurück, steigt wieder nach oben. Er kennt die Bücherstube mit der Lederbank und den dicken persischen Teppichen. Ein Nordzimmer; dennoch schwül wie ein Treibhaus. Paul Randers wartet. — Da kommt die Frau, jung und straff, hochmütige Augen, abweisender Mund.

Sie schließt die Tür, riegelt zu und lehnt sich ins Leder, weit zurück. Langsam, achtlos öffnet sie das tiefe Mieder, reckt sich und ächzt.

Paul Randers blickt nicht hin.

„Ist er untergebracht?" fragt er.

„Er ist voll und hat sein Bett. Wie immer," antwortet die schöne, junge Frau.

„Gott bessere es!"

„Ja. Aber etwas plötzlich! Ich hab es jetzt satt. Ich berste. Oh, dieser Ekel! — Gleich kommen die Blitze. Aber die sind auch blöde und blind."

Paul Randers steht auf, geht einen Augenblick hin und her. Dann setzt er sich zu ihr. Nimmt ihre Hände. Küßt sie. Sitzt wieder aufrecht und geziemend.

Sie läßt sich vornüber fallen und seufzt; sie lehnt ihren Kopf gegen seinen Arm.

Noch immer sitzt er grade.

Sie beginnt wieder:

„Mein Gott, mein Gott! Wann nimmt dies ein Ende? Sechs solche Jahre . . . wer ahnt das . . . Ach, frag nicht! Ich weiß nicht. Ich will nicht wissen. Tot sein! Weg sein! Ist so ein Leben denn möglich? Ist so ein Leben denn möglich?"

Er läßt sie einen Augenblick schweigen. Dann biegt er vorsichtig das schöne, gefügige Haupt zurück, küßt ihren brennenden Mund mit dem Kusse der Entscheidung und umfaßt ihre Brust. Wie eine Feder zerbricht, so sinkt sie an ihn hin in den ersten Rausch ihres Lebens. —

Der Ehebruch ist geschehen.

Noch immer liegt das Wettergeschwulst über der zuckenden Stadt, heiß und nervendrückend wie eine Eiterbeule.

77.



oris wohnt am Rande der großen Stadt; ein niedriges, bäuerliches Haus. Sie ist ganz allein; Schwester und Schwager sind mit den anderen Verwandten nach dem Hafen gegangen, zu den Lustbarkeiten, und haben das Kleine ihrer Obhut gelassen; das schläft jetzt.

Von der Diele dämmert das Messinggerät, schimmern die Wandfliesen um den Herd.

Sie sitzt an der Blanktür. Trotz der tötenden Hitze hat sie nur

den Oberflügel zu öffnen gewagt: weitum ein ausgestorbenes Dorf, und in der Luft steht unheimlicher Gruftglanz. Sie hat das Kinderbett und einen Korb mit ihrer wichtigsten Habe nah an ihre Seite gerückt und den Schlüssel zur Ehetruhe, darin der Schwager seine Reichtümer verwahrt, an die Schürze gebunden. So hat sie ihn sofort zur Hand, wenn der Schlag kommt, wenn ausgeräumt werden muß. Die Schweine haben ihren Auslauf frei, und die beiden Ziegen sind hinten auf der Bleiche angepflöckt. Der Spitz liegt auf dem Sand im Schatten.

Doris hält ein Strickzeug; aber die Finger sind träge. Hier, in der großen Stille, kann man das ferne Wetterrollen sehr deutlich hören. Immer dichtere Sargtücher werden zum Himmel hinaufgezogen. Es ist fast ganz dunkel; aber die Hitze bleibt. —

Sie hört und erkennt einen Schritt und atmet auf. Das stöhnt wie der Seufzer eines Erwachenden.

Müde kommt ihr Bräutigam heran. Er will sie grüßen; aber Wort und Lächeln sind lahm und lichtlos. Er ist Organist und Kantor der Vorstadtkirche und hätte amtieren müssen. Aber die Nachmittagpredigt fiel aus; denn die Kirche war leer. Die ganze Gemeinde ist in der Stadt, den fremden König zu sehen. —

Doris läßt ihn herein. Dann sitzt er bei ihr und starrt wie sie in den ergrauten Garten hinaus. Sie kennen sich seit langem; und jedes weiß, wie dem andern zumut ist. Ohne Worte.

„Wenn du noch gehen möchtest —" sagt er schließlich, „ich werde schon achtgeben."

„Jetzt bleibe ich lieber hier", antwortete sie und will ihn anblicken; aber sie scheut zurück vor seinem finsteren, zerquälten Angesicht.

Dann klappern ihre Nadeln. Der junge Mann steht auf und schleppt sich im halbdunkeln Dielengang auf und nieder.

„Warst du in der Stadt?" fragt sie, da er in ihrer Nähe ist.

Er steht still und antwortet nicht.

Dann plötzlich:

„Dies entsetzliche Volk! Wie die Tiere! Nein, schlimmer: sie fühlen nicht einmal, was am Himmel ist. — So wie heute wird

es sein am Tage, da die Erde untergehen will. Die da drinnen sind, als taumelten sie schon in der Verdammnis herum. — Mädchen wie du: man könnte meinen, sie wären wie du und wüßten ihr Tun zu bedenken ... Und Kerle wie ich, die eine Verantwortung tragen; die ein Mannesleben aufbauen sollten und ein Werk vorbereiten ... ein guter Hofhund hat mehr Pflichtgefühl und Selbstbewußtsein. — Und weshalb das alles? Ein Stuart ist nichtswürdig schon durch seinen Namen. Sind wir nicht mehr freie Bürger und stolz auf die Union? Ja, stolz — pfui Teufel! — Es steht schlecht um Holland, verdammt schlecht!"

Dann sitzen sie wieder, schweigend.

Das Mädchen zuckt auf, so grell schlug ein Wetterleuchten hoch.

Nach einer Weile sehen sie ein fremdes Sausen, das kommt immer näher, wird stärker und stärker. Was ist das? Sie sehen die Erlen draußen an der Straße sich hin und her neigen, langsam und tief; und dann schütteln sich die Büsche des Gartens wie im Tollkrampf, der Sand wirbelt hoch auf und abgerissene Blüten darin und Blattzweige. Der Hund winselt vor der Tür. Sie lassen ihn herein, schließen das Haus und gehen in die Kammer. Da ist es fast dunkel. Draußen heult der Wetterherold übers Dach.

Der junge Mann durchläuft zuerst den engen Raum wie einen Käfig. Plötzlich setzt er sich, sackt ganz zusammen, von Trübsinn umnachtet. In leidvoller Angst blickt das Mädchen zu ihm hin, bis er leise redet:

„Wozu quälen wir uns? Worauf warten wir? Werden wir jemals herausklettern? In alten Zeiten ließ man Sklaven in Schiffen rudern. Unten im Raum waren sie festgekettet. Und blieben da, den ganzen Sommer, das ganze Jahr. Von der Sonne sahen sie, was durch die Ritzen hereinkam und durch die Riemenaugen. Wenn der Feind rammte, wenn das Schiff zerbarst und das grüne Wasser über ihnen zusammenschlug — dann waren sie erlöst. Ist es mit uns denn anders?"

Der Säugling schreit; sie geht, ihn zu besorgen. Wie sie zurückkommt, fragt er:

„Das ist wohl schön, anderer Leute Kinder zu warten?"

„Schön? Was ist denn schön? — Es ist auch nicht unlieb, und es muß doch geschehen. Wenn man selber keins hat..."

„Du selber? Ja, Doris, wir sind arme Teufel. — Dumm, dumm ist das, brav und treu zu sein."

Jetzt geht sie zu ihm, küßt ihn und streichelt seine Hand: „Nun hör auf! Das ist Unvernunft!"

„Unvernunft? Wer ist denn heute vernünftig in Holland? Soll ich der Einzige sein? Und mit Händen greifen, wie sinnlos alles ist?"

Wieder weint draußen das Kind. Wieder muß sie zu ihm. Sie nimmt es, schüttelt die Kissen, legt es glatt. Gleich schlummert es weiter. Noch ein paar Wiegenzüge... Da hört sie von drinnen ein seltsames Geräusch, nur ein leichtes Knacken und Puffen — weiter nichts. Wie geschleudert ist sie wieder an der Tür, mit beiden Händen hält sie sich an der Klinke, schwankt, schreit, weint, lacht, redet Worte, von denen sie selbst nichts weiß...

Nein, bei Gott, er lebt!

Aus weit aufgerissenen, blöden Augen glotzt er sie an, und beide sind sich ein Gespenst. Fürchterlich, wie das Pulver sein Gesicht geschwärzt hat! Zitternd verbirgt er das Reiterpistol, das so häßlichen Dienst versagte, und das Pulverfläschchen wieder in seinem Rock.

„Gib her! Gib her! Woher hast du denn...? Um Gotteswillen, gib her!" Sie tastet; über ihn hingeworfen, an seinem Leibe, die Waffe zu suchen, vor Angst von Sinnen.

Scham macht ihn plötzlich nüchtern. „Nicht einmal einen Schuß Pulver wert", sagt er und will sie von sich schieben. Aber sie beginnt, ihn mit rasender Glut zu liebkosen. Ihr Kuß ist stechend heiß, ihre Umarmung erstickend. Ganz schwach ist seine Regung, sie von sich zu tun. „Laß, laß, es ist alles einerlei," keucht sie, „heute ist alles einerlei — alles einerlei — alles einerlei — einerlei..." Von ihren Händen fließt grauenvolle Wonne, schauerliche Glückseligkeit...

Und plötzlich kommt ihm Verwunderung: er lebt ja; er kann ja ihren sausenden Atem hören; kann fühlen, was sie schüttelt; seine Finger können greifen; ein Kuß ... Da, jetzt fühlt er sein eigenes Blut, und wie es sich aufbäumt. „Wahrscheinlich ist mein Gesicht schwarz", denkt er, „aber das macht ja nichts — das macht ja nichts." Dann gießt sich seine ganze Lebenskraft durch das enge Tor dem Weibe entgegen ...

Draußen zerrt der Wind an grünen Gewändern und schlägt sie hoch, und die Welt zittert im Krampf der Erwartung.

78.



Kornelius — er neigt zur Fettleibigkeit, und die große Erregung, die ihn erhitzt, macht ihm die Gewitterschwüle zur doppelten Qual — Kornelius schlägt vor, hinten im Garten auf Johanns Rückkehr oder auf den Losbruch des Wetters zu warten. Frau Maria ist so erfüllt vom Gedanken an die große Reise, die nun kommen soll, daß sie es zwischen den Wänden ohnehin kaum aushält. Der kleine Jakob fragt sofort nach Muhme Wendulas neuen Truthühnern, von denen schon in Dordrecht gesprochen wurde; die möchte er gern sehen.

Die Hausfrau bliebe lieber vorn am Fenster. Hier kann sie den ganzen Hänflingdamm entlang blicken, bis zum Weiher und zum Schloß. Von dort muß Johannes kommen. Ihr ist, als hätte sie ihn nie mit solcher Angst ersehnt wie heute. Unerträgliche Befürchtungen soll seine Nähe ihr zerstreuen; und auch — sie würde sich dieses Gefühls sonst schämen; aber heute ist ihre Beklommenheit übermächtig — auch den etwas gar zu nachdrücklichen, gar zu stark auftretenden Schwager soll er dämpfen und beruhigen.

Wie es sich gehört, folgt Frau Wendula dem Wunsche ihrer Gäste.

Draußen im Garten erhält der Junge Erlaubnis, nach dem Hühnerhause zu gehen; auch gibt man ihm ein Säcklein Welschkorn, das Geflügel zu füttern.

Dann spricht Kornelius aus, was ihn hertrieb.

Die Wiedereinsetzung der Stuarts, der neue Rückhalt für Oranien, bedeutet dem republikanischen Staatsgedanken, dem die Brüder de Witt bis in den Tod angelobt sind, die schwerste Gefahr, den freien Niederlanden vielleicht das Ende. Und man sieht ja, wessen man sich von diesem Volke, das sogar dem fremden Tyrannen in würdeloser Tollheit zujubelt, zu versehen hat...

„Doch nicht das ganze Volk jubelt! Und selbst diese — wäre es der eigene Tyrann..." will Wendula entgegenhalten. Aber Kornelius hört nicht darauf.

Er sei entschlossen, — und Johannes müsse ihm rechtgeben und ihm folgen, — sobald wie irgend möglich das unrettbare Land zu verlassen. In Brasilien oder auch im Norden Amerikas, in Neu-Amsterdam, könne man versuchen, ein reinliches Bürgerdasein neu aufzubauen. — Er hat schon die Pläne für die Auflösung seines Dordrechter Haushaltes fertig, weiß schon den Namen des Schiffes, mit dem sie segeln wollen; und die kleine, eifrige Schwägerin ist zu allem bereit.

Aber Wendula fühlt sich zum Sterben gequält. Maria weiß, daß sie wieder ein Kind erwartet; man wundert sich deshalb nicht, wie sie von Unbehagen spricht und die Gäste allein läßt. Sie bittet Maria, sich nicht um sie zu bemühen. Auch müsse Johannes ja in Kürze zu Hause sein. — Schwer atmend, mit wildem Herzschlag, steigt sie allein die Treppen hinauf.

Hier ist Annas Bettchen. Hier liegt die kleine Agnes in ihrer Wiege. Beide Kinder schlafen fest.

Zwischen ihnen, auf dem Fußboden ausgestreckt, liegt Wendula und weint in hilfloser Not. Am schwarzgewordenen Himmel ragt der bleiche Wipfel eines blühenden Birnbaumes in die bleierne Hitze hinauf. Davor schließt Wendula stöhnend die Augen.

Käme doch Blitz und Brand und krachendes Ende! Nur nicht fort aus diesem Lande! Nicht in die Fremde! Nicht losreißen das Herz und die tausend haftenden Fasern! Und doch — im ver-

schütteten Bau herumzugehen — bitter fühlt sie den kommenden unerträglichen Gram ihres Gatten. Ach, besser schon ein Ende! ein Ende!

Aber die ausgestreckte Lage beruhigt sie und macht sie gefaßter. Wenn Johannes seinem Bruder folgen will, so wird es schon das Rechte sein; dann darf sie nicht mit törichtem Gefühlsungestüm widerstreben. Sie wird sich mühen, das Neue zu ertragen. Man kann ja auch Erinnerungen mitnehmen. Und sie denkt an zwei Bücher, die, als altes Familiengut, ihr Bruder verwahrt. Das eine ist ein Kupferfoliant, darin alle Städte Hollands auf das genaueste abgebildet sind, mit ihren Häusern, Türmen, Kanälen, mit den Toren und Wällen, und mit den Windmühlen darum herum. Das andere ist das große Familienbuch der Amsterdamer Bürgermeister, das Ehrenstück der Familie Bicker. Ob sie ihr das über See hin anvertrauen werden? Sie hofft es, und will recht sehr darum bitten.

Aber das alles ist ja nicht die Hauptsache!

Sie wird ganz eifrig, das Gedankenversäumnis wieder gut zu machen. Das Unwohlsein ist vergangen; sie steht auf; knieend kramt sie in der Truhe und sucht allerlei kleine Wäschesachen und Kleidchen hervor, auch gestrickte Schuhe und Hauben und Kinderschmuck und Spielgerät. Dies Stück hat ihre Mutter selbst genäht ... dies kaufte sie vor ihrer ersten Niederkunft ... dies hat Johannes einmal aus Haarlem mitgebracht; als er kam, tat Anna ihre ersten Schritte ...

Die kleine Reiseaussteuer schichtet sich hoch auf. Wendula ist ganz in ihren Erinnerungen verloren; sie merkt garnicht, daß Johannes an der Tür steht und ihr Tun mit Verwunderung beobachtet.

„Wendula — wozu das?" fragt er.

Sie erschrickt; dann fühlt sie das weiche Bad des Erlöstseins; lächelt; auf den Truhenrand gestützt, steht sie mühsam auf. Johannes ist bei ihr und hilft mit beiden Händen.

„Ach, endlich!" sagt sie, an seinem Halse. „War es sehr schlimm? War es auch so entsetzlich heiß drinnen? Sag doch, wie es dir

ergangen ist!" Die Reisedrohung hat sie ganz vergessen, und Johannes fragt nicht weiter nach dem Zweck ihres Auspackens. Frauen machen sich oft mit dergleichen zu schaffen.

„Kornelius und Maria sind im Garten." —

Trotz der fortdauernden Hitze ganz erfrischt, fast munter, kommt Wendula wieder zu ihren Gästen.

Kornelius will wissen, was verhandelt, was beschlossen wurde. Johannes schweigt einen Augenblick; es ist, als sinke sein Geist in einen tiefen erstickenden Schacht; dies ist der Augenblick, an dem die Gewitterschwüle ihre höchste Schwere erreicht. — Und noch ehe Antwort kommt, spricht Kornelius von Auswandern . . .

Johannes sieht ihn erst erstaunt an; sein Blick wird scharf; das gelbliche, hagere Gesicht wird rot und sprühend. Mit einer Heftigkeit, wie niemand sie an ihm kennt, entgegnet er rasch; und alle, erschreckt, fügen sich sofort seiner überlegenen Gemütskraft:

„Auswandern? Jetzt? Bin ich denn ein fahnenflüchtiger Schuft? Bin ich Kapitän und springe von der Brücke, weil Sturm droht? Ich verstehe dich nicht. — Was beschlossen wurde? — Was ich selbst beantragte, weil es unvermeidlich ist: die Ausschließungurkunde wird nichtig erklärt. Jetzt hat Oranien freie Bahn. Jetzt wird Englands Einfluß uns friedlich erwürgen. — Und jetzt willst du dich fortmachen? Meinetwegen! Aber ich, ich bleibe."

Wendula weint. Doch anders als zuvor.

Da die ersten Sturmstöße in den Garten fahren, gehen sie alle ins Haus.

79.

Sie wollen den Fall ohne den Maler besprechen. Der hat sie jüngst einpaarmal hergenötigt, obwohl das Bild in seiner Werkstatt gearbeitet wird. Dabei scheint er sich nun diese Torheit ausgedacht zu haben.

Der Raum vor der hinteren Schmalwand ihres Amtsaales ist um zwei Stufen erhöht. Dort steht ein Tisch, nebst einem Lehnsessel und ein paar Stühlen. Auf dem Tische liegt noch immer der goldrote Teppich, den man, ganz gegen Sinn und Sitte, bloß dem Maler zuliebe, darüber deckte.

Mit spöttischem Schweigen steigt der alte Arnold van der Mein hinauf und setzt sich. Die vier anderen Herren Tuchwardeine bleiben verdrießlich unten vor den Stufen und wissen nicht recht, was aus der Sache zu machen sei. Den Knecht haben sie gleichfalls kommen lassen; er steht und wartet.

„Wir hätten uns mit diesem Rembrandt nicht einlassen sollen, ich habe das vorausgesehen", sagt Wilhelm Däumburg. „Das Bild ist ganz schön und ähnlich — dagegen sage ich nichts. Aber nun dieser unglaubliche Eigensinn, in einer solchen Kleinigkeit! Das sieht doch jedes Kind, daß der Tisch auf seinem Bilde schief ist. Haben wir denn einen schiefen Tisch? Gerade weil ich das Gemälde sonst gut und wertvoll finde, ärgert mich diese alberne Entstellung."

„Aber lieber Däumburg, der Tisch ist wirklich nicht schief." Die kleinen Augen des Herrn Joachim von Schnee bewegen sich, während er spricht, mit Hast hin und her. „Man sieht ihn nur so. Treten doch die Herren einmal hierher! Bitte, in sitzender Stellung! Nun? Wenn man die Simskante verfolgt, dann den Tischrand dazu, hier, von der Ecke aus — nein, etwas dichter heran, Herr Janssohn — sehen Sie nicht, wie heftig sich das hinunterneigt?"

„In Gottes Namen! Ja!" antwortet Däumburg; er zuckt ein paarmal mit dem Kopfe, als bekräftige er seine Worte einem

Kinde. „Aber ich will Ihnen etwas sagen, Schnee! Wenn er uns von hier aus hätte malen wollen, dicht heran, in sitzender Stellung, was glauben Sie, was von Ihrem und meinem Gesicht dahinten zu sehen gewesen wäre? Nichts! Die Augenbrauen vielleicht noch eben und Stirn und Hut. — Nein, es ist wirklich sehr verdrießlich."

„Natürlich!" spricht Volkert Janssohn, „uns hat er von dahinten her gesehen und gemalt. Dahinten hat er auch zuerst gezeichnet, erinnern Sie sich? Und so ist es auch auf dem Bilde".

„Nun also — einmal hier, einmal da hinten! Es ist einfach abgeschmackt. Wären wir nur zu Keyser gegangen oder zu Palamedes oder zu sonst einem! Als wenn die Herren Maler selten wären bei uns!"

„Wenn die Herren Wardeine mir eine Äußerung gestatten wollen ..." Der Knecht ist herangetreten; er redet, wie immer, in sehr gewählten Worten. „Wenn ich mich des Bildes recht erinnere, so ist dort deutlich zu merken, daß die Herren an erhöhter, gleichsam gebietender Stelle sitzen, den Saal überblickend."

„Gewiß! Und —?"

„Es ist aber nichts von Stufen oder dergleichen zu sehen. Und somit dürfte es schwierig sein, jene Erhöhung dem Beschauer fühlbar zu machen. Ich dächte, die Herren würden darauf nicht verzichten wollen."

„Das fehlte noch! Gerade das hat er sehr gut herausgebracht. Aber was hat das mit dem schiefen Tisch zu tun?"

„Die Herren werden verzeihen — es schien mir so", sagt der Mann und tritt zurück.

Däumburg zieht das weiter nicht mehr in Erwägung. Der Verdruß wird ihm langweilig; er beginnt von etwas anderem. —

Beim Fortgehen bleibt Schnee ein wenig zurück, um dem Knecht, der die Saaltür schließt, sagen zu können:

„Nun — wir beide werden Gott bitten, daß er uns nicht in Hoffart fallen lasse, weil wir mit darauf sein dürfen."

80.



Die Gebrüder van Dongen haben eine Zeit schwerster Aufregung und Sorge hinter sich. Sie können nun aufatmen. Die Not ist überwunden.

Im englischen Kriege sind mit anderen britischen Schiffen die „Gute Hoffnung" und das „Glückhafte Abenteuer" in niederländische Gewalt geraten. Die Staaten haben die beiden Fahrzeuge als rechtmäßige Prise behalten und versteigert. Van Dongens konnten sie zu günstigen Bedingungen erwerben und haben auf die Reisen dieser zwei Schiffe ihr Handelshaus gegründet.

Aber dann kamen englische Rücklieferunganspruche. Der Regierung lag daran, mit England in dauerndes Einverständnis zu kommen. Van Dongens selbst, wie viele andere Kaufleute, billigen das grundsätzlich; auch haben sie mit den Schiffen gut verdient und sich bereit erklärt, nachträglich das Kaufgeld zu erhöhen, damit die Regierung die geforderte Entschädigung voll bezahlen könne. Aber Schiffsraum ist knapp und kostbarer als Geld: eine Zeitlang forderten die Engländer die Schiffe selbst, nicht den Wert. Infolgedessen mußten „Hoffnung" und „Abenteuer" in den holländischen Häfen, in denen sie sich gerade fanden, aufgelegt werden. Das dauerte mehrere Monate, und der Frachtenausfall, zusammen mit der neuen Verpflichtung, hat die junge Firma schon fast zur Auflösung gezwungen.

Endlich sind die beiden englischen Eigentümer nach Amsterdam gekommen. Man hat mündlich verhandelt. Die Sache ist so weit gediehen, daß heute van Dongens auf der Bank von Amsterdam den Engländern den Unterschiedbetrag aushändigen sollen. Auf die Empfangbestätigung hin werden die Staaten den Engländern den Kaufwert auszahlen und den Holländern die Schiffe freigeben.

Mit vergnügter Arbeitzuversicht warten die beiden Brüder im Schalterraum der Bank auf die beiden englischen Geschäft-

freunde. Ihre Papiere und Anweisungen sind in fehlerloser Form beisammen. Es bedarf nur noch der Übergabe und Empfangbestätigung. Die Bank selbst wird die Urkunden von beiden Seiten entgegen nehmen und das weitere Geschäft in die Wege leiten.

Statt der beiden Engländer kommt ein livrierter Diener des Herrn Downing, des englischen Gesandten im Haag. Er läßt sich vom Türwächter des Bankhauses die Herren van Dongen zeigen und überreicht ihnen einen Brief, darin die beiden Engländer ihre bereits vollzogene Abreise anzeigen; aus der verabredeten Geschäftregelung könne nichts werden. Se. Exzellenz der englische Gesandte habe sie bedeutet, die Rückgabe der beiden Schiffe sei Nationalehrensache und mit Geld nicht abzulösen.

Die Herren van Dongen, redliche Kaufleute, benutzen ihre Anwesenheit bei der Bank dazu, mit dem Rest ihres Guthabens einen Teil ihrer laufenden Verbindlichkeiten zu begleichen, und begeben sich dann zum Börsenvorsteher, um den Offenbarungeid anzumelden.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Im Börsensaal um Stand vierzehn drängt sich eine Schar von Handelsleuten. Das ist nichts besonderes; denn es ist der Stand Hermann Herborgs, des größten Häutehändlers von Holland. Aber daß alle diese Geschäftleute ganz untätig dastehen, verstört und wie gelähmt, das ist auffällig.

Eine Zeitlang haben sie mit Ungeduld auf Herborg gewartet, um notwendige Abschlüsse gültig zu machen und neue, noch im Ungewissen liegende Geschäfte anzubahnen. Sie wunderten sich über die ungewohnte Unpünktlichkeit. Jetzt eben haben sie erfahren, daß Hermann Herborg nicht zur Börse kommen kann, weil er sich heute morgen früh gegen vier Uhr in seinem Hafenspeicher erhängt hat.

Der Grund wird bald bekannt.

Herborg, auf sein Börsenglück vertrauend, hat sich nicht gescheut, Mündelgelder in seinem Geschäft mitarbeiten zu lassen.

Daß er diesmal verlor, hat ihn nicht schwer gegrämt; er wußte Deckung. Ein Zufall brachte ihm eine größere Menge von Anteilscheinen der Ostindischen Gesellschaft in die Hand. Die standen genau 500, und die zu erwartende reiche Ausschüttung würde den Mündelansprüchen genügen. — Vorgestern erfuhr die Börse, daß England auf allen Werften Tag und Nacht Kriegschiffe bauen lasse und den fremden, ja den eigenen Schiffen das Auslaufen verbiete, um die Matrosen im Lande und zur Verfügung zu behalten. Ferner: im Parlament sei die Handelslage Englands besprochen worden; das Seeamt habe dem empörten Zweifel der Abgeordneten nachgewiesen, daß der holländische Seehandel noch immer das Fünffache des englischen ausmache.

Heute stehen die Ostindischen nur noch 400; weiteres Sinken und gänzlicher Ausfall der diesjährigen Ausschüttung muß befürchtet werden.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Van Gogh, der niederländische Gesandte in London, ist ein etwas langsam denkender, ungeschickter Herr, wenig geeignet für seinen Posten, am wenigsten jetzt. Aber er hat einen jungen, sehr eifrigen, gewandten Kanzleivorsteher; der heißt Born.

Schon seit zwei Wochen beobachtet Born — was dem Gesandten nicht aufgefallen ist — daß die Schriften seiner Regierung mit stets wechselnder Verspätung auf dem Postamt zur Auslieferung kommen. Schließlich findet er an einem Briefe unmißdeutige Spuren heimlicher Öffnung.

Bebend vor Aufregung bringt er das Stück dem Gesandten. Aber Herrn van Gogh wird nur allmählich die Tragweite dieser Entdeckung bemerkbar. — „Ja, mein Gott, was kann ich dabei machen?" fragt er schließlich achselzuckend.

Hierauf gerät Born so in Feuer, daß van Gogh, von Natur bescheiden, seiner Unfähigkeit bewußt und ohne jeden Standesdünkel, sich der überlegenen Persönlichkeit seines Gehilfen ohne weiteres fügt. Und als Born rät, sofort an Herrn de Witt einen Kurier abzusenden, mit gleichgültigem Schreiben, aber mit der

mündlichen Aufforderung, nur noch irreführende Briefe nach London abgehen zu lassen, findet van Gogh, zu diesem verwickelten Manöver sei doch wohl nur Born selbst zu gebrauchen, und verfährt dementsprechend.

Das hat Born gehofft; der persönliche Vorteil, der ihm unter de Witts Augen raschen Aufstieg ermöglichen wird, ist dem klugen, eifrigen Manne zu gönnen und dient dem Landeswohl.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Zwei holländische Kriegsgeschwader, je sechs Fahrzeuge stark, segeln von Carthagena nach Alicante. An Bord des Flaggschiffes „Der Spiegel" liegt der Vizeadmiral de Reuter krank. Er leidet seit mehreren Wochen so schwer an der Ruhr, daß der Schiffsarzt und die Offiziere mit dem Schlimmsten rechnen. Gleichwohl hat der Admiral keinen Tag das Kommando abgegeben, sondern alles Nötige und Nützliche jederzeit selbst angeordnet.

Gegen Mittag begegnet die Flotte sieben britischen Königschiffen, die der Admiral John Lawson führt. Die Flagge der Majestät wird nach Brauch und Übereinkommen durch zwölf Ehrenschüsse und durch Flaggenstreichen, bei gefällten Bramsegeln und verlangsamter Fahrt, gegrüßt. Lawson erwidert die zwölf Schüsse, streicht aber seine Flagge nicht. Bisher war es üblich, für den Schiffsgruß stets in gleicher Weise zu danken.

De Reuter, in seiner Koje, erfährt davon und ahnt mit dem verschärften Feingefühl des Leidenden das schwer Bedeutsame des Vorgangs. Ganz verstehen kann er ihn freilich nicht; er glaubt fast, die Mißachtung des Engländers gelte dem Flottenführer, der nur noch halber Diensttuer ist. Aber das wäre ungerecht und sinnlos, — eine häßliche Unklarheit, die aus der Welt muß! De Reuter läßt die Schaluppe aussetzen; der Kapitän du Bois und der zweite Staatenbevollmächtigte Viane sollen zu Lawson hinüber und ihn zur Rede stellen. Lawson empfängt die Holländer mit tadelloser Höflichkeit und entschuldigt sich von selbst wegen des unterlassenen Flaggengrußes: dies sei königlicher

Befehl. — Dann sendet er einen Gegenbesuch zum „Spiegel" hinüber. Die Offiziere unterhalten sich kameradschaftlich über die jüngsten Zwischenfälle der gemeinsamen Berbereskenbekämpfung und scheiden in aller Freundschaft.

Aber de Reuter findet es nicht angezeigt, die Flaggenfrage, wie äußerlich sie sei, geringwichtig zu nehmen und gibt Befehl, den Admiral Lawson in Zukunft mit jeder anderen Höflichkeit, aber nicht mehr mit Flaggenstreichung zu begrüßen.

Der Ratkanzler erfährt dies alles aus einem Bericht, den der erste Staatenbevollmächtigte bei de Reuters Flotte, Herr Johann Bertram von Mortaigne, an ihn abgehen ließ, und bringt diesen Zwischenfall vor den Generalstaaten zur Sprache. Die Herren zeigen sich ebenso erregt wie de Reuter selbst und beraten lange über den Fall. Der Admiral erhält die Anweisung, auf keinen Fall den Flaggengruß vertragwidrig zu unterlassen. Sollte er aber ein zweites Mal unerwidert bleiben, so sei an die Generalstaaten zu berichten, worauf weiterer Entscheid folgen würde. — An diesem Tage richten mehrere Abgeordnete der Seestädte an ihre Regierungen das dringende Ersuchen, die Werften und Arsenale instand zu setzen und sich für alle Fälle in Bereitschaft zu halten.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Am Hafen von Amsterdam ist von See her bekannt geworden, daß ein unheimliches Fahrzeug unbekannter Nationalität, dem Anschein nach ein Holländer, Helder und Wielingen passiert habe und im Ansegeln sei. Der Name des Schiffes sei schwarz überpinselt und unleserlich. Der Kapitän habe auf Anruf Auskunft verweigert. Sämtliche Segel seien mit Teerkreuzen verschmiert. Vom Heck stehe halbstock eine große Flagge — schwarz!

Alle Müßiggänger und Neuigkeitsammler geraten in Spannung; aber auch ernsthafte Leute fühlen sich veranlaßt, auf den Kaimauern zu warten, was das geben werde.

Auch von Enkheusen wird das Trauerschiff gemeldet. Dort hat ein Wachtboot den Segler angehalten. Ein Hafenoffizier hat

im Namen der Regierung Auskunft verlangt. Kein Zweifel, daß sie ihm wurde. Der Mann ist totenernst zurückgekommen und sofort, ohne mit irgend jemandem ein Wort zu sprechen, aus seinem Dienst heraus im Galopp nach dem Haag geritten. Die eigenmächtige Tat wird ihn von Dienst und Ehre bringen.

Schließlich, gegen Abend, kommt das schwarze Schiff in Sicht, und einige meinen, einen namhaften Ostindienfahrer zu erkennen. Da das Fahrzeug heran ist, zeigt es sich, daß sie recht hatten. Der Kapitän und noch einige Herren kommen an Land, von Neugierigen umdrängt. Aber sie schweigen. Und niemand sonst darf von Bord, niemand wird zugelassen. Bewaffnete Matrosen hindern jeden Verkehr. Ein Vorwitziger wird durch Scharfschuß gewarnt.

Was ist das? — Pest? Krieg? Untergang ferner Weltteile?

Am anderen Morgen kriecht es mit Nebel und schleimigem Tau durch alle Gassen, über die Fleete von Kahn zu Kahn, die Stadtmauern entlang, in alle Keller hinein, durch Markthallen und Kirchen, Kneipen und Kinderschulen, ein Flüstern, ein Munkeln, ein tödlicher Schreck:

ie Engländer haben mitten im Frieden Hollands Besitztümer am Senegal angegriffen, haben die Faktoreien genommen, die Forts besetzt, die Gute Rhede, Takorari, Cabo Corso, Adja, Annamabo ...

Manche glauben noch nicht daran, und die Staaten geben einstweilen nichts bekannt. Die Schiffe, die von der afrikanischen Westküste her fällig sind, werden mit Grauen und Fieber erwartet. Aber sie bleiben alle aus.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Da es über jeden Zweifel gewiß wird, daß Admiral Holmes im Auftrage der Royal African Company den senegambischen Raubzug wirklich ausgeführt hat, kommt zugleich die neue Meldung: von Afrika ist er nach Nordamerika hinübergesegelt und hat dort, längs des Nordflusses, die herrlich aufblühende, aber nur schwach besetzte holländische Niederlassung gleichfalls

erobert; dem Bruder des Königs, dem Herzog von York, zu Ehren, dem Hauptgesellschafter der Royal Company, haben die Briten das Städtchen Neu-Amsterdam in Neu-York umgetauft. Karl II. soll das gestohlene Land seinem Bruder bereits geschenkt haben.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der englische Gesandte Downing, dem diese Gerüchte zu Ohren kommen, erklärt, davon nichts zu wissen. Auf Befehl seines Königs fordert er für frühere englische Einbußen acht Millionen Gulden Entschädigung und die Auslieferung dreier Personen, die zur Verurteilung Karls I. mitgewirkt haben und sich, wie man sagt, in Holland aufhalten.

Er kann nicht umhin, in London dienstlich die holländischen Beschwerden zu melden. Karl II. läßt den Staaten und dem ganzen holländischen Volke antworten, die Vorfälle in Afrika seien als private Auseinandersetzung zwischen der Königlich Afrikanischen und der Ostindischen Gesellschaft aufzufassen und gingen die Regierung Seiner Majestät nichts an. Neu-York gehöre seinem Königlichen Bruder.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Im Dezember, etwas verspätet, läuft die Smyrnaflotte ein, zerschossen, aber kostbar genug. Sieben englische Kriegschiffe haben sie vor dem Kanal überfallen. Die beiden bewaffneten Begleitschiffe und die Handelsegler selbst haben sich so gut gewehrt, daß nur zwei Kauffahrer verloren wurden.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Seltsam: wenn in Holland von den Abschiedfesten für Karl I. die Rede ist — niemand will dabei gewesen sein.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Inzwischen haben die Generalstaaten beschlossen, zwölf Kriegschiffe nach der Guineaküste abzusenden. Die sollen das geraubte Land zurückgewinnen. Aber de Witt weiß sehr gut, daß diese zwölf Schiffe niemals durchkommen, geschweige denn etwas ausrichten werden. Er weiß ferner, daß nicht alle Herren Ge-

neralstaaten, wie nötig, zu schweigen verstehen, daß einige sogar jetzt noch den „lieben Frieden" über alles setzen ... er hat das verfassungmäßige Recht, dringende und heikle Staatshandlungen mit Zustimmung eines Geheimausschusses von sechs Personen ins Werk zu setzen. Den beruft er zu sich; aber nur zwei Männern vertraut er seinen Plan an; die anderen vier unterzeichnen, ohne bei der Verlesung des Schriftstückes genau zugehört zu haben, weil der Ratkanzler sich währenddes mit ihnen unterhalten hat. Was sie unterzeichnen, ist ein Geheimbefehl an de Reuter, sofort vom Mittelmeer aus die Rückeroberung der senegambischen Besitzungen durchzuführen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Da in London bekannt wird, daß von neuem die holländische Flagge über der Guten Rhede weht, erklärt die Regierung Karls II. den Generalstaaten den Krieg, weil die Niederländer britische Ländereien geraubt hätten.

81.

ie niederländische Flotte ist bei Lowestoft, nahe der Themsemündung, vollständig geschlagen, auseinandergesprengt, nach Hause gejagt. Trümmerteile liegen schon in den verschiedenen Häfen und Flüssen Hollands und Seelands und hinter den Inseln. Noch wieder neun oder zehn Fahrzeuge sind vor dem Briel in Sicht gekommen. Das werden wohl die letzten sein.

Wassenar von Opdam, der Höchstkommandierende vor Lowestoft, war ein unfähiger alter Herr. Das war seinen Kapitänen nur zu wohlbekannt und verursachte Unsicherheit und Willkür — während der Schlacht tolles Drauflosgehen bei einigen, Unentschlossenheit, vorsichtiges Abwarten, ja Feigheit und frühzeitige Flucht bei anderen. Zwei Admiräle aber haben das Äußerste gewagt und geleistet, was unter diesen Umständen möglich war; als letzte Kämpfer haben sie den Rückzug mit Heldenstandhaftig-

keit gedeckt — beides Söhne von Männern, die als Admiräle in früheren Seekriegen den Tod fanden: der alte Johann Evertssohn und der junge Kornelius Tromp.

Von denen, die draußen waren, sind Evertssohn und Tromp die einzigen, die den Kopf oben behalten; da ja der eine Fehlschlag den Krieg nicht entscheidet, und tapferer Geist erst vor Schwierigkeit und Mißgeschick seine ganze Schönheit auseinanderfaltet. Also schlägt die ganze enttäuschte Wut des Landes gegen sie. Wer sich duckt und beiseite schleicht, den läßt man mit ein paar Steinwürfen laufen.

Die Flüchtlinge kommen näher. Man erkennt die Ständer, die Gallionen, das nachschleppende Gestänge, die zertrümmerten Schanzen, auf Deck die Verwundeten ... Da! Da! Das ist die Admiralsflagge! Das ist Evertssohn! — Die Menschenmenge am Ufer brüllt und fuchtelt.

Die Fahrzeuge gehen an die Tonnen, einige zu Anker; andere werden an die Kaimauern geschleppt. Denen ergeht es schlimm. Als berste eine Schleuse, so braust die Menge über das Deck hin. Die Verwundeten, die da herumliegen, werden mit Füßen getreten, von Faust zu Faust an Land geworfen, beschimpft und mißhandelt. Die Gesunden, Offiziere und Mannschaften, halten sich, ganz vorn zusammengedrängt, mit Waffen den wütenden Pöbel vom Leibe. Steine fliegen in den Haufen, Blöcke, Handspaken und Eimer. Einer findet ein Teerfaß. Deckel herunter! Drei oder vier wuchten das schwere Gefäß hin und her; dann fliegt es nach vorn, den zähen, schwarzen Inhalt weitum ausschleudernd. Man droht mit Feuer ... Die Flaggen werden heruntergezerrt und zerrissen. Der schwere Kompaß klatscht ins Wasser. In der Kombüse wird alles kurz und klein geschlagen; schon klitscht das Deck in Dreck und Nässe. Endlich kommt die Hafenwache und schafft Luft, sperrt um die Schiffe herum den Kai. Drüben gröhlt und johlt die Menge, heiser und fahl ...

Der alte Evertssohn ist in der Admiralsgig herangekommen. Aber der Wagen, der ihn zum Platzkommandanten fahren soll,

ist noch nicht da. Ein wenig ab von der Landungtreppe wartet das Boot auf dem Wasser. Der Admiral und die Matrosen blicken nach oben — Flüche, Drohungen, wutzitternde Fäuste. Endlich kommt der Wagen. Ein paar Ruderschläge; das Boot ist an der Treppe, von einem Matrosen gehalten. Dem fallen beide Hände blutig ins Wasser; verständnislos blickt er auf die Stümpfe und beginnt zu weinen. Evertssohn, kaum auf der zweiten Stufe, wird gepackt und über sein Boot hinaus in den Hafen geworfen. „Ersäufen, den Schweinehund!" schreit es von oben.

Es gelingt seinen Leuten, den alten Mann herauszuziehen und das Boot rasch genug wieder abzulegen. An Landen ist nicht zu denken.

Aber schon wimmelt die Wasserfläche von Jollen und Schuten; und der Pöbel macht Miene, die Schiffe an den Tonnen anzugreifen. Das gelingt freilich nicht. Schüsse knallen. Angstschreie. Wildes Plätschern. Bootsmannpfeifen. Hörnerrufe. Kommandos. Die ganze Welt in Aufruhr.

Voll Grauen blicken die Verwundeten, die sehnlich auf Land und Pflege warteten, ohne Begreifen, voll Angst vor dem Tode, voll Angst vor dem Leben, in den Wahnwitz.

Ein forsch gerudertes Boot schießt an die Admiralsgig heran. Schon heben die Matrosen die Riemen, um auf den Angreifer loszuschlagen. Aber einer Frauenstimme heller Ruf tut Einhalt. Es ist Obilot Bredenbek mit dem jungen Sturm. Sie nehmen den Admiral über und bergen ihn aus dem Getümmel. Obilot ist heiß empört und zittert vor Besorgnis um den alten Helden. Dennoch kann sie sich nicht enthalten, ihm zuzurufen: „Seht ihr nun, daß es ohne einen Herrn nicht geht?" Denn sie weiß sehr wohl, daß Evertssohn nicht für Oranien ist, wie der junge Tromp, den sie hier erwartete ...

Allmählich wird der Hafen gesäubert. Die tobende Menge drängt in die Stadt zurück. Auf dem Markt, vor dem Rathaus, schwillt der Haufen an; der Platz ist schwarz von Menschen.

Aber die Leute sind ernüchtert. Sie fragen sich jetzt, was werden soll. Einige fürchten die Engländer. Andere erhoffen Umsturz, Wirrwarr, Finsternis und wilde Lust. Doch die meisten verlangen nach Ordnung und Führung, lechzen nach Tat.

Vom Rathausaltan reden die Beherzten der Stadträte, die Besonnenen der Zunftmänner. Ein paar Kapitäne sind dabei, von denen alle Welt weiß, daß sie ihre Pflicht taten und nicht schuld sind an dem großen Unglück.

Obilots schwarzgekleidete Schlankheit fällt auf. „Was will denn die niedliche Wittfrau?“ hört Sturm sagen, der bei ihr steht, und errötet. Nicht um ihren Gatten trauert Obilot — der lebt; sondern um ihren Bruder.

Da tritt Kornelius de Witt an die Brüstung. Er weiß wohl, daß man ihn kennt, und daß er sein Leben wagt. Ein paar Schreier: „Das ist einer von den Kriegmachern! Her mit ihm! An den Halspfahl! Nein: an die Wage! Totschlagen!“ Aber es sind nur wenige, und Rippenstöße machen sie still.

Kornelius soll reden; und er redet. Er spricht sofort von der neuen Flotte und von der nächsten Schlacht. Und hat sich nicht getäuscht. Noch sind die männlichen Regungen, der Sinn für Tapferkeit und Recht, Grundstimmung. Noch ist Mark in diesen Knochen.

Während er spricht, läßt einer der Seeoffiziere eine Trommel vors Haus bringen, setzt sich daran nieder und beginnt mit den Einschreibungen. Seine Feder fliegt. Die Leute schieben und stoßen sich herzu.

Auch Otto Sturm tritt heran. — Wie er wieder hinaufkommt, auf den Altan, lächelt Obilot ihm aus Tränen zu. „So oder so, es ist doch für das Land!“ sagt er, ein wenig unsicher. Und Obilot nimmt ihn bei der Hand und blickt in das Getümmel ...

Dann gehen sie nach Haus zum alten Evertssohn. Der liegt in Decken und muß schwitzen. Sie erzählen ihm, was vorm Rathaus geschah. „Schweinebande!“ schimpft er, „verfluchtes Pack! Aber sie kommen zur Vernunft. Na, wollen es gut sein lassen!“

Er erholt sich ganz. Aber es geht nicht anders, man schleppt ihn schließlich doch noch vor ein Kriegsgericht. Das spricht ihn frei, mit Glanz und Ehren. Daß der alte Herr fürs erste auf weiteres Mittun verzichtet, ist begreiflich.

Von den ehrvergessenen Kapitänen werden drei erschossen, die anderen des Landes verwiesen.

Darüber ist Tromp erbittert. Niemand weiß besser als er, daß der törichte Wassenar im Grunde schuldiger ist, als diese armseligen Ausreißer. Und es verdrießt den stramm oranisch Gesinnten, wie fest und entschieden die Brüder de Witt, Bürgerleute und Federmänner, die sie sind, die wildgewordene Herde wieder bändigen — wie sicher und geschickt sie den Flottenbau und das Seewesen wieder in Ordnung bringen. Daran mitzuhelfen, mit all seiner Klugheit und mit seiner ganzen rücksichtlosen Tatkraft, das kann und will er freilich nicht weigern.

Das Volk blickt auf de Witt und wartet auf de Reuter; der ist irgendwo draußen, auf See ... De Witt macht die Flotte. Gut. Aber de Reuter muß sie führen. Wo bleibt er?

82.



ohannes de Witt ist auf „Libertät" gewesen. Der Vredenbeker hat ihm den traurigen Zustand der Landesverteidigung geschildert und die große Gefahr. Niemand zweifelt, daß der Bischof von Münster diesmal anrücken wird, um sich die Pfandländer, die er mit Geld nicht einlösen kann, mit Gewalt wieder zu holen. Das ist dem Ratkanzler nicht neu. Der König von Frankreich selbst hat den niederländischen Gesandten, Herrn von Beuningen, wissen lassen, daß Karl II. auf dem ganzen Festlande Bundesgenossen gegen die Niederlande zu werben sucht, daß die verheißenen Gelder bislang aber nur auf den Münsterbischof den beabsichtigten Eindruck gemacht haben. De Witt weiß noch mehr: daß der Bischof mit Duldung des spanischen Statthalters in Flandern Truppen

wirbt; daß der Erzbischof von Köln wie der Herzog von Jülich, auch der Kurfürst von Brandenburg, den Oraniern verschwägert, daran denkt, den Bischof zu unterstützen; daß die Hilfe, die man von Frankreich, um der Eifersucht auf England willen, allenfalls herziehen könnte, doch nur zweideutig und hinterhältig sein würde; und daß... Aber das ist das Schlimmste, und der Bredenbeker malt es ohne Schonung aus: Landheer und Festungen sind traurig vernachlässigt. Der Selbstverantwortlichkeit, die den Provinzen nach Abschaffung der soldatischen Kerngewalt Oraniens zufiel, haben sie sich nicht würdig gezeigt. Die Meerprovinzen Holland, Seeland und Friesland sind durch ihre Aufwendungen für Seewesen und Flotte einigermaßen entschuldigt — aber Oberenßel, Groningen und Geldern haben erbärmlich gehandelt in ihrer falschen Sparsamkeit, und in Ütrecht wird es kaum besser stehen. „Die Magazine sind leer, die Kanonen rosten auf den baufälligen Wällen und Mauern, die Festungen sind gar nicht oder zu schwach besetzt", sagt Bredenbek; und er fügt hinzu: der gemeine Mann, und leider auch der Prediger auf der Kanzel, pflege zu sagen, das sei allein des Ratkanzlers Schuld. Nur wenige dünke des Bürgers Freiheit und Recht köstlich genug, um dafür des Bürgers Pflicht, selbst einzustehen, selbst zu handeln, auf sich zu nehmen...

Johannes de Witt hat zu alldem schweigen müssen. Denn das — das vor allem! — ist seine geheime Angst seit Jahr und Tag. Frau Obilot hat es abgelehnt, den Ratkanzler in ihrem Hause zu begrüßen.

Da de Witt nach der Stadt fährt, kann Jürian Bredenbek, gichtgeplagt, ihn nicht begleiten.

Im Polizeihaus von Deventer empfängt de Witt die Führer und Abgeordneten der bedrohten Provinzen. Sie wollen von ihm Hilfe; auf ihren Gesichtern ist Selbstgerechtigkeit und Vorwurf zu lesen — Herdengeister!

„Was kommt ihr zu mir? Bin ich euer Lehnsherr und Schutzfürst? Haben eure Obersten und Inspektoren nicht alle Gewalt?

Wußtet ihr nicht, daß, wer sein Haus gesichert haben will, lernen muß, eine Flinte zu putzen?" Das alles hat er ihnen sagen wollen. Aber wie er in ihre gekränkten Mienen blickt, wendet er sich ab ... Das will ja nicht denken, das will nur kommandiert werden. Und er weiß es genau, weshalb Amsterdam so groß ist vor den anderen Städten; weshalb — trotzallem — glücklich ist, wer darin lebt. „Ihr Honigkuchenleute — seid ihr denn der Mühe wert?" Aber er muß tun, was ihn ekelt: freie, erwachsene Männer einspannen und zufahren wie gelehrige Gäule. Er teilt ihnen mit, daß ein Bündnis mit Braunschweig-Lüneburg vorbereitet wird; daß der vielbegehrte Kriegsmann Georg Friedrich von Waldeck in den Dienst der Staaten zu treten sich bereit erklärt hat; daß Frankreichs Unterstützung nicht ganz ausbleiben wird; daß er, der Ratkanzler, für neue Aushebungen bereits Anstalt getroffen und bei den Generalstaaten einen Sonderkredit für den münsterischen Krieg beantragt hat, der wohl zugestanden werden wird ... „Und was werdet ihr nun leisten?" fragt er zum Schluß; aber das ist für ihn nur noch bittere Rhetorik.

83.



Sechstausend Franzosen unter Pradel ziehen links der Maas auf Venloo, um von Südwesten her ins Münsterland vorzudringen. Die Verpflegung dieser Hilfstruppe haben die Staaten übernommen; sie bleibt mangelhaft. Dafür muß das Land büßen.

Wilm Heinrich, der Maasmüller von Blerick, ist nach dem feldeinwärts gelegenen Siebenkatenort Staffels geritten, um die von dort erwartete Kornsendung zurückzuhalten. Er hat die Franzosen in seiner Mühle.

Aber die sind auch schon in Staffels. Ein Versorgungtrupp von zwölf Mann sucht die Häuser ab und schleppt zusammen, was genießbar und sonst zu brauchen. Der Müller hat die bunten Vögel schon von weitem flattern sehen, ist abgesessen und hat seinen

Gaul in einer Sandkuhle gefesselt auf den Boden gelegt. Den wird keiner finden.

Gemächlich geht er von Haus zu Haus. Die Übung seit vorgestern hat ihn gelehrt, mit den Welschen ein bißchen zu verhandeln; er fühlt sich fast als Dolmetscher. Die Leute von Staffels, die jammern und sich höchst ungebärdig stellen, sucht er zu beruhigen. Die Franzosen kämen als Bundesgenossen und Freunde. Ihnen nach Kräften zu helfen, sei Ehrenpflicht. Auch solle man bedenken, daß größere Orte, wie zum Beispiel Blerick, noch viel schwerer zu leiden hätten. Und wenn keiner der zwölf Fremden in der Nähe ist, gibt er rasch und leise ein paar Ratschläge, wie dies zu verstecken und jenes zu retten sei.

Mit ein paar Runden, die er in der Schenke ausgibt, bringt er in Erfahrung, wieweit die Franzosen schon vorgedrungen sind, und auf welchen Wegen er unangehalten heimreiten kann. In Blerick werden sie ihn und seinen Gaul nicht behelligen. Dort kennen sie ihn; wissen, daß er nach Vermögen dem Kriegzuge beigesteuert hat und überhaupt ein wohlgesinnter Bürger ist.

Aber wie er mit Dunkelwerden in Blerick einreiten will, sieht er sich plötzlich umringt, zu Boden gerissen, gefesselt, gefangen.

Man führt ihn vor den Kapitän. Ein Kornett aus Flandern dolmetscht. Ein Standgericht.

Wilm hält das Ganze für ein Versehen, bleibt kühl und furchtlos. Er vernimmt, daß man des weiteren auf dem Mühlenhof verhandeln will. Wirklich bricht die Versammlung auf und schleppt ihn mit. Gut so, denkt er; um so rascher wird sich alles aufklären. — Ein Leutnant übernimmt jetzt die Führung.

Daß die Mühle mit Posten umstellt wurde, ist verdrießlich. Aber erst, als er merkt, daß alle Knechte und Mägde fort sind — daß auch seine ruhige, tatkräftige Frau mit den Kindern verschwunden ist, wird ihm unbehaglich zumute.

Und schnell genug erfährt er, woran er ist.

Den Franzosen ist bekannt geworden — der Himmel mag wissen, wie — daß der Müller eine große Kornmenge in Sicher-

heit gebracht hat. Die soll er herausgeben und sich alsdann wegen falscheidlicher Aussage verantworten. Selbstverständlich leugnet er mit Festigkeit, erklärt eine etwa ergangene Anzeige als Schandtat eines Bösgesinnten und bleibt auch unerschüttert, als man die übliche Zungenlösung an ihm versucht: weder die Ziege, die von seinen bloßen Fußsohlen Salz ableckt, noch der Jauchetrichter zwischen seinen Zähnen bringt ihn zum Geständnis. Das Korn ist zum größten Teil anvertrautes Gut. Er will es retten.

Natürlich wird er zum Tode verurteilt. Aber den Franzosen ist mehr daran gelegen, die Vorräte zu bekommen, als einen gleichgültigen Bauern umzubringen. Ein Letztes soll versucht werden.

Während der Mann wartet und vergebens zu erraten sucht, was sie vorbereiten, fühlt er plötzlich seine gefesselte Hand weich und warm gefaßt und sieht seinen Ältesten neben sich.

Daß der Junge scheu und voll Angst ist, wundert ihn nicht. Aber das Kind spricht: „Vater, sag es Mutter nicht, daß ich gekommen bin!" Das klingt seltsam.

„Wo ist Mutter? Haben sie euch hier weggejagt? Was ist geschehen?"

„Wir sind bei Großvater. Garnicht weggejagt! Mutter sagt, wir dürfen dich nie wiedersehen, und die Mühle soll abbrennen. Bitte, sag ihr nicht, daß ich gekommen bin! Soll die Mühle wirklich abbrennen?" Immer wieder fragt das Kind, schluchzend, mit heißem Kummer: „Soll die Mühle wirklich abbrennen? Soll die Mühle wirklich abbrennen?"

Der Mann versteht das alles nicht. Aber die Ahnung von etwas sehr Häßlichem, Bösem, beklemmt ihn jetzt furchtbar.

Plötzlich schreit der Knabe laut auf:

„Da! Horch, Vater! Horch! Sie sperren die Leerflut. Jetzt! Hörst du? Das Rad geht schon! Gewiß! Sie brauchen Mehl. Sie wollen mahlen. Dann werden sie sie doch nicht abbrennen?" Und das Kind läuft hin, das eine große Schauspiel seines Lebens

wieder und wieder zu genießen: wie der klare Stoß über das Rad herunterschießt, wie die Schaufeln taktmäßig, unaufhörlich, streng und fest, in den schäumenden Tanz hinabtauchen ... In der Luft steht wieder das gewohnte, ruhevolle, große Rauschen.

Was ist das alles? —

Dann, traumgräßlich, wird es ihm klar. Wird ihm klar, daß seine List, vielleicht auch das Versteck verraten ist. Wird ihm klar, daß sein Weib freiwillig die Mühle im Stich gelassen; daß sie seine Kinder anweist, ihren Vater zu verachten; daß die Welschen ihn hängen werden, bevor er nur eins von den Kleinen wiedergesehen ...

Seine Peiniger treten zusammen und kommen heran. Bei ihnen ist Meta Mangels ... Es war schlecht und dumm, daß er sie fortjagte, als sie ihm lästig wurde, statt ihr zu helfen.

Ohne ihn anzublicken, verbissenen Tones, Ekel im Angesicht, wiederholt sie ihre Anzeige.

Wo das Korn sei? fragt der Franzose.

Das wisse sie nicht.

Weshalb sie denn ihren früheren Herrn verrate? — Die Absicht dieser Frage ist nicht zu tadeln: ihre Glaubhaftigkeit soll festgestellt werden. Aber sie antwortet nicht.

Schließlich, auf Drängen:

„Fragt ihn doch selbst! Oder die Frau. Die weiß es auch, weshalb." Der erste, rasche Blick zu dem Angeschuldigten hinüber — Brandstiftertriumph, Henkersgenugtuung.

Die Wut des vernichteten Mannes blendet ihm jede Überlegung, nur nicht die um Rache. Die arbeitet wie ein Magnet, und die Eisenspänchen seines Planes fliegen ihm zu.

„Das Mädchen weiß ebensogut, wie ich, wo das Korn liegt. Ihr Talerbeutel ist auch da, und der Zettel mit ihrem Namen."

Atemlos von der aus der Luft gegriffenen Behauptung starrt das Mädchen ihn an. Höhnisch fährt er fort:

„Wißt ihr, wie sie heißt? — Seht nur an ihrem Brusttuch nach! — Ja: M. M. Soll heißen: Meta Mangels."

„Also hin! Beide!“ entscheidet der Leutnant. „Wo ist das Versteck?“

„Am Stauweiher entlang. Über das Wehr. Dann links am Haferstück vorbei. Unter der Fohlenkoppel steckt der Erdspeicher.“ — Es ist nie ein Erdspeicher dagewesen. Aber der Franzose kommandiert: „Los!“ und der Zug setzt sich in Bewegung. Meta muß mit.

Am Stauweiher entlang ... Über das Wehr ... und plötzlich springt der Müller, die Hände auf dem Rücken, auf das Mädchen los, umklammert sie mit den Beinen, die beiden schweren Körper schlagen das Geländer durch und wuchten hinunter. Der Mann hält fest. Da man die beiden in der Nähe des Rades aus dem Weiher herausfischt, sind sie schon ertrunken.

84.

Eines Sonntagmorgens — die Zeit geht auf Weihnachten, es tagt spät — wird im Hause des Ratkanzlers ein großer Korb mit Orangen abgegeben, von einem unbekannten Manne, ohne Schriftstück — „für den Herrn de Witt.“

Der Ratkanzler liebt es nicht, beschenkt zu werden. Aber gegen diese Gabe läßt sich nichts tun. Sie ist einmal im Hause; die Kinder und die Dienstboten freuen sich über das Obst, das durch den Seekrieg in Holland selten geworden ist. De Witt sorgt dafür, daß die Hälfte der gelben Früchte in das Armenkrankenhaus hinübergeschafft werde, und gibt den Rest lächelnd, und nicht ohne Dankbarkeit gegen den unbekannten Spender, seinem Haushalt frei. Aber da zeigt es sich, daß Frau Wendula mit fast abergläubischer Abneigung dieser Wohltat entgegentritt, ohne Begründung und Anhalt. Mit belustigtem Erstaunen über den schrulligen Widerstand der sonst so vernünftigen und ruhigen Frau muß der Ratkanzler den Kindern ihren Anteil geradezu erkämpfen. Als wären die Früchte Diebsgut, verhext, vergiftet oder sonst eine Falle des Teufels.

Spät am Abend erfährt er, was es mit der geheimnisvollen Gabe auf sich hat. Jetzt lacht er laut; dennoch gibt die Sache ihm zu denken, zumal in der Nacht, bei vorzeitigem Erwachen.

Die Bürgermeisterei von Amsterdam schickt einen Reitboten mit einem Briefe. Darin steht, mit einer Ausführlichkeit, die den zwar folgen-, aber nicht bedeutunglosen Vorfall komisch erscheinen läßt, berichtet und zu lesen, was heute geschehen:

Vor einigen Monden ist im Kirchlein zu Schloterdeich ein Pfarrer eingesetzt worden, dessen scheinbar wunderliches, in Wahrheit wohl eher hochverräterisches Predigen seiner kleinen Gemeinde einen großen Zulauf aus ganz Amsterdam, vorab des niederen Volkes, aber auch der Herrschaftlichen, sicherte. Heute hat er im Vormittagamt die Kanzel zu einer Rede mißbraucht, die beinahe gotteslästerlich und sicher staatsgefährlich zu nennen ist. Er hat aus seinem Talar eine Orange hervorgezogen, die edle Frucht eine Weile gepriesen und beklagt, daß sie durch den Krieg und der jetzigen Regierung böswilliges Ungeschick fast außer Gebrauch gekommen. Sobald alle Zuhörer des Wortspiels völlig inne wurden, hat er sich nicht entblödet, den Orangenbaum geradezu für den Baum des Lebens, so im Paradiese gestanden als aller Gewächse köstlichstes, und somit für den König unter den Bäumen, für Gottes besonderen Liebling und Auserwählten zu erklären. Hat auch allerlei heidnische Vergleiche — als mit der Sonne, der schon die Ägypter dienten, die bei den Alten als Helios oder Sol göttlich verehrt wurde — beigezogen und mit der ketzermäßigen und aufrührerischen Weissagung geschlossen, das Herrschergestirn, das jetzt, um die Zeit der Winterwende, noch gar klein und kraftlos sei, werde alsbald zunehmen und erstarken und seinen vollen Glanz gewinnen.

Gegen Abend sei eine nicht mehr große, immerhin bedrohliche Menschenmenge vor des Bürgermeisters Hause erschienen und habe, zwar nur in lächerlichem Unernste, aber mit unverkennbarem Trotze, vom Magistrate der Stadt Amsterdam verlangt, er solle dafür sorgen, daß es zum Feste nicht an den sonst ge-

wohnten und beim Volke so beliebten Orangen mangele. Wie zu melden wohl unnötig, habe der Bürgermeister in seiner Ansprache den Anschein genommen, als sei er der tieferen Bedeutung dieses Aufzuges völlig unverstehend (wie übrigens ein Teil der Aufgewiegelten es wirklich gewesen); jedoch habe er versprechen müssen, die nächste Südfruchtladung, die einlaufe, solle von der Stadt angekauft werden und bei billigstem Preise, zum Besten der Waisenhäuser, zur Verteilung gelangen. — Darauf habe sich die Menge, unter Gelächter und allerlei kindischem Unfug, zerlaufen.

85.



Gleich an der Haustür kommt das erste Hindernis; der hochherrschaftliche Pförtner will den Gepäckmann nicht hereinlassen. Der blickt kümmerlich und verwegen zugleich. Wer sollte da nicht auf ungünstige Gedanken kommen? Unter dem Filz trägt der Alte ein unsauberes Tuch um das Haar gewickelt. Trotz der warmen Jahreszeit schleppt er eine schäbig gewordene Pelzschaube auf dem Leibe herum. Seine Strümpfe sind stopfreich; seine Schuhe unordentlich geschnallt; dazu der Kasten, das schmutzige Bündel mit den Pinseln und die abenteuerlichen Stangen ...

Schließlich ergibt sich, daß der Kömmling beordert ist, Herrn Detlev Noeleburg zu malen. Der Diener muß ihn achselzuckend hereinlassen.

Im Fliesensaal findet Rembrandt endlich das Licht, das er braucht, um den schwammig verwitterten Gesichtsformen des Kaufmannes, den unbestimmten Farben seiner Haut und seines Haupthaares das unirdisch Zerfließende zu geben, das die müde Spießbürger-Alltäglichkeit bannen soll. Noeleburg muß zahlen; aber — den Kuckuck! Wenn er wissen will, wie sein holdes Angesicht sich auf der Netzhaut eines Idioten abbildet, braucht er nur in den Spiegel zu sehen. Wäre es um weiter nichts, so würde

Rembrandt sich nicht mit der leidigen Ölschmiere abquälen. Gott sei Dank, das Holz ist glatt und gut grundiert! Herr Noeleburg hat es selbst besorgen müssen. Damit er sich nichts einbilde, bemängelt Rembrandt die Versperrung: wirft sich das Brett, bekommt das Bild Risse, muß natürlich der Maler schuld sein, das kennt man schon. Aber wenn so ein kindsköpfiger Schreiner sich entschließt, wirklich trockenes Holz herauszusuchen, das auch hinten astfrei ist — der Fall müsse geradezu als ein Wunder verzeichnet werden. Und ordentliche Nuten für den Einschub kann schon längst keiner mehr schneiden ... das geht so eine Weile, und der gute Herr wird wirklich verschüchtert. Freilich, bis er sich herbeiläßt, den hohen Hut aufzusetzen, dessen breiter Schlapprand die verkniffelten Kalbsaugen in wohltätigen Schatten legt — das dauert wieder eine ganze Zeit und kostet viel Gebrumm von beiden Seiten. Natürlich will der Alte sitzen. Seine Kontorbeine vertragen das lange Stehen nicht. Im Stuhl aber sackt er zusammen wie ein schlecht gesäuerter Kuchen; dann ist gar nichts mehr mit ihm los. — Endlich sitzt er leidlich aufrecht. Das Malen kann anfangen.

Aber kaum ist die nasse Umbravorzeichnung schön glitschig im Zuge, da fängt Herr Noeleburg an zu zappeln, kommt hoch und sucht nach der Handklingel, die nicht an ihrem gehörigen Platze steht. Schließlich hat er sie und schellt aus Leibeskräften. Die Aufwärterin, die herbeikommt, soll Auskunft geben, ob der nachtbummelnde Sohn des Hauses endlich zurück sei. Das wird verneint. Die Frau erhält den Auftrag, den jungen Mann, sobald er erscheint, hereinzusenden. — Dann wird mit großer Mühe die frühere, in der Bildzeichnung bereits festgelegte Stellung wieder gesucht; und die Arbeit kann weitergehen.

„Haben Sie auch Kinder?" fragt Noeleburg.

Ja, Rembrandt hat einen Jungen; und es stellt sich heraus, daß die Söhne, wie die Väter, annähernd im gleichen Alter stehen.

„Einen Jungen? Gewiß auch so einen Unband und Tunichtgut, so einen naseweisen Taugenichts und Nervenfresser", mut-

maßt Noeleburg. Und Rembrandt, nach kurzem Verwundern: „Oh, ein wahres Ungeheuer!“ Er senkt einen Augenblick das Haupt, um statt der stechenden Glotzlinsen des Alten die lieben, leidernsten Augen seines schlanken Kindes vor sich zu sehen.

Noeleburg ergeht sich in Weltbetrachtung: „Ich habe oft darüber nachgedacht, wie es wohl kommt, daß die angeblich tadellose Schöpfung gerade den wichtigsten Punkt gänzlich verfehlt hat. Bedenkt man zum Beispiel die Jahreszeiten. Da ist der Frühling, da läuft das Korn auf, da blühen die Obstbäume, die Halme wachsen heran, die Birnen reifen. So wird Sommer und Herbst; alles steht in seinem vollsten Wert und trägt Frucht — schön! Dagegen habe ich nichts, durchaus nicht! Aber dann kommt der Winter; alles stirbt ab; und die ganze Plackerei und die Sorge um Wetterschäden und Gedeihen, alles geht von vorn los. Wäre es nicht viel besser und geruhsamer, wenn die Frucht aus sich heraus Frucht brächte, statt Samen? Wie ist es denn mit uns? Als Jungen haben wir uns weidlich herangequält, haben Dummheiten gemacht über Dummheiten und unsere Väter ebenso geärgert und geschädigt, wie sie die ihrigen. Könnte denn nicht der reife, gefestigte Mann, wenn schon durchaus das Menschengeschlecht vermehrt werden muß, sich in irgendeiner Weise reif und gefestigt vervielfältigen, anstatt daß die ganze Geschichte beim Embryo und den Unsauberkeiten des Säuglings wieder anfangen muß? Besser freilich wäre es schon, alles Zeugen und Gebären würde abgeschafft; aber auch das Sterben. Die einmal errungene Erfahrung, Bildung, Charakterbeständigkeit und Geschäftsleistung bliebe erhalten. Binnen weniger Jahre bestände die ganze Menschheit — von den Langhaarigen sehe ich ab — ausschließlich aus reif gewordenen Ehrenmännern. Dann könnte man immerhin wohl von einer ‚Krone der Schöpfung‘ sprechen; indes so das Bild durch das viele unklare, untaugliche Gärzeug denn doch recht getrübt erscheint.“

„Einfach und hinreißend, wie alle großen Gedanken!“ meint Rembrandt. „Ihn nur etwa auf das Malergewerbe anzuwenden

— welche überwältigende Aussicht! — Aber auch sonst! auch sonst! Man denke sich die albernen Grünschnäbel von der Gasse weg, die den Kopf nur immer nach den Jungfern verdrehen! Keine Grasaffen mehr mit ihren herumfliegenden Zöpfen und dem ewigen Gekicher! Kein Feuerwerk, daran so viele sich die Finger und noch edlere Glieder verbrennen! Keine Tänze und Serenaden! Nicht mehr das ewige Hungern und Lungern nach unerreichbaren Überschwenglichkeiten! Keine Sehnsucht! Kein Heimweh! Lauter ernste, befriedigte, wohlgestellte Männer, wie Sie und ich! Ein gemessenes, weihevolles Sichbewegen! Nur an das nützende Nötigste wird noch gedacht. Und so vermindert sich die leidige Denkerei überhaupt auf das allergeringste Maß! Welche Kraftersparnis! Welche Ruhe im Öffentlichen! Und wie gleichmäßig und einheitlich die Bilder um uns herum: immer die gleichen Graubärte, dieselben Glatzen, dieselben knochig bestimmten Fingergelenke und Griffbewegungen! An zwei, drei Mustern erschöpft sich das ganze Charakterstudium! Kaum auszudenken, wie wunderbar sich das Malerhandwerk vereinfachen würde ..."
Dem guten Rembrandt war das unaufhörliche Schwatzen, solange der andere redete, lästig und anstößig. Aber der groteske Unsinn, den er da ausmalen kann, macht ihm selbst kindliches Vergnügen. Auch Rembrandt wird alt ...

Herr Noeleburg nimmt den Faden wieder an sich: „Jawohl — wenn ich an meinen Sohn denke! Wollen Sie glauben: unbegabt ist er durchaus nicht. Im Gegenteil! Aber keine Erfahrung, keine Selbstbeherrschung, kein kluges Abwägen — es ist geradezu empörend, wenn man sich sagen muß: all deine Einsicht, deine gesicherte Lebenseroberung war umsonst — denn es ist ja nicht anders: auch wir werden daran glauben müssen, mein lieber Rembrandt — ja, ja. Und an der Stelle, die wir mit Würde und Weisheit redlich auszufüllen trachteten, lärmt dann die idealistische Torheit eines jungen Mannes ..."

„Ach ja, die idealistischen Flausen!" seufzt Rembrandt. „Davon kann auch ich ein Stückchen blasen, bester Herr. Weiß Gott,

ich wollte, ich hätte das große Einmaleins zwanzig Jahre früher gelernt!"

Hier wird Herr Noeleburg plötzlich hellhörig. Seine Freunde haben recht bedenkliche Gesichter gezogen, als sie vernahmen, wem er sein Konterfei anzuvertrauen gedenke. Rembrandt! Der soll schändlich teuer sein. Und trotz aller Geschäfttüchtigkeit hat Noeleburg es nicht fertig gebracht, dem Maler eine Vorvereinbarung abzuringen. Er sitzt schwer in Sorge und fragt schließlich geradezu nach dem Preise. Aber Rembrandt fängt plötzlich an, wie toll mit dem Pinsel herumzufahren, kratzt laut, visiert und mißt mit dem Stiel, kneift abwechselnd die Augen zu, schneidet höllische Gesichter und knurrt wie ein Puter in sich hinein. Herrn Noeleburgs Frage scheint er gar nicht gehört zu haben. Denn da das Ungestüm ein wenig nachläßt, beginnt er zu reden, aber nur von den Schwierigkeiten der Malerei. Das Ähnlichmachen, das gehe noch an. Und das Schönmachen, darin sei keiner ihm überlegen; Herr Noeleburg würde geradezu bedeutend aussehen auf dem Bilde. Und während der noch nachdenkt, ob das eigentlich eine Schmeichelei ist oder eine Grobheit, fährt der Maler fort: das Schwierige, das, was eigentlich keiner so recht herausgebracht habe, das sei die Einheit — die continuità, wie er es nennt — wodurch die Gravität, das malerische tenersi, in das Bild hineinkomme ... Das Malen sei nun einmal ein verwickeltes Gewerbe, und ein anständiges Bild sei eine sehr kostbare Sache, eine sehr kostbare ...

In Angst und Spannung fühlt Noeleburg, wie man endlich einer festen Abmachung näher kommt. Aber in diesem Augenblick tritt der junge Bernt herein, rasch und eifrig. Er stutzt, wie er den Maler sieht, und seine Enttäuschung, den Vater nicht allein zu treffen, bleibt selbst dessen nicht eben feinfühligen Augen nicht verhohlen. „Nur immer heran, mein Sohn Filius! Herr Rembrandt ist ein alter Menschenkenner und hat selbst so ein Früchtchen zu Hause. Ich sage dir in allem Ernste: das nächtliche Konspirieren, der Zeitverderb mit Philosophie und Politik und

dergleichen, das hat ein Ende! Das hat hiermit ein Ende! Daß du ganze Nächte von Hause bleibst — davon will ich nicht einmal reden. Bier und Spiel, Freunde und Mädchen — schlimm genug, daß das jetzt bei den jungen Herren nun einmal unvermeidlich zu sein scheint. Zu unserer Zeit war das anders, nicht wahr, lieber Herr Rembrandt?"

„Völlig anders! Völlig anders!" Er lacht. Die boshafte Heiterkeit des Malers macht sofort die ganze Stimmung ungewichtig, und Bernt ist, ohne es zu wissen, dem Alten dankbar. Der Vater aber fährt hochtonig fort:

„Von Zeit zu Zeit eine kleine Kneiperei oder dergleichen, da drück ich in Gottes Namen ein Auge zu. Aber daß du dir durch Schwärmer und Volksbeglücker den Kopf verdrehen läßt, das dulde ich nicht mehr. Ratkanzler, Republik, Oranien, England — was geht das dich an? Dafür laß die Alten sorgen! Die haben bis jetzt ihre Sache noch immer recht ordentlich gemacht!"

„O ja, beinahe tadellos!" Diesmal mischt Rembrandt sich ungefragt hinein. „Bei Lowestoft zum Beispiel! Und wenn ich an den Stuartspektakel denke!"

„Nun ja, Fehlschläge ... aber der Ratkanzler wird sich für eure Hilfe und Unterstützung bedanken, und die Herren Staaten werden sich erst recht bedanken ..."

„Jawohl, sie werden uns danken! Die ganze Welt wird es uns danken, wenn wir das Volk aufrütteln, wenn Holland zum zweiten Male das große Beispiel gibt: Freiheit oder Tod!" Der Junge hat schweigen wollen; aber er kann nicht mehr an sich halten.

„Freiheit oder Tod! Hat man je so etwas Lächerliches gehört? Merkst du denn gar nicht, daß das klappert und rasselt, wie taube Nüsse?"

„Sagen Sie lieber: wie mürbe Kürbisse, bester Herr Noeleburg! Und geben Sie nur ja acht, daß Ihnen die Dinger nicht auf den Kopf fallen, wenn Sie darunter durch spazieren!" bemerkt Rembrandt; aber es bleibt unklar, was das eigentlich heißen soll. Unter Kürbissen spazieren?

„Nein, Vater, du glaubst ja selbst nicht, daß ich das ernst nähme und dich für so klein hielte, wie du dich stellen willst. Gewiß, es mag Leute geben, für die das Wort ‚Heimat‘ keinen Klang hat — die nicht fühlen können, was ‚Treue‘ ist — die der Kraft entbehren müssen, die uns aus der Landeserde unablässig heraufströmt — arme, bedauernswerte Weltfahrer, zerrissene Wolkengeister, Fledermäuse, die der Mondstrahl umherscheucht. Aber so sind wir doch nicht. So sind wir doch nicht.“

„Nein, Gott sei Dank, mein Sohn — süß und ehrenvoll ist der Tod fürs Vaterland. Aber ...“

„Und auch das weißt du so genau wie ich: daß Hollands ganze Größe einzig und allein auf der Bürgerfreiheit ruht, auf der aufrechten Mannhaftigkeit, die sich nicht vom Kronenglanz blenden läßt und nicht schielen muß nach der Wimper des wankelmütigen Gewalthabers. Unser Reichtum, unser Wort, unsere Kunst, unsere Gesetze und unsere Zukunft, alles das ist unsere eigene, bürgerliche Angelegenheit und nicht abhängig vom Gedeihen und Nutzen, den ein Fürstenhaus sich und seinen volksfeindlichen Verwandten daraus errechnet. Soll das anders werden? Soll uns diese Freiheit verloren gehen?“

„Geht sie denn verloren? Wer sollte wagen ... Die Freiheit, die die Väter errangen, würdig zu bewahren, sei der Nachfahren Bemüh'n!“

„Nun also, dies und nichts anderes ist unseres Bundes Siegel und Kennwort. Mit diesem Schwure treten wir jeden Abend zusammen.“

„Einen Bund habt ihr gar? Eine Geheimbrüderschaft? Ja, weißt du denn nicht ...?“

„Ja — einen heiligen Bund! Kann das etwas Schlimmes sein? Und Geheimnisse sind nicht darin, bei Gott nicht! In die hellste, offenste Öffentlichkeit soll hinaus, was uns erfüllt und bewegt. Gerade deshalb bin ich hergekommen. Gerade darüber wollte ich mit dir sprechen, Vater. Denn — wir alle bitten dich: du, du, niemand anders soll uns helfen. Auf deine großen Mittel und deinen weitreichenden Einfluß gründet sich unsere ganze ...“

„Hoffnung" wollte er sagen; aber er fährt zusammen und sieht erschreckt zu dem Maler hinüber. Der wunderliche Mann hat ihn mit einem plötzlichen Knallgeräusch unterbrochen. Das klang wie Gelächter oder wie Husten; es mag aber auch nur ein Brummen oder Knurren gewesen sein. Jetzt starrt der Alte ihn an, über den Bildrand weg, beinah grinsend, und streckt links und rechts Pinsel und Malbrett von sich... Dann fängt er wieder an, sehr eifrig zu kratzen.

Vater Noeleburg denkt nur an den Angriff, der seinem Bankguthaben droht. Wie das Ansinnen der Blutschande weist er die Zumutung, die Verschwörung zu fördern, von sich. Und während der Junge in strahlender Begeisterung ausmalt, wie das Landvolk für de Witts Flottenbau gewonnen werden muß, wie die Schätze der Reichen und die Sparpfennige der Ärmsten sich in Plankennieten und Schiffstaue verwandeln müssen, wie die Handelskammern der großen Städte mit lautem Spruch dafür eintreten müssen, daß jedermann allein den Staaten und dem Ratkanzler gehorche, solange die Schiffsgeschütze donnern — während der Alte mit immer schärferer Gereiztheit seine Ofenbankgesinnung für Weisheit ausgibt — hat Rembrandt angefangen, mit großen, flächigen Änderungen das Bildnis umzulegen. Wirklich, im „Schönmachen" tut es ihm niemand zuvor: auf dem Bilde schien der alte Noeleburg beinahe bedeutend zu sein, beinahe Geist zu haben... jetzt rundet der Maler die Nasenlinie, schrägt und verengt unmerklich die Augspalten, winzigt das Kinn, macht den Bart bockfaserig; und für das feinere Gehör beginnt das Bildnis zu tönen... das klingt wie Meckern oder Blöken... aber es guckt noch immer — nein: jetzt erst recht — Herr Detlev Noeleburg aus dem Brett.

„Wenn du mir nicht helfen willst, Vater — hindern wirst du mich gewiß nicht!" ruft Bernt. „Und es ist ja töricht, noch Unterstützung zu werben! Wir sind schon genug und entschlossen. Wir werden zu de Witt hingehen. Der soll uns unsere Posten zeigen. Gegen England! Gegen Oranien! Wir stellen uns Rücken an

Rücken — so läßt sich nach zwei Seiten fechten. Und solange noch ein einziges Schwerterpaar in der Luft funkelt, solange ist die Heimat noch frei, noch mächtig! Was ist Land? Weg? Feldmarke? Seezeichen? Heimat ist das brennende Bewußtsein: hier stehst du — das ist der Feind — kämpfe! Weshalb? Wofür? Für meines Gewissens Ruhigwerden. Das! Nur das! Alles andere ist Muschelrauschen. Ich habe keine Zeit, hinzuhören. Laß nur! Laß nur! Das ist erst der rechte Kampf: wenn die Verzweiflung Faust an Klinge schweißt, wenn ich sagen darf: der Funke von meinem Stahl, das ist der großen Idee allerletztes Heim und Gleichnis. Und ich sage dir, Vater ..." aber seine Begeisterung übernimmt ihn; seine Stimme schlägt um; er verstummt und wendet sich ab. Rembrandt sieht hin; dann legt er sein Gerät beiseite, steht auf, geht zu dem Jüngling, bückt sich über ihn, und leise, mütterlich dämpfend redet er auf den großen, erregten Jungen ein: die Besorgnis sei übertrieben, de Witt baue ja und sei klug und vorsichtig; und allerorten flüstere man sich zu: de Reuter selbst sei über Schottland, sei nah, komme bald ... Und dann bittet der alte Mann den Knaben fast schüchtern, aber doch sehr eindringlich, ihn malen zu dürfen. Er wolle ihn auch gar nicht mit langen Sitzungen quälen, und das Bild wolle er ihm schenken ...

Das vernimmt der alte Noeleburg und fühlt sich beruhigt: also kann das Gemaltwerden so gar kostspielig wohl nicht sein. Aber darin wird er sich täuschen.

86.

Isaak Sweers führt wieder ein Schiff in de Reuters Flotte. Der einzige Gefangene, den man von Afrika mitgenommen, der englische Statthalter Francis Stelwyn, ist seinem Gewahrsam anvertraut.

Schon, als Nyburg und die Insel Fünen erobert wurde, als man die Ostsee von der Schwedenherrschaft erlöste, war Sweers mit dabei. Dann im Mittelmeer, gegen die Berberesken; und als de Reuter den Geheimbefehl bekam, die westafrikanischen Besitzungen den Briten wieder zu entreißen, wurde „Middelburg", darauf Sweers kommandierte, dem ersten Geschwader zugeteilt.

Die Fahrt nach Senegambien und Westindien eroberte fast alle geraubten Lande zurück und überwältigte viele feindliche Seekämpfer. Zwölf holländische Schiffe waren es. De Reuter, als Admiral, führte den „Spiegel"; de Witt, als Vizeadmiral, die „Provinz Ütrecht"; Wilhelm van der Zaan, als Schulz bei Nacht, den „Glauben"; Isaak Sweers die „Middelburg"; Heinrich Adrianssohn die „Damiaten"; Jakob Swart die „Edam" und Enno Star das „Grüne Kamel". Das war das erste Geschwader. Das zweite segelte unter dem Kommando des Vizeadmirals Meppel, dessen Schiff das „Norderquartier" hieß. Unter ihm führte der Schulz bei Nacht Aart van Nes die „Prinzessin Luise"; Kapitän Leendert Harwandt, der während der Reise starb, die „Rotterdam"; Jan van Nes die „Harderweik"; Dirk Pomp den „Roten Löwen"; Govert Huhn den „Kaleb".

Länger als ein Jahr ist man schon in See. Jetzt, mit ganz erschöpften Vorräten, läuft die Flotte heimwärts; sie liegt zwischen Island und Shetland, in Vorsicht und Sorge, unkundig der Geschehnisse, die der neue englische Krieg brachte, stündlich in Erwartung eines übermächtigen Feindes. Und jetzt, im Kurs auf Ferro, begegnet Mißgeschick. Die allzulange Reise hat den Herzen und Kräften der Männer wenig anhaben können. Aber

die Schiffe sind am Ende ihrer Tüchtigkeit. „Kaleb" und der „Rote Löwe" werden so leck, daß man sie leichtern muß, um sie über Wasser zu halten. Der „Löwe" muß sein Bugspriet und seine Vorbramstenge aufgeben; ja sogar die rote Prachtbestie der Gallion, das Wahrzeichen des Schiffes, nunmehr gefährlich gewordener Ballast, wird geopfert. Im harten Wetter verliert auch „Middelburg" das Bugspriet, dazu den Fockmast und die große Stenge und muß, um soviele Segeleinheiten geschwächt, zurückbleiben. Sweers macht sich auf eine lange, traurige Einzelreise gefaßt und ist gesonnen, selbst mit dem fast flügellos gewordenen Schiffe im Notfall Widerstand zu leisten und den Untergang einer neuen Gefangenschaft vorzuziehen. Das sagt er, aufflammend, dem Engländer, der ihm an Deck über den Weg kommt, und Stelwyn fühlt eine plötzliche Schwäche, wie von Seekrankheit. Sweers läßt seine Leute antreten, um sich bei ihnen der gleichen Entschlossenheit zu versichern — da sehen die Schärfstäugigen, wie vom „Spiegel" eine Schaluppe zu Wasser geht; und sofort fühlen alle: de Reuter will uns helfen. Nur Stelwyn denkt: sie holen mich auf ein anderes Schiff.

Der Admiral kommt selbst angefahren, bringt eine Stenge als Ersatz für den Fockmast, überwacht stundenlang die Aufrichtung und gibt durch Gegenwart und Zuspruch allen die Gewißheit treuesten Zusammenhaltens. Auf des Engländers qualvoll ratende Blicke achtet niemand.

Von Ferro wünschen sie Nachricht über den Stand des Krieges und über den Aufenthalt der englischen Flotte zu bekommen. Aber von der Insel wagt sich nichts heran. Sie beschließen, zunächst auf Stavanger zu laufen und von dort, mit Kenntnis der Kriegslage, südwärts den Heimweg zu suchen. Für den Fall, daß Feinde in Sicht kämen und ein Gefecht unvermeidlich würde, wird alles Nötige verabredet.

Aber keine Engländer sind zu sehen. Dagegen findet sich zwischen Shetland und Norwegen, mitten im Nebel, auf einsamem Kurs, eine niederländische Galliot. Der Schiffer Simon Jo-

hannssohn hat tollmutig den Auftrag übernommen, holländische Fahrzeuge, die von Ostindien oder sonstwoher heimkehren, zu warnen. Das Schifflein heißt: der „Verlorene Sohn"; und seine opferkühne Bereitschaft gibt dem alten Gleichnis neuen, besseren Inhalt.

Jetzt erfährt de Reuter, was vorgegangen ist, und daß die wichtigste Tat, die er seinem Lande jetzt leisten kann, heißt: seine Schiffe, seine Offiziere, seine Matrosen, seine Beute und sich selbst unversehrt nach Hause und in den Dienst der neuen Flotte zu bringen.

Man kommt vor Bergen; und die Norweger erzählen: vor etwa vier Tagen seien sechzehn englische Kriegsschiffe dagewesen; sie hätten wissen lassen, sie kreuzten auf die holländische Guineaflotte.

Man läuft gefechtsklar südwärts. Vor Jütland kommen acht Hamburger Schiffe auf. Einer der Handelsherren geht zu de Reuter an Bord und berichtet: die neue holländische Kriegsflotte liege ausfahrtbereit. Eine englische Flotte von sechzig oder siebzig Segeln erwarte sie vor dem Tessel. — De Reuter zeigt seinen Kapitänen noch einmal die Pflicht, sich zur Verstärkung der Landeskräfte zu halten. Man will versuchen, die Ems zu gewinnen.

Ein Schiffer vom Vlie, der vorüberkommt, hat die Engländer vor seiner Insel, dann weiter nordwärts gesehen. Daß sie de Reuter erwarten, ist sicher; ein Durchversuch beinah aussichtslos. Aber er muß gewagt werden.

Am ersten August kommt ein flämisches Fahrzeug, von Norwegen, dem „Spiegel" längseit, mit der Absicht auf Ostende. Damit der kleine Schnellsegler den Engländern nicht Nachricht geben könne, einigt sich de Reuter mit dem Schiffer, er solle gegen eine Entschädigung von dreihundertfünfzig Gulden bis ans Vlie bei der Flotte bleiben. Man nimmt den Flamen über und gibt holländische Besatzung auf seinen Kahn; der muß nun als Vorhut einige Seemeilen vorauflaufen.

Im Morgenschimmer entdeckt man zwei Segel: Vorposten der englischen Flotte. Die Holländer werden gesehen und beschossen. Stelwyn fühlt schüttelndes Erschauern. Aber der Tagnebel und die nächtliche Dunkelheit helfen den Holländern, wieder unsichtbar zu werden und sich unverfolgt an der englischen Flotte vorbeizudrücken; wie jemand, der unerwünschte Gesellschaft meiden will, sich den Mantel über die Ohren zieht und zur Seite seinen Weg sucht.

Am fünften findet sich die kleine Flotte drei Meilen querab von Helgoland. Lotsenkutter kommen heran, mit neuer Warnung vor den Engländern; und man überlegt, ob es des heftigen Gegenwindes wegen nicht geraten sei, in die Elbe, etwa bis Glückstadt, zu laufen. Aber da wird es still; und kurze Zeit danach kommt etwas Ostwind auf. So läßt es sich noch einmal versuchen. Für alle Fälle erhalten die Lotsen den Auftrag, bereitzubleiben. Sollte der Wind sich von neuem drehen, müßte man doch die Elbe nehmen. Aber gegen Abend geht der Wind nach Norden, und sie können die Ems ansegeln. Die ganze Nacht hindurch laufen sie bei Westnordwest, mit schweren Regenböen, südwärts und werden am folgenden Tage Borkums ansichtig. Der Kirchturm ist zu erkennen. Der Wind wird Nordnordwest und bringt sie am Borkumer Riff vorbei. Um zehn Uhr haben sie die Westemseinfahrt vor sich. Sie geien die Segel auf und lassen sich mit der Ebbe treiben, um die etwas zurückgebliebenen Trägsegler zu erwarten — bis zur Flut, die gegen Mittag kommen soll. Es geht wieder ein wenig seewärts und Francis Stelwyn hofft noch einmal ... Derweil weht die weiße Flagge: der Kriegsrat kommt zum Admiral an Bord, und man beschließt, das Einlaufen zu wagen. Gleich nach Mittag, mit einsetzender Flut, gehen sie unter Segel. Lotsen haben sie nicht. Tonnen und Baaken, die die Untiefen und Sände anzeigen, sind entfernt, um den Engländern nicht den Weg zur Küste zu verraten. Auf Gottes Gnade, um Schiff und Hals, laufen sie ein. De Reuter segelt vorauf, an Steuerbord ein englisches Prisenboot, an Back-

bord den flämischen Kahn: die müssen unausgesetzt loten. De Reuters Bewegungen, jedes Anluven und Abfallen, macht die ganze Flotte nach, Schiff um Schiff, Strich bei Strich. So laufen sie bei steifem Nordwest und hoher See in die Westerems ein, kommen nachmittags um vier Uhr vor die Feste von Delfseil und werfen Anker. Das Geschütz der Stadt donnert Willkommen. Schay, der Kommandant von Delfseil, kommt zu de Reuter an Bord, ihn und seine Flotte zu begrüßen. Dann sendet er Eilbotschaft nach Groningen an die Deputierten von Stadt und Umland, und nach dem Tessel an die Herren Staaten. Rasch weiß es das Land, daß die Zeit der Angst um de Reuter und seine Heimfahrt vorbei ist. Von Stunde zu Stunde mehr und mehr, bei Hunderten, bei Tausenden, kommen die Menschen, Männer und Frauen, auf die Flotte, zählen die sechsundzwanzig kleinen englischen Flaggen, die als Zeichen ebensovieler Schiffsiege von des „Spiegels" Heck flattern, begrüßen die Seeleute, erzählen und lassen sich erzählen, rühmen und loben, lachen und vergießen Tränen, bringen Liebesgaben und Briefe und Nachrichten — einerlei von wem, an wen — wandern auf den Schiffen hin und her, booten ab und kommen noch einmal, dies zu besehen, jenes zu erfragen. Kränze winden sich um die Masten und Wanten, den Bordwall entlang, das Fallreep hinunter — alle Schiffe im Hafen flaggen über die Toppen, und über allen Dächern wogt buntes Tuch meilenweit im Abendwinde. Und dann: von Morgens bis Abends, mehrere Tage lang, kommt der Strom der Glücklichen, Glückwünschenden herangefahren, aus Städten, aus Dörfern, vom platten Lande, Edelmann und gemeines Volk, Bürger und Bauer — de Reuter und die Flotte — Glück und Dankbarkeit — unglaublich, was sie alles tun wollen! Jeder muß zu de Reuter, ihn begrüßen, bewillkommnen, beglückwünschen; und der gutmütige Mann hält der übergroßen Freude geduldig stand. Ehrenwerte, gediegene Frauen, die er gar nicht kennt, fallen ihm um den Hals und küssen ihn, als sei er ihr Vater oder Bruder, aus Todesgefahr entkom-

men ... Alle Beklemmung, alles Zukunftgrauen verweht aus den Herzen. Zuversicht und Freude rollt in grüner Welle von Provinz zu Provinz und überflutet das ganze Land.

Mit den Berichten, die de Reuter nach dem Tessel, nach dem Haag und nach Amsterdam sendet, wird auch Francis Stelwyn fortgeschickt. In Amsterdam findet er ritterliche Haft.

87.



charhuk heißt eine ehemalige, längst verlassene Feuerposition in den Dünen. Nicht einmal alle Einheimischen kennen die Stelle, nur ein paar alte Lotsen, die in ihrer Jugend noch nach dem Licht von Scharhuk Peilung genommen haben. Eine Mulde. Sand und grauer Hafer. Weiter nichts. Sternklare Augustnacht. Tiefe Verlassenheit.

Die drei Lotsleute, die hier um die Hexenstunde zusammengekommen sind — jeder über sich selbst noch mehr verdutzt als über die beiden andern — haben bereits herausgefunden, daß sie auf einen üblen Leim gekrochen sind. „Zum äußersten Wohle des Vaterlandes" steht in den drei Briefen, die sie bekommen haben. „Zum Wohle des Vaterlandes mitten in der Nacht hoch und trocken auf dem Sand sitzen — dummer Schwindel!" Sie wollen gehen. Aber da knirscht unten ein Boot; sie hören einen Mann klatschend ins Wasser springen; hören, wie er den Kahn fester hochzieht, und wie er lautatmend durch den Sand herankommt. Plötzlich still und gespannt starren alle drei in die Schwärze ...

Ein hochgewachsener Mann, den Hut tief in den Augen, das Gesicht umwickelt. Ölmantel. Seestiefel. Niemand kennt ihn.

Der Fremde begrüßt die drei Lotsen einzeln mit Namen. „Nur ein paar Worte, ihr Herren, aber mit Grund! — Ihr habt euch überzeugt, daß niemand in der Nähe ist?"

„Hier kommt niemand her, bei Nacht", heißt es.

Der Fremde spart sich jede Einleitung. „Selbstverständlich handelt es sich um das Auslaufen der Flotte ..."

Sofort wird er von zweien unterbrochen: „Ist ja Torheit! Südost abwarten, anders ist nichts zu machen. Kann noch lange dauern! — Zehn Strich höchstens! Und Sicherheit überhaupt nur bei achten! Der Ratkanzler mag sonst ein guter Mann sein; aber von Seefahrt versteht er nichts."

„Darum ist er ja auch Bevollmächtigter bei der Flotte", fügt der dritte Lotse hinzu.

Der Fremde hat wieder sprechen wollen. Doch jetzt wartet er, ob die Leute noch mehr über de Witt sagen werden. Die hüten sich aber.

„Ich bin auch der Meinung, daß der Eigensinn des Ratkanzlers, der Erfahrung aller Seekenner gegenüber, ziemlich lächerlich ist. Indessen — er kann die Flotte in eine böse Klemme bringen."

„Nein, wir sind auch noch da!" rufen alle drei. „Kein Lotsmann von Helder und Hoorn läßt sich auf den Unsinn ein. De Reuter selbst hat den Kopf geschüttelt. Bei achtundzwanzig Strichen will er die Schiffe hinausbringen? Zweiunddreißig gibt es ja bloß. Bei jedem andern Wind als Südost ist der Tessel von binnen aus dicht. Daran ändert kein Teufel was."

Der Fremde nickt. „Ja. Wenn er auslaufen läßt, sitzen alle neunzig Kiele in der ersten halben Stunde fest. Schlimm für die Flotte; aber nicht schlimm — vielleicht — für Holland!"

Die drei blicken ihn mißtrauisch an und antworten nicht. Der Fremde wird etwas unsicher „Man hat mir gesagt, ihr wäret gut oranisch und keine Freunde de Witts. Stimmt das, oder stimmt das nicht?"

„Das stimmt, verflucht noch mal!" bestätigen sie.

„Gut. Ihr seid vernünftige Männer; ich brauche nicht lange Worte zu machen ... Wir können morgen am Tag den Prinzen dahin bringen; wohin er gehört. Es ist alles vorbereitet und in Ordnung. Wer dabei war, wird nicht vergessen werden; ihr versteht mich. Wir brauchen nur entschlossen zu sein und Mut zu haben ..."

„Haben wir!"

„Also! Ihr sprecht: ihr wollt de Witts Experiment verhindern. Das ist falsch, doppelt falsch. Erstens wird er sich nicht hindern lassen. Er muß versuchen, die Flotte herauszubringen, sonst kann er die Leute nicht mehr zusammenhalten. Ihr wißt, wie es auf den Schiffen aussieht. Die Leute wollen an den Feind oder nach Hause. In der Wasserfalle zu verrotten, das haben sie satt. Es war eben ein Blödsinn, die Flotte auf dem Tessel zu versammeln. Ebensogut hätte er sie hier auf den Dünen bauen können. Wann haben wir denn Südost? An vierzehn Tagen im ganzen Jahr, hochgerechnet. Ihr könnt euch auf den Kopf stellen: versuchen wird er's. Er muß einfach. — Und zweitens: denkt mal nach, ihr Herren. Wenn er die Flotte auf den Dreck setzt — nun? Dann ist er erledigt. Erledigt."

Die drei lachen boshaft.

Der Fremde blickt sie alle der Reihe nach noch einmal an. Dann sagt er langsam:

„Wir müssen die Flotte opfern."

Sie verstehen ihn noch nicht.

„Ich sage: laßt ihn seinen Versuch nur machen! Aber dann, wenn es so weit ist, dann helft, daß er wenigstens nicht gelingt!"

„Er gelingt nie; dazu brauchen wir nicht zu helfen."

„Um so besser für euch! — Ihr habt also verstanden. Gut. Es bleibt dabei." Er will schon gehen. Aber einer hält ihn zurück.

„Jawohl, Herr, alles verstanden. De Witt ist weg. Der Prinz kann loslegen. Aber, Herr — die Engländer?"

Und jetzt, in seltsamer Verblendung, mißversteht der Fremde seine Leute: „Oh, dafür laßt mich nur sorgen! Der Prinz hat keine besseren Freunde. Sie werden schon rechtzeitig da sein."

Da greift der stärkste der drei Lotsen zu, reißt dem Fremden die Halswickel herunter, packt Genick und Kehle und drückt ... drückt — fünf Minuten lang, zehn Minuten, eine Viertelstunde ... Die beiden andern stehen regungslos.

Dann schleppen sie den Toten zum Wasser hinunter, werfen ihn in sein Boot, ziehen es vom Sand und stoßen es weit hinaus in die Ebbe. Irgendwann, irgendwo wird es wieder antreiben ...

88.

Ein Fischerhaus am Helderdeich. De Witt muß mit Amsterdam Verbindung halten. Deshalb ist er noch nicht auf das Flaggschiff übergesiedelt, wohin er mit den beiden andern Bevollmächtigten gehört.

Für all die Menschen, die auf ihn warten, wäre in den engen Stuben und auf dem kleinen Fliesenvorplatz nicht Raum genug. In der strahlenden, seegekühlten Sommerluft gehen sie im Gärtchen herum, sitzen auf der Bleiche und auf dem Geländer der Brücke, die vom Deich in den Oberstock des Hauses führt.

De Reuter selbst ist schon da; die beiden Mitbevollmächtigten, der achtundsiebzigjährige Roger Heugens von Geldern und der kluge Johannes Boreel, der Bürgermeister von Middelburg; dazu viele Flaggoffiziere und Kapitäne, Eilboten und Ordonnanzen; und vor allem: sämtliche Lotsen von Hoorn und Helder. Niemand braucht Lotsenwacht zu halten; seit vielen Wochen ist die Ein- und Ausfahrt gesperrt.

Die Menschen erzählen sich etwas oder mustern sich oder denken an daheim oder an gar nichts. De Witt ist noch nicht zurück. „Er ist draußen und läßt loten", heißt es.

Oben, in der verschlossenen Stube — aber man kann vom Deich durch die offenstehenden Fenster hineinblicken — liegen Tische und Betten überdeckt mit Seekarten und mathematischen Zeichnungen. Ein Lotse zeigt sie den übrigen; dann sehen sie sich aus vergnügten Augen schweigend an.

Ein kleines Ereignis läßt alle Umherwandelnden stillstehen, die Sitzenden die Hälse recken. „Tromp kommt!" Man ist gespannt, ob der junge Kornelius den Admiral, der in letzter

Stunde statt seiner den Oberbefehl erhielt, begrüßen wird. Tromp ist ohnehin verärgert; er hat sich zunächst geweigert, unter de Reuter weiterzudienen, und konnte erst durch dringende Vermahnung von seiten seiner Heimatregierung dazu bewogen werden. Sein barsches, nie verbindliches Wesen und seine ehrgeizige, übrigens nicht unbegründete Selbstschätzung sind bekannt. De Reuter merkt Tromps Herannahen und geht dem Jüngeren, der die große Schlacht verlor, mit ausgestreckter Rechten entgegen. Tromp erblaßt; aber die Größe und Güte, die um de Reuter her sind, wie Glanz und Duft um einen blühenden Schlehdorn, überwältigen auch ihn augenblicklich. Er reißt den Hut herunter und faßt die Hand des Alten mit dankbarer Ehrfurcht. Dann sitzen die beiden zusammen nieder.

Endlich sieht man de Witts Jolle anlegen. Der Ratkanzler kommt, ein Schriftbündel in der Hand; die lange, dünne Gestalt geht leicht gebeugt; in tiefen Gedanken. Die Seeoffiziere denken: nun ja — er sieht es ein! Die Lotsen wenden sich ab; sie warten, bis man sie ruft und anspricht.

De Witts Gesicht ist so sorgenvoll, daß de Reuter ihm etwas freundliches sagen möchte.

„Die Fischer meinen, der Wind geht herum, Herr Ratkanzler. Der liebe Gott wird uns nicht zu lange warten lassen."

„Warten lassen?" De Witt sieht ihn verwundert, auch etwas ärgerlich, an. „Auf was denn? Ich habe doch schon gesagt, daß wir fast bei jedem Wind auslaufen können. Aber Sie haben recht — den Nachweis bin ich Ihnen noch schuldig." Er bittet die beiden Admirale und die beiden Bevollmächtigten ins Haus. Drinnen trägt er ihnen vor ... Nach einer Weile werden auch die beiden Lotsenobleute hineingerufen. — Wie sie wieder herauskommen, spucken sie wie auf Kommando von sich, und der Jüngere sagt: „Morgen früh, bei Hochwasser! Meinetwegen!"

Am andern Morgen, es ist der vierzehnte August und das Wetter herrlich wie gestern, weht Südsüdwest, und die Flotte erhält Befehl, durch das Spaniergatt auszulaufen. De Witt und

van Haaren haben die Führung der beiden größten Schiffe „Haus te Swieten" und „Delftland" und alle Verantwortung auf sich genommen. Die beiden Schiffe laufen voran. Nach seinen Messungen läßt de Witt steuern und die Schläge nehmen, und den Seeoffizieren bleibt nur das Schotenkommando. Der Lotse, der in seinem eigenen Handwerk belehrt werden soll, steht stummwütend dabei. Sehr bald sind die beiden Führerschiffe, ohne ein einziges Mal auch nur gescheuert zu haben, draußen; der größte Teil der Flotte folgt ihnen, etwas langsamer. Nur ein paar Kapitäne, von ihren Lotsen störrisch gemacht, haben nicht gewagt, sogleich zu folgen. Da das Wasser bald wieder abläuft und nicht alle Schiffe zugleich fahren können, auch nur die Tagesflut benutzt werden kann, dauert es bis zum Morgen des sechzehnten, bis das letzte Schiff der Flotte — immer noch bei Südwest — die offene See gewinnt. Kein einziges ist festgekommen.

De Witt bleibt auf der Flotte. Man sucht den Feind.

89.

Ein starkes britisches Jagdgeschwader lauert in der nördlichen Nordsee auf die niederländischen Ostindienfahrer — lange vergebens.

Schließlich bekommt der englische Flottenführer, der junge Graf Sandwich, Nachricht, daß die Holländer sich schon vor ein paar Tagen in den Hafen von Bergen geflüchtet haben und sich unter dem Schutze des dänischen Königs und des Völkerrechtes sicher fühlen. Er segelt sofort vor Bergen, sendet Aufforderung zur Übergabe an die Holländer und einen Drohbrief, der jede Einmischung verbietet, an den dänischen Stadtkommandanten, Herrn von Ahlefeldt. Die Holländer denken nicht daran, die kostbare Flotte preiszugeben; wozu sie im neutralen Hafen ja auch gar keine Veranlassung haben. Da beginnen die Engländer zu bombardieren. Gleich die erste Lage bringt vierhundert Schuß — Stückkugeln und altes Eisen. Die Sendung wird von den

Geleitschiffen und den Kauffahrern kräftig erwidert, und eine beispiellos wilde Schießerei von beiden Seiten tobt drei Stunden lang über den regengrauen Hafen hin. Die Feste, die zuerst die weiße Flagge zeigte, mischt sich schließlich ein und verteidigt die Neutralität gegen den Angreifer, da beobachtet wird, daß das englische Feuer schwächer und schwächer wird. — Schließlich sieht sich die britische Flotte durch schweren Schaden gezwungen, den Kampf abzubrechen. Die Trossen werden gekappt, die Anker preisgegeben: das ist klägliche Flucht.

Viele Häuser liegen in Trümmern. Nur etwa dreißig Holländer sind tot, fast ebensoviele Einwohner von Bergen. Alle zusammen werden am nächsten Sonntag auf dem Friedhof der Stadt feierlich beerdigt. Die Engländer müssen ihre Toten über Bord werfen, da sie weder Zeit noch Geduld genug haben, den Leichenhaufen an Land zu schaffen.

90.

Vier Meilen südlich von Bergen liegt an der offenen Küste und um eine kurze Föhrde herum das Dorf Blangnäs. Nur sehr arme Leute wohnen hier, zumeist Kahnfischer.

Nach nächtlichem Weststurm hängt die Sonne als kupfrige Scheibe niedrig im Nebel. Über hundert Männer, klein und geschäftig, arbeiten emsig am Strand. Der Vogt, den langen Stock in der Hand, den Kalkstummel im Munde, sieht stumpfsinnig zu. Nachdem er einen Schwarm neugieriger Weiber vertrieben hat, findet er nichts mehr zu tun. An dieser Arbeit teilnehmen darf er nicht, so gern er möchte. Aber ein erklecklicher Anteil ist ihm ohnedies sicher.

Ein Leiterwagen steht am Strande; der hängende Gaul schnuppert am Sandgras. Ein Kerl bringt einen Arm voll nasser, blutfleckiger Jacken und Hemden und wirft ihn zu andern auf dem Wagen. Der Kleiderhaufen wächst. Vorn liegen Stiefel. In Fischkörben sortieren sie Gurtriemen, Leibmesser, Brieftaschen, und was sonst noch an Kleinigkeiten abfällt.

Zwei oder drei Leute gehen in regelmäßigem Zuge vom Wasser hinauf zu einer felsgeschützten, trockenen Riffstelle und wieder zurück. Langsam hinauf, rasch wieder zurück. Wenn sie hinaufgehen, zerren sie etwas Weißes, Leuchtendes hinter sich her, erst durch Sand, dann über Geröll und Klippenzacken. Der Weg über das Gestein färbt sich dunkel und wird glitschig. Häufig rutschen sie aus beim Hinaufziehen. Aber abwärts nehmen sie den Weg ein wenig zur Seite.

Am Abend, und die ganze Nacht hindurch, qualmt auf der Riffstelle ein stinkendes Feuer.

91.

Das ist der Schlußvers. Wie immer: alle Register! Das Glas klirrt auf dem Silberbrettchen.

Kiebitz, van der Horst, noch andere werden kommen und ihn beglückwünschen. Er weiß es ja schon selbst: die Zunge ist nur ein kleines Glied, aber ... Elende Sache, das Predigen! — Der Lärm, der schreckliche Lärm! — Ein Häuschen am großen Strom; weite, weiße Abendflut; die Kinder kommen durch den Garten, gutenachtsagen; Sinnen und Schweigen! Dies vor allem: schweigen dürfen!

Die Kanzel ein Thron. Der Talar eine Prophetenwolke. Die vielen, vielen Gesichter, aufgereckt, höhnisch. Wie zaghaft! Wie schwächlich! Also lauter! Also schneidiger! Peitschenhieb. Rakete. Herrlich das Hinsausen, das Sturmmachen, das Musizieren mit vollem Werk! Noch mehr Register — da rasen die Akkorde von selbst. Bergrutsch. Deichbruch. Himmelhoher Schwall ...

Der Mann in der Sakristei wischt sich über den Mund. Geschmack, wie nach einem Erbrechen. — Schwätzer! Schwätzer!

Das Lied ist zu Ende. Nachorgel. Schurren und Trappeln. — Da sind sie schon.

Aber nicht nur Kiebitz, van der Horst und andere Oranische

kommen. Auch Dirksen, der Kirchenälteste; und Haupthofen und Meyer von Jerne.

Der Prediger geht ihnen entgegen, ermattet vom Sprechen; mag nichts hören; nur keine Auseinandersetzung!

Ja — er weiß es: der Ratkanzler war selbst in der Kirche Ja — er hat ihn beleidigt, oder doch fast. Nein — er will keinen Bürgerkrieg. Gewiß — er wird hingehen, sich entschuldigen. Jeder darf seiner Gesinnung unverhohlen Ausdruck geben. Aber Maßlosigkeiten gehören nicht auf die Kanzel.

Der Rittmeister Buat, der mit Kiebitz und van der Horst herangetreten ist, widerspricht:

„Meine Herren — deutlich, herzerfrischend deutlich! Aber Maßlosigkeiten? Ich habe keine gehört."

Doch der Prediger selbst hebt die Hand und schüttelt den Kopf: „So habe ich es ja gar nicht sagen wollen"; — geht nach Hause.

Die sechs Herren stehen noch vor der Kirchtür.

Dirksen sagt: „Die Herren Geistlichen möchten zunichte machen, was Holland und Ütrecht sauer genug ermühten. Aber daraus wird nichts. Ja, wenn wir Kirchenältesten nicht wären!"

Van der Horst wird hitzig: „Downing hat es uns fest zugesichert: wird der Prinz mit allen Würden seiner Vorfahren bekleidet — sofort schließt Karl Frieden. Soll denn dieser jämmerliche Krieg ewig dauern? Holland und Ütrecht sind blutsüchtig, berauscht, von Sinnen. Jede Provinz hat das Recht, mitzureden und sich vor Kriegselend zu bewahren."

Meyer von Jerne spricht, kalt und sehr ruhig: „Die andern Provinzen müssen nicht von Müh und Elend reden. Den Krieg trägt Holland allein. Es trägt nicht leicht. Aber es weiß, warum."

Haupthofen, aus Ütrecht, fügt hinzu: „Ich will frieren und verhungern und dem Gesetz gehorchen — aber nicht einem Könige, und wäre es im Paradiese!"

Der Rittmeister lacht kurz auf. Dann trennen sich die Gruppen.

Auf dem Heimwege mit Kiebitz und van der Horst redet Buat sich in Eifer:

„Der Pfaff hat aber recht! Schmählicher Undank gegen Oranien! Hat recht, und muß gehen und sich entschuldigen! Wir sind alle jämmerlich, dergleichen zu dulden. Wer weiß denn besser als ich, wie sicher wir den englischen Frieden hätten? Hier unter dieser Seide könnt ihr die Beweise knistern hören ..."

Auf offenem Platze bleibt er stehen, nimmt Haltung und klopft an seine Brust. „Nun, mag sein: noch ist es besser zu schweigen. Aber der Tag wird kommen ..."

Er merkt, daß selbst seine beiden Parteifreunde ihn nicht ganz ernst nehmen und verstummt wütend.

Da er allein ist, beginnt er sofort seinem neuen Einfall nachzudenken. Er scheint ihm groß, genial, völkererrettend.

Er hat Freunde in England; und der Ratkanzler gestattet ihm heimlichen Briefwechsel über den Kanal. So erfährt man, was drüben vorgeht.

Der gelbe Johannes mag sich immerhin für klug halten! Es gibt Möglichkeiten, davon träumt er nicht ... Man kann das Ding auch anders anfassen ... Man kann ...

Buat sitzt und schreibt, nicht an seine Freunde in London; sondern an Arlington selbst, an Karls ersten und schlauesten Helfer ...

92.



Sukrezia blickt ins Feuer und versucht nachzudenken. Zugleich hört sie, was die Erwachsenen miteinander reden, ihre Mutter, der Oheim Bischof und der Herzog, dessen Gast sie ist. Ihre ratlose Verwunderung steigert sich zum Entsetzen.

Sie hat schon verstanden, daß es nichts besonderes war, was in der vorigen Woche an ihr geschah. Das Übel verlor sich nach einigen Tagen; sie wurde wieder ganz frisch, ganz lustig; von der entsetzlichen Beklemmung, als sei nun das alte Leben gewaltsam beendet, als sei sie verwandelt, sich selber fremd, ein neues, feierliches Wesen — davon ist nichts, gar nichts nachgeblieben.

Das lange Gewand und die würdevolle Haarkrone, die sie zuerst mit bitterer Befriedigung hinnahm als das traurige, aber gebührende Sinnbild der Umwandlung — sie erscheinen ihr jetzt wieder als unnötiges Wichtigmachen. Was zu verstehen sie sich abmüht, ist:

Wie denn die Welt um sie herum sich durch jenes Ereignis so sehr und dauernd hat verändern können, da doch sie selbst garnicht anders geworden ist?

Die Halle mit den Rüstungen und Elchgeweihen, mit den Wolf- und Bärenfellen war ihr sonst eine ehrfürchtig angestaunte Herrenpracht, darin wohnen und herumwandern zu dürfen nur schmeichelhaft sein konnte. Jetzt ist ihr das ganze Jagdschloß unheimlich. Jede Ecke lebt. Jedes Zimmer ist eine Falle. Jeder Stuhl erzählt Flüstergeschichten. Das Feuer im Kamin schneidet Grimassen. — Hätten die Alten früher so miteinander geredet, wie sie eben tun? Ja — doch! Sie haben oft so geredet. Lukrezia hat scharfe Ohren und hat manches gehört, was nicht für sie bestimmt war. Aber wurde sie bemerkt, sofort klang das Gespräch anders... So war es früher. Früher war es ihr gleichgültig, wer im Hause aus- und einging, wer mit an den Tisch kam, wem die Mägde ein Bett herrichten mußten. Gestern ist plötzlich, spät am Abend, ein fremder Mann angeritten; sie hat ihn noch nicht gesehen; er wohnt in der roten Kammer, die sie den „Rubin" nennen; vor diesem Fremden graut ihr — ohne jeden Grund übrigens.

Ihre Mutter und der Herzog blicken im Gespräch oft zu ihr herüber. Das ist unerträglich. Nur der gute Oheim Bischof tut, als wäre sie garnicht da — wie immer. Oft hat sie sich dadurch gekränkt gefühlt. — Wie unverständig war das! Jetzt ist sie dem alten Manne unsäglich dankbar dafür.

Der Herzog — widerlich ist ihr der Mann heute — erzählt, wie seine Hunde am nebligen Novembermorgen draußen in der Heide einen Fund verbellt hätten: das sei ein Pärchen gewesen, zitternd, er wisse nicht, ob vor Wonne, vor Kälte, vor Angst, oder aus

Ehrfurcht vor Seiner Königlichen Hoheit, vor deren Augen auseinander zu kommen sie sich genötigt sahen. — Dann reden sie von der Jahreszeit, die der Liebe am zuträglichsten sei; und von den Lebensaltern. Der Herzog sagt, das Waidwerk habe seinen Kalender, wie die Kirche; auch dieser Jahreslauf regle sich nach den Festen der Liebe. Nur das Raubzeug schieße man zu jeder Zeit. Die Wölfe, diese absonderlichen Tiere, hätten ihre Brunst im Dezember. Ob das mit der Weihnacht zusammenhinge, fragt er den Bischof. Darauf antwortet der nicht. Aber mit ungewohntem Nachdruck verkündet er, es sei gut und vernünftig, in frühester Jugend die Flamme zu schüren, ob sie auch knistere und qualme. Desto klarer und stiller brenne das Licht der Weisheit, wenn das Alter kommt.

Dann wird die Zofe gerufen. Lukrezia muß zur Ruhe gehen. Der Oheim küßt sie, wie jeden Abend. Dem Herzog, der sie zwischen den Knien an sich zieht, entwindet sie sich. Die Mutter will ihr in die Augen blicken; auch das ist ihr heute in tiefster Seele zuwider ...

Der Herzog geht auf einen Augenblick zu dem fremden Gast in den „Rubin" hinüber, zum „Edelsten Herrn", wie es im Hause heißt. So sind der Bischof und die Frau am Kamin allein. „Es bleibt dabei, meine Liebe," sagt er rasch und leise; „morgen früh werde ich mit dem Herzog abreisen. Deine Klugheit leitet das weitere." Sie beginnt zu schluchzen. Aber er hebt beteuernd die Rechte. „Du weißt, daß ich nicht umhin kann, deine Gefühle zu teilen. Aber lassen wir das! Nenn es ein Opfer! Aber sei der Gnade bewußt, die gerade uns zum Werkzeug wählt, um den Edelsten Herrn ganz der Kirche zurückzugewinnen, die ihn noch immer mit Kummer entbehren muß. Siehst du nicht die gottgewollte Verknüpfung? Abraham war ohne Sünde, da man sein Kind forderte. Wir haben leider Grund, als Sühne zu geben, was er aus heiligem Gehorsam auf sich zu nehmen nicht zögerte."

Wie der Herr des Hauses zurückkommt, wird dem Bischof ein Brief gereicht, der einen späten Kömmling anmeldet. Der Bischof

gibt das Schreiben dem Herzog. Der liest ebenfalls wortlos, tritt dann auf die Dame zu, sie hinauszugeleiten. Sie verabschiedet ihn an der Treppe.

Dann wird ein Angehöriger der Gesellschaft Jesu hereingeführt, der dem Bischof für einen bestimmten Zweck empfohlen ist. Der junge Mann begrüßt den Kirchenfürsten mit tiefer Neigung und will vor dem Herzog das Knie biegen. Aber der hält ihn fest und hebt ihn wieder hoch: „Nein, mein Freund! Wenn du der bist, als den man dich rühmte, darfst du hernach diesen Genuß da drinnen haben!" Und zum Bischof: „Merkwürdig: wir gleichen uns nicht im geringsten; aber stets verwechseln sie mich mit meinem Bruder!"

Der junge Mann bleibt stehen, seine Anweisung entgegenzunehmen.

„Ich denke, du bist hinlänglich unterrichtet, lieber Freund?" fragt der Herzog.

Der Jesuit nickt: „Ja, Königliche Hoheit. Um meines Gewissens willen hat man mich hierhergeschickt, damit ich selbst die Zustimmung des ..."

Der Herzog unterbricht ihn heftig: „Pst! Nicht soviele Worte, wenn ich bitten darf! Der Edelste Herr wird dir den Handkuß gestatten. Genügt dir das, um deines Gewissens willen?"

Der Bischof fügt hinzu: „Wann wurde die Neuerung eingeführt, daß die Väter der Gesellschaft ihr Gewissen fragen, statt zu gehorchen?"

Der Tadel trifft. Der Jüngling senkt den Kopf und verbirgt seinen Blick; denn er fühlt, daß er das verbotene selbständige Abwägen in diesem Augenblick nicht bezwingen kann.

Der Herzog ist der härtere Menschenverächter. Er errät besser als der Bischof die Gedanken dessen, der vor ihnen steht. Er lacht spöttisch:

„Ich werde lange mein Gewissen fragen, wenn ich ein Stück Fleisch vorm Rohr habe. Du wirst einen großen Genuß kennen lernen, junger Mann! Das Loch machen, das ist schon ein recht

angenehmer Kitzel. Aber wenn das Vieh gefallen ist, das eine, großartige Zucken — darauf gib acht! Das ist unbeschreiblich! Und dann liegt das Aas da, ein Nichts, eine verneinte Schöpfung ... ich hatte mal einen Harfner, der wurde mitten im Spiel ohnmächtig — die Dissonanzen wären allzu wonnig gewesen, hat er mir hinterher gebeichtet. Der Kerl hatte Verständnis, weiß der Teufel! Na, du wirst es auch begreifen. Schade, daß ich nicht dabei sein kann!"

Die Seelenpest, die der Mensch vor sich hersprüht, ist so giftig und heiß, daß des Jünglings Blut schaumig aufsiedet. Ohne es zu wissen, bei klappernden Gliedern, bleckt er die Zunge, und seine Augäpfel werden rot wie bei einem sterbenden Hasen. Des Bischofs Worte, der den Lastererguß des Königsohnes unter salbungvollem Geröll verschütten möchte, hört er garnicht. Taumelnd schleppt er sich in den „Rubin" hinüber, dessen Tür der Herzog selbst ihm offen hält, fällt nieder, küßt eine Hand, rennt fort.

Eine Weile tobt er noch durch die kalte, nasse Nacht hin. Dann kommt Erschöpfung, und ganz rasch der Jammer.

Der Neid ist das erste: Könige — Kirchenfürsten — Weiber ... Und drüben eine steile Klippe, Glanz aus Höhe: des Ordens strenge, blitzende Klarheit ...

Nicht! Nicht! Er wird den Mord nicht ausführen, den man ihm zugeschoben. Sondern warnen wird er den Mann in den Niederlanden, den der König haßt.

93.



Herr von Buat kommt sehr vergnügter Stimmung nach Hause. Der Ratkanzler, bei dem soeben eine geheime Besprechung stattfand, hat ihm allerlei Schmeicheleien gesagt: die unterirdische Verbindung mit Sylvius in London wird geschickt rege gehalten; wenn die Nachrichten, die von dort kommen, auch nicht gerade von entscheidender Wichtigkeit sind, so bedeuten sie doch immer eine schätzbare

Ergänzung der sonst einkommenden. Buat ist wieder einmal von der Person de Witts ganz eingenommen. Und mit Behagen malt er sich aus, wie der gute Ratkanzler ihn erst anstaunen wird, wenn er eines Tages erfährt, wie fein und „geschickt" er — ganz selbständig — die Sache des Friedens geführt, wie er nicht nur Arlington und den König, sondern auch den Ratkanzler selbst und die Generalstaaten an der Nase geführt hat, um alles zu einem vortrefflichen Ende zu bringen ... Buat erfährt, daß seine Frau von Besuchen noch nicht zurückgekehrt ist. Die Zeit bis zum Mahle beschließt er, mit dem Entwurf eines neuen Briefes an den englischen Erstminister auszufüllen. Die heutige Sitzung hat ihm wichtige Kenntnisse an die Hand gegeben. Seine Frau wird den Brief hernach abschreiben, damit die Handschrift unverfänglich sei — von Damenhand kommt viel auf Arlingtons Schreibtisch.

Arlingtons Geheimkanzlist hat kürzlich — mit den Briefen des Sylvius — ein Schreiben herübergesandt, das Buat nun beantworten will. Er hat es in seiner Mappe; als er an des Ratkanzlers Tische saß, dem klugen Manne gegenüber, hat ihn mehr als einmal der Gedanke gekitzelt: „Ja, Freund — wüßtest du, was ich hier unter dem Leder habe!" Er will den Brief herausnehmen — die Mappe ist leer.

Er glaubt, sich geirrt zu haben: also blieb das Schreiben doch wohl zu Hause, im Schubfach. Auch da sucht er vergebens.

Buat müßte sich noch schlechter kennen, als es wirklich der Fall ist, bliebe er gleichgültig. Er erschrickt fast bis zur Ohnmacht ... Des Sylvius Briefe hat er dem Ratkanzler ausgehändigt. Sollte er auch ...? Aber nein, das verfluchte Schreiben m u ß sich auffinden.

Er sucht wieder, immer von neuem in der leeren Mappe, immer von neuem in allen Schubfächern seines Schreibtisches; immer hastiger; immer verzweifelter. Plötzlich sinkt er am Tisch auf den Boden nieder, steinstill, und horcht — horcht ... Nichts! — Doch, da wieder! Kein Zweifel!

Er kriecht über den Teppich zum Fenster, zieht sich, ungeschickt wie ein Kind, an der Gardine hoch, reckt den Hals — nichts zu sehen! Er will sich aufrichten; da hört er es noch einmal, unmißdeutsam: ein behutsam klirrender Tritt, leises Kommando. Und eben kommt, ohne Anklopfen, verstört, aschgrau, eine Magd herein: Stadtsoldaten im Garten, im Keller, im Flur, vor der Haustür ... Verhaftung. Haussuchung. Verhör. — Buat hofft noch auf allerlei Gönner, die sich für ihn verwenden: die oranisch gesinnten Herren von Seeland, der Kurfürst von Brandenburg. Aber der Hochverrat ist unwidersprechlich erwiesen.

Der Gerichtsbeschluß lautet:

„Heinrich de Fleury de Coulans, Herr von Buat usw., überführt und geständig, schädlichen Briefwechsel mit dem Landesfeinde unterhalten zu haben, wie im Urteil des weiteren nachzusehen, wird vom Gerichtshof im Haag verurteilt, an die zu Hinrichtungen übliche Stätte geführt zu werden, wo ihm das Haupt abzutrennen ist."

Als Augenzeuge der Vollstreckung fügt der Vorsitzende hinzu:

„So geschehen den elften Oktober sechzehnhundertsechsundsechzig."

94.

Mit Stürmen hat die Flotte zu kämpfen gefunden, der Feind blieb unsichtbar. — Da de Reuter krank war, hat er selbst, haben die Flaggoffiziere und die Herren Roger Heugens von Geldern und Johannes Boreel von Middelburg den Ratkanzler gebeten, die Standarte zu nehmen; die ganze Flotte hat ihm zugejubelt. Im Lande freilich hätte man gewünscht, daß das Leben des Einzigen, der den Staat zu leiten weiß, nicht so lange und so ernstlich gefährdet blieb ...

Jetzt ist die Flotte eingelaufen. Der Schulz bei Nacht Isaak Sweers hält mit achtzehn Schiffen Seewacht.

Die Bevollmächtigten sind an der Helderspitze gelandet und reisen nach dem Haag. Heugens ist alt; man muß einen Wagen nehmen.

Auf dem holperigen Pflaster von Heilo wird dem Handpferd ein Eisen los. Der Schmied wohnt in der Nähe des Marktplatzes, den man eben passierte. Heugens und Boreel gehen die paar Schritte zurück, um im Ratskeller einen Imbiß zu nehmen, Heugens scheut den Geruch von verbranntem Horn. De Witt bleibt beim Wagen.

Im Rathause ist Verordnetensitzung. Der Stadtdiener meldet dem Schulzen, was draußen geschehen. Die Sitzung wird aufgehoben. In Eile wird beschlossen, die unerhofften Gäste von Amtswegen zu begrüßen. Der Schulze holt seinen besten Rock und sein hübschestes Töchterchen, dem man einen Strauß in die Hand gibt. Feierstimmung und vaterländisches Hochgefühl an Stelle des Marktgezänkes. Eine warme Welle des Gutseins. Festspannende Kinderfinger um baldermattete Blumen.

Die Hände auf dem Rücken, hängenden Hauptes, wandert de Witt neben dem schadhaften Gefährt auf und nieder. Bürgerleute und Kinder schauen aus weitgestelltem Kreise zu ihm herüber.

De Witt schrickt auf. Der Schulze steht vor ihm und will reden; das Kind streckt ihm von unten her den Strauß ins Gesicht. Des Ratkanzlers Blick ist so abweisend, daß der Mann stotternd zurücktritt und verstummt. Das Kind läßt den Strauß fallen und weint.

Dann nimmt de Witt sich zusammen. Aber mehr als „ich danke, ich danke" vermag er nicht hervorzubringen. Er sieht das fassunglose Kind, bückt sich, hebt den Strauß vom Pflaster und nimmt die Kleine auf den Arm. Wie er sie faßt und hin- und herträgt, beruhigt sie sich sofort. Er sagt nichts. Aber bis der Wagen fahrtfertig ist, behält er sie bei sich; da sie ihm zu schwer wird, setzt er sie nieder und hält sie an der Hand. Tapfer, mit großen Schritten, wandert die Kleine neben ihm her . . .

Die Leute von Heilo nehmen das ruhig und voll Achtung hin. Wie der Wagen abrollt, reißen alle die Mützen herunter . . .

Am Abend, im Ratskeller, wird der Vorgang besprochen. Man weiß die Sorgen des Staatsmannes zu würdigen. Nur einer sagt: „Er ist lieblos. Er hat kein Gefühl."

Ein kleines Landgut mit berühmten Fischteichen, halbwegs zwischen Amsterdam und dem Haag, ist herrenlos geworden. Der unbeerbte Vorbesitzer hat es mit letztem Willen den Staaten von Holland und Westfriesland zu beliebiger Verfügung überwiesen. Die Heimkehr de Witts vom Seekriege wollen die Staaten benutzen, um ihm in feierlicher Handlung für seine Dienste zu danken; sie wollen ihm das Gütchen schenken und in mehreren Huldigungreden ihn und sich beglückwünschen.

Für die Sitzung, in der das alles geschehen soll, hat de Witt einen Antrag auf Flottenverstärkung und neue Sonderabgaben vorbereitet. Man wird ihm alles bewilligen; aber dergleichen stimmt nicht gerade festlich.

Alle Abgeordneten sind frühzeitig auf ihren Plätzen. Im letzten Augenblick — wie oft hat er die Wegdauer gemessen! — kommt de Witt in den Vorsaal. Sein Vetter Vivien, der sein Vorhaben kennt, erwartet ihn dort und bittet ihn, die Sache, wie eilig sie sei, einen Tag zurückzustellen. Noch dringlicheres müsse sofort erledigt werden.

Johannes de Witt errät ungefähr, was gemeint ist. Und, wiewohl dankbar und stolz, bittet er den Freund heftig, er möge veranlassen, daß die Versammlung von jeglicher Ehrung seiner Person absehe.

Vivien ist erschrocken und betrübt. Aber seine Bitten fruchten nichts. De Witt nimmt Mantel und Hut, übergibt dem Abgeordneten den Wortlaut seiner Anträge, damit die Staaten sich schon in den Gegenstand vertiefen können und alltägliche Stimmung wiedergewonnen sei, wenn er auftritt. — In einer Stunde wird er zurückkommen.

Im Saale bedauert man die Ablehnung; und diejenigen, die den Gedanken angeregt und am eifrigsten vertreten haben, fühlen sich verletzt. „Der große Mann markiert den Abstand", sagt einer von ihnen.

Dann beginnt die Verhandlung, wie gewöhnlich. Man findet de Witts Vorschläge den Umständen gemäß und beschließt ihnen Folge zu geben. Da er kommt, ist fast schon alles erledigt.

Nach der Sitzung schreitet Vivien mit ihm die Treppen hinunter.

„Volkstümlich macht diese Zurückhaltung dich nicht," sagt er.

De Witt lächelt. „Wenn nur die Freiheit volkstümlich bleibt!"

Vivien ist nicht dumm. „Eben! Die Sache ist es, der du schadest."

Der Ratkanzler bleibt stehen und sieht ihn an. Dann schüttelt er den Kopf, blickt in weite Ferne vor sich hin und spricht — zu sich selbst:

„Meine Sache ist, daß dies Volk lerne, den Staat von der Person zu trennen. Ich bin nicht Holland."

Während sie vors Haus treten, sieht Johannes, wie sein Bruder von vielen Abgeordneten mit Scherzen und Glückwünschen zu seinem Wagen geleitet wird. Auf dem Trittbrett bleibt Kornelius einen Augenblick stehen und schaut über die Menge hin. „Hoch de Witt!" rufen mehrere, und alle schwenken die Hüte tief und feierlich.

In der herbstlichen Abendsonne spazieren die Brüder durch den Garten.

„Das war ja eine fürstliche Abfahrt" sagt Johannes.

Der Ältere weiß, was gemeint ist, wird rot, ein wenig ärgerlich.

„Ja, weißt du — ich finde nichts Arges darin, wenn die Leute dir danken wollen, daß du ihnen geholfen hast. Dir geht es gegen den Geschmack? Das mag deine Sache sein. Aber von dir selbst habe ich gelernt, daß Pflicht die Frage nach Geschmack und Gefühl nicht kennt."

„Es freut mich, Kornelius, daß du es lerntest. Und ich hoffe, heute haben noch ein paar hundert andere in Holland es gelernt.

Gefühle sind gut an Jünglingen, an Frauen und Künstlern. Aber wir brauchen Männer. Ein Mann ist, wer aus Einsicht Pflichten erfüllt. Nur wen die Einsicht allein leitet, ist zuverlässig. Wer aus Gefühl, aus Leidenschaft handelt, und sei es aus Leidenschaft zur Pflicht, verdient Mißtrauen. Überdies ist es so tierisch! So sklavenmäßig! Ob, was ihn zur Pflicht zwingt, da draußen irgendwo thront oder in ihm selber — da sehe ich keinen Unterschied. — Dahin will ich sie bringen. Wer da meint, mich loben oder belohnen zu dürfen, weil ich dem Lande tat, was erfordert wird, der könnte mich auch entschuldigen wollen, wäre ich mangelhaft. Gewöhnt euch das Festefeiern ab und die weibischen Ekstasen. Wir brauchen eure Spannungen, um damit Segel und Mühlenflügel zu treiben."

„Das ist unmenschlich, Hans."

„Unmenschlich nicht; aber vielleicht über dem, was Menschen können. Ein Ziel! Von Zeit zu Zeit müssen Leute dasein, die dicht an dies Ziel hinrennen. Bricht ihnen die Lunge, bevor sie es erreichen — um so mehr werden die anderen ihren Lauf merken und die Richtung ahnen."

Der Bruder kann nicht kalt bleiben.

„Von weitem sieht es aus, als wärest du ein Menschenverächter — leider sieht es so aus! — Und unbequem sind diese Renner für das liebe Volk. Bisweilen ärgert es sich so sehr, daß es mit Steinen nach ihnen wirft."

„Mögen sie werfen!" sagt Johannes und geht ins Haus, an die Arbeit.

Es gibt eine gemeinnützige Männergesellschaft im Haag, die heißt „Der Bienenkorb". Leute aller Stände gehören dazu. Sie sorgen für die Schulen in Holland, stiften Beihilfen für den, der Waisen und Findel aufzieht, helfen den Schiffbrüchigen und denen, die ein geringerer Fehltritt auf eine Sandbank setzte.

Diese Leute haben Versammlung, und auch sie möchten dem glücklich Heimgekehrten eine freundliche Begrüßung zukommen

lassen. Ein Herr von den Staaten ist unter ihnen, rät ab und erzählt, was morgens im Saal geschehen. Auch oranisch Gesinnte sind dabei. Sie wären der Huldigung nicht entgegen gewesen. Aber jetzt blicken sie sich an und nicken sich zu. Ein geistlicher Herr sitzt horchend bei ihnen.

„Unsinn! ‚Gottlos‘. Der Mann ist nicht gottlos. Das wäre einfache Rechnung. Aber unheimlich ist er! — Sein Kutscher hat Hafer unterschlagen. Der Stalljunge hat es angezeigt; der Kerl wird verurteilt und muß sitzen. Aber der Ratkanzler hat der Familie den Lohn weitergezahlt und den Mann, da er freikam, wieder in Dienst genommen. Und den Stalljungen hat er weggejagt.“

„Das ist nichts! Vor ein paar Monaten ist der Ältesten der Gaul durchgegangen; sie hat ein Kind umgeritten, da hinten in Lesendorf. Das Kind hat zwei Wochen liegen müssen. Das Fräulein hat sich die dumme Geschichte sehr zu Herzen genommen, und um sie zu beruhigen, ist der Alte jeden Abend, bis das Kind heil war, mit ihr hinausgefahren. Die Mädels vergöttern ihren Vater. Aber nicht einmal, als er jetzt von See zurückkam, haben sie ihn küssen dürfen. Die Einhüterin hat es meiner Frau selbst erzählt, es ist ganz sicher wahr.“

„Die Frau, die ist nicht wie er; mich dünkt, ihr mag oft genug das Herz schwer sein. Jeden Abend, bevor er zur Ruhe geht, kniet sie vor seinem Bett und betet für ihn. Sie hat ein Verslein gedichtet zu seiner Heimkehr. Die kleine Maria sollte es ihm hersprechen. Er hat das Gewürm gar nicht ausreden lassen. ‚Aber Frau!‘ hat er gesagt. Das war Dank und Begrüßung.“

Die Leute im „Bienenkorb“ wissen noch viel derart. Der Sinn der Geschichte ist jedesmal, daß sie dem Erzähler sinnlos scheint.

95.



Jakob Wolgemut ist beinah hundert Jahre alt, und daß er nun sterben soll, erscheint niemandem als ein Unglück, ihm selbst am mindesten.

Zum jüngstvergangenen Sabbath sind ein paar seeländische Bauern nach Amsterdam hereingewandert, haben sich vor dem Rathaus aufgestellt und erklärt, sie wünschten, daß der kleine Prinz zum Feldobersten und zum Flottenherrn geschaffen würde. Sie hießen ihn ihren Statthalter, und es wäre vernünftig und im Sinne der Einheit, wenn die Holländer das auch täten. Dann sind sie nach dem Haag gepilgert, haben dort ihren Spruch wiederholt, und schon am Sonntag zur Nacht fanden sie sich wieder auf ihren Höfen hinten in Seeland, stolz und befriedigt.

In Amsterdam haben unreife Burschen, Tagediebe und Werkhausflüchtlinge die Gelegenheit benutzt, ein wenig Lärm zu machen. Zumal am Hafen und um den Antoniusmarkt herum haben sie ihr Wesen getrieben. In die portugiesische Schule sind sie eingedrungen, haben die Schranken vor dem Allerheiligsten etwas beschädigt; aber nichts weiter ist ihnen in die Hände gefallen, als eine Megille. Das hielten sie für ein Buch voll Zauberei, damit man reich werden und geheime Macht gewinnen kann. Und so war es ja auch nicht unrichtig: denn durch seine Tugend wird das kluge und schöne Mädchen reich und gewinnt Macht. Nur wissen die siegreichen Eindringlinge von ihrer Beute nicht den rechten Gebrauch zu machen. Schließlich hat niemand die Rolle weiter beachtet. Ein leidlich Besonnener fand sie auf der Gasse und brachte sie dem alten Rembrandt; der werde noch am ehesten damit etwas anzufangen wissen. Rembrandt hat das Ding betrachtet, ein bißchen gelacht und eine Bibel vom Brett heruntergenommen.

„Ich will euch vorlesen, was das hier heißen soll." Und hat begonnen:

„Zu den Zeiten des Ahasveros, der da König war von Indien bis an Mohrenland, über hundertundsiebenundzwanzig Länder;

und da er auf seinem königlichen Stuhl saß zu Schloß Susan, im dritten Jahr seines Königreichs" . . . usw.

Darauf hat der Bringer sich etwas wortkarg bedankt und ist, die Schriftrolle zurücklassend, abgezogen.

Rembrandt trägt das Stück dem alten Wolgemut hin und findet ihn in Geistesklarheit sterbend, das Gemach voller Anverwandten.

Jakob Wolgemut — ein Trödler und Produktenhändler, nichts weiter — richtet seine Augen auf den Eintretenden, und kühn über Brauch und Meinung hinweg verlangt er, daß alle anderen ihn verlassen. Er will mit dem Meister allein sein.

„Des Herrn Hand ist hart gewesen über mir lange Jahre. Jetzt sendet er seinen Engel und Freund, der da spreche: es ist genug, Jakob. — Willkommen, Meister und Freund des Höchsten! Mit meinem Barte fege ich den Ort, dahin du trittst, und mein Hauch säubert den Platz, darauf du dich setzest. Die Boten meines Herrn seien gelobt in Ewigkeit! Wenn du zum zweitenmal diese Tür drehen wirst, nimmt sie der andere aus deiner Hand. Hier ist Jakob."

Da der Aufruhr war an der Schleuse und durch die Breite Judenstraße hin, hat Wolgemut nicht wagen dürfen, heimzugehen, wiewohl hungrig und müde; und hat sich müssen einen Abend verborgen halten und eine halbe Nacht. Auch ein Goj und ein guter Mann war es, der ließ ihn auf seinen Speicher, gab ihm Brot und eine Decke. Gleichwohl hat ihn gefroren, und sein Herz war voll Unruhe. Und so wurde denn seine Zeit vollendet.

„Dein Volk ist wunderlich," spricht er zu Rembrandt, „und mich dünkt, nun kommt seine Schickung. Gut so. Der Herr prüft, wen er erwähle. Ich habe mit meinen Augen gesehen, wie der Palmbaum aufkam und glänzend abwarf Staub, Moos und Reisig, so seine Krone noch deckte. Wie Spreu waren die Spanier und wie welkes Laub im Winde des Frühlings. Dann wuchsen die Zweige vor dem Himmel und trugen Frucht und waren ein

Schatten dem Wandernden und königlich anzusehen. Jetzt kam der Sandsturm glühend von Westen . . . aber der Same weht hin über alle Länder . . . so tut der Herr dem Volke, das er auserwählt zum Sauerteig dieser Erde. Jetzt kommt der Untergang — der macht euch ewig."

Rembrandts Herz, da er eintrat, war verdrossen und klein und garnicht feierlich. Er schaut auf die zitternden Finger des Sterbenden und in seine gelben Augen, die weit durch ihn hindurchblicken. Und schüttelt das Haupt und antwortet langsam:

„Du meinst es freundlich mit uns, lieber Jakob — schönen Dank! Aber dein Glück ist nicht mein Glück, und deine Hoffnung ist nicht meine Hoffnung. Dies Volk weiß nicht, was es will. Wer könnte ihm helfen? Dir ist nicht fremd, wie wir denken, und du kennst die Christensage vom Ewigen Juden — wir wissen keine schlimmere Verdammnis. Nein, so nicht! Krachender Zusammenbruch, Trümmer und Tod, und ein schönes Auflodern, und eine große, große Glut zuletzt — so wird der Herr uns sterben lassen, eine Leuchte den fernen Schiffen da draußen, die noch die Küste suchen. Hier waren Helden, so heiße unsere Geschichte, so heiße uns ‚Unsterblichkeit'. Du aber magst heimgehen in deine Ewigkeit im Glauben an deinen Samen . . ."

Dann bleiben sie beide still. Und wie er tot ist, gibt ihm Rembrandt die Schrift in die Hand, darin erzählt wird von der klugen und schönen Jungfrau, die reich ward und Macht gewann durch den Zauber „Tugend", und geht hinaus und trauert; aber nicht um den Gestorbenen . . . Schon schallt über die enge Gasse Geschrei der Klage und dumpfes Brüsteschlagen.

96.

in Kuckuck ruft — weit, weit entfernt. Der Heuschreck, den man fing und ins Glas sperrte, springt mit Puffen gegen das Papier. Jetzt riecht es nach Leim und frischgeschnittenem Holz. Das ist des Nachbars Tischlerwerkstatt . . . nein, ein Totenhaus: der Sarg wird eben zugenagelt. Da schwankt der Leichenwagen unter den Fenstern vorbei; die Admiralflagge hängt schief zur Seite. Das Fahrzeug legt sich schwer über — das Vordergeschirr bricht, und — nein, er ist wieder hoch. Stechende, helle Stöße. Blitze — wie seltsam — von unten nach oben. Und immer fort das dumpfe Knallen. Immer . . . Herrgott! Herrgott!

Der Schläfer sitzt auf. Es ist ganz dunkel. Das Schiff reitet auf dem Anker. Die See gluckt. Unbegreiflicher Lärm an Deck: Klopfen. Sägen. Hin- und Herschleifen. Kreischen von Taublöcken. Die Steuerkette — was zum Teufel gibt es vor Anker zu steuern?

Wilhelm van de Velde besinnt sich: dies ist die „Haarlem". Heute war der erste Tag — unentschieden! unentschieden! Sein Denken müht sich, halb erstickt, unter Eisschollen nach oben — ach, ihm genügt dieser eine Tag!

Die Seemalerei ekelt ihn plötzlich, und er denkt an seinen ersten Rehbock; den hat er krank geschossen, und den Genickfang versteht er nicht. Er will nochmals schießen; aber die anderen nehmen ihm die Flinte fort und sehen auf ihn. Das Tier zuckt und schlägt mit dem Kopfe . . . Die widerliche Sonne! Das scheußliche Gras! Das gottverwünschte Waldtal!

Wie die arbeiten! Wie die arbeiten!

Van de Velde weiß sehr gut, wie man Ekelstimmungen überwältigt. Er nimmt sein Buch und seine Stifte und steigt an Deck. Seehauch. Süße Sommernacht — hohnvoll traurig!

Der Mond ist noch nicht hoch; nicht sehr lange hat van de Velde geschlafen.

Der Sternenschein über der fast glatt gewordenen Fläche gibt Helligkeit genug.

Nach Osten und Westen und auch vorwärts, feindwärts: Mastenwerk, hier und da ein Licht. Schiffsahnungen. Nach Süden zu ist die See leer. Also liegt die „Haarlem" gedeckt — Aufseufzen! Lebenwollen!

Rundherum, binnenbords vor der Schanze, hängen Laternen. Die Matrosen arbeiten mit zusammengebissenen Zähnen. Arbeit sichert. Arbeit rettet. Arbeit macht vergessen. Arbeit gibt Selbstgefühl . . .

Hier werden Wanten nachgesetzt. Das Stemmen und Ziehen bei Laternenlicht, die wilden, mühberstenden Gesichter — van de Velde setzt sich auf eine Luke. Die ist feucht und klebig. Er greift an seinen Sitz. Die Haut an seinen Fingern ekelt sich. Seine Hand ist rot . . .

Er überwindet das und beginnt zu zeichnen. Ein Kabel bricht. Die drei, die daran zogen, stürzen hin. Einer schlägt sich am Geschütz das Hinterhaupt auf. — Zum Chirurgen! Der ist ohnehin an der Arbeit.

Dann stehen die Wanten. Van de Velde muß aufhören.

Die Leute werden anders hin befohlen. Wortlos rücken sie weiter. Zwei Jungen sind nicht mehr imstande zu arbeiten. Der Obermaat nickt ihnen zu. Sie sollen in Gottes Namen ausruhen.

„Aber morgen feste! Verstanden? Pfingsten will ich in Wielingen sein", sagt der Mann.

Das wollen alle. — Morgen ist Pfingstsamstag. Noch ein paar Stunden die verdammte Knallerei — dann wird's ja wohl Ruhe geben. „Sonntag sind wir in Wielingen". Die beiden Jungen schlafen an Deck. Van de Velde zeichnet sie, wie sie daliegen, verrenkt, verdreht, sacksinnlos . . .

Jetzt läuft der Mond durch die Wolken. Da oben ist noch Sturm, denkt der Maler. Dann studiert er eine Weile das Himmelsbild. Plötzlich schrickt er auf. Morgen ist wieder See-

schlacht. Arbeiten! Arbeiten! Er geht an Deck herum, von Lichtkreis zu Lichtkreis, schaut, horcht — nicht einmal von der Arbeit reden sie. Irrsinnig gewordene Gespenster. Tartarus.

Er klettert zum Achterdeck hinauf; der Pinselgast hat überall Zutritt. Dort sitzt der Kommandant, Walter Weingarten. Der dritte Rundgang ist getan. Die Leute arbeiten. Weingarten blickt über das Wasser hin, nach Süden. Van de Velde setzt sich schweigend neben ihn. Hier oben haben die Kugeln sich nicht hergefunden. Ein Brander hat von achtern heranwollen; den konnte man abschießen. Die Arbeit, das Fieber ist da vorn, unter ihnen.

Die Schiffsglocke schlägt an — acht! Das ist zwölf Uhr. Noch vier Stunden, dann ist wieder gestern, nein morgen, nein: Ewigkeit — grauenvolle, wahnwitzige Hetz-Ewigkeit.

„Sonntag in Wielingen — unmöglich!" sagt Weingarten. „Sie werden sich noch ein paar Tage gedulden! Können noch alle Jahr Pfingsten feiern, was wollen sie eigentlich? — Ach, es war doch schön! Es war doch schön!" Er sieht unten seinen Leutnant kommen, ruft ein paar Worte hinab und geht unter Deck . . .

Der Maler sitzt da, allein, Stunde um Stunde, ihn fröstelt. Ein paarmal glaubt er, er müsse weinen; aber das vergeht wieder . . .

Dann wird es rasch hell. Überall kommen die Segel hoch. Das Ankerspill schreit. Signale flattern von den Führerschiffen, Boote gehen hin und her. Die Kommandanten sind bei de Reuter. Die „Haarlem" macht Fahrt. Die Schiffe schieben sich durcheinander. Da ist Kampfreihe. Da ist freie Flut. Und da hinten, da — das ist Er! Warum hört man nichts? Unerträglich, das Warten!

Ein Luftstoß. Der sonderbare, immer wieder unerklärliche Atemdruck. — Aber die Ohren erzählen erst, daß geschossen wird, als das Krachen schon auf allen Seiten ohne Absetzen im Gange ist.

Die Nachtlähmung ist fort.

Van de Velde sieht, was vorgeht, und über eine Weile hin versteht er es sogar.

Sobald die beiden Linien einander nahe genug sind, läßt de Reuter umlegen und läuft neben den Engländern her. Aber die wenden; die Flotten gehen jetzt aneinander vorbei, und jedes Schiff der einen muß die ganze Feuerkraft jeden Schiffes der anderen über sich ergehen lassen. Die See ist ruhiger als gestern; man kann mit dem ganzen Geschütz feuern. Alles, was die Nachtmühe wiederherstellte, geht von neuem in Splitter. — Wie die Schiffe auseinander sind, fällt eine Flaute ein, dann völlige Stille. Sie treiben; und das Spleißen und Knoten und Flicken und Aufräumen beginnt noch einmal. Dann, gegen zehn Uhr, kommt wieder Brise, und der zweite Vorbeilauf soll beginnen. Die Niederländer liegen jetzt an Luv, so günstig, daß de Reuter „Bord an Bord"! signalisiert. Aber Tromp hat sich mit seinem Geschwader schon vorher in die englische Flotte hineingesetzt und ist so gefährdet, daß de Reuter ihm zunächst Luft schaffen muß.

Tromp hat ein paarmal das Schiff gewechselt; immer wieder an anderer Stelle geht seine Admiralsflagge hoch. „Sind da denn fünf oder sechs Tromps?" sagen die Engländer. Aber es ist alles vergebens. Die Leute wissen, daß sie verloren sind. Dem „Spiegel" sind drei Engländer an Bord fest. Der Großmast geht über. Fünfunddreißig Tote, sechsundsechzig Verwundete. Vizeadmiral van der Hülst wird erschossen. Johann de Hahn kann mit seinem „Kalandsauge" nicht mehr manövrieren. Johann van Amstels „Freiheit" ist steuerlos — der Schiffsname ein Hohn. Peter Salomonssohn muß seine brennende „Liebe" verlassen. Jakob Swarts „Provinz Ütrecht" hat jetzt den Admiral an Bord — alles Rundholz und laufende Gut geht zum Teufel. Das macht Tromps trotzige Tollheit. Also gut, weg mit uns! So oder so! Ein Mann, den Gott selbst nicht auf die Knie bringt. Doch jetzt sieht er die „Sieben Provinzen" heranschäumen und „Klein Hollandia" und „Frieden" und

„Gelderland" und die übrigen — er weiß es selbst nicht, aber: „Leute, da kommt der Großvater, der haut uns frei", bricht es aus ihm heraus, und eine Glut ist um den eisharten Mann, die loht über das ganze Geschwader hin und schlägt durch bis zu dem treuen Helfer und brennt offene Bahn.

Neues Ordnen. Neuer Angriff. Mehrere Engländer sinken. Aber die Holländer werden schlimm mitgenommen. Um drei Uhr verlieren die „Sieben Provinzen" die große Stenge mit Flagge und Wimpel. Art van Nes kommt mit seiner „Eintracht" dem Chefadmiral zu Hilfe. De Reuter bleibt auf seinem Schiffe und übergibt die Admiralsflagge an van Nes, bis die „Provinzen" wieder klar sind. Um vier Uhr wieder ein Passiergefecht. Um fünf noch eins. Gegen Abend neuer Angriff, und jetzt — endlich! — die Engländer wagen nicht mehr, die Gallion zu zeigen, und bleiben auf nördlichem Kurs. Flucht! Verfolgung! Aber da kommt die Nacht, da kommt Windstille — und abermals: unentschieden! Morgen ist Pfingsten . . .

Am Pfingsttag früh ruft der englische Flottenchef, General Monk, Herzog von Albemarle, seine höchsten Offiziere zu sich. Sie glauben, daß Prinz Robert bis gegen Abend mit der Hilfeflotte heran sein wird, und beschließen, sich nach der Themse zurückzuziehen und erst von dort, mit dem Prinzen zusammen, wieder vorzustoßen. Die untüchtig geschossenen Schiffe werden vorangestellt, die besten und stärksten decken den Rückzug. Monk selbst segelt als Letzter, dem Feind am nächsten. Von Gefangenen hat de Reuter erfahren, daß die Entsatzflotte unterwegs ist. Die Niederländer müssen alles daran setzen, schnell wieder ins Gefecht zu kommen. Ein übles Feiertagwerk. Aber der Feind weicht! Der Feind weicht!

Die Engländer bringen alles hoch, was ziehen will: Bramsegel, Blinden, Leesegel und Flieger, und spritzen das Zeug naß. Bei der schwachen Kühlte können die schweren Niederländer, selbst vielfach beschädigt und unklar, nicht herankommen. — Ihre matten Segler setzen die Engländer in Brand, um sie nicht

Gegners Beute werden zu lassen; auch „Sankt Paul von Seeland" ist dabei — den hatten sie früher den Niederländern abgenommen. Der englische Rückzug dauert den ganzen Tag, und die Niederländer können nicht aufholen. Erst gegen Abend sind Admiral van Nes und Vizeadmiral de Liefde nahe genug heran, aber ganz allein — alles übrige ist noch weit zurück; die zwei dürfen nicht wagen, anzubinden. Die Leute weinen vor Wut; aber van Nes muß die „Eintracht" wieder abfallen lassen, um das gute Schiff nicht sinnlos einzusetzen.

Die Engländer sind schon zwischen den Sänden vor der Themsemündung; da kommt Georg Askue, der Admiral der weißen Flagge, mit seinem „Königlichen Prinzen" auf dem Galstersande fest. Mit Flaggen und Schüssen signalisiert er unausgesetzt um Hilfe; aber die Kameraden müssen ihn im Stich lassen. Und schon sind die Niederländer heran. Van Nes glaubt die Beute greifen zu können; aber „Gauda" läuft ihm vorbei: da kommandiert der Schulz bei Nacht Isaak Sweers, und Tromp selbst ist mit an Bord. Sweers schickt zwei Brander gegen den „Königlichen Prinzen", und dem englischen Admiral, der sich bisher und heute so ruhmvoll geschlagen, bleibt nichts übrig, als die Flagge zu streichen. Die Brander werden zurückgerufen, und Sweers entsendet seinen Kapitän Jakob Phlippssohn, um Herrn Askue, seine Offiziere und seinen Kaplan herüberzuholen. Dann wird die Mannschaft gefangen genommen. Immer wieder klettern die Leute durch die Stückpforten in das Schiff zurück, bis man die Geschütze einzieht und die Luken vernagelt. Der „Königliche Prinz" wird in Brand gesteckt — ein Glücksfanal, ein Trostfeuer vor Nacht. Aber jetzt, am Abend des dritten Schlachttages, bei sicherem Siege, kommt den zu Tode Erschöpften Prinz Roberts Entsatzflotte in Sicht . . .

Noch eine Nacht qualvoller Spannung. Und dann das Endringen.

Am vierten Morgen glaubt niemand mehr an guten Ausgang. Auch Tromp nicht. — Was tut de Reuter?

De Reuter läßt noch einmal die Flaggoffiziere an Bord kommen. Noch einmal soll gekämpft werden. „Das sind dieselben Engländer, die ihr gestern habt fliehen sehen", sagt der Alte. „Also los!"

Gegen Prinz Roberts frische Kräfte ist fast nichts mehr auszurichten. Den ganzen Tag lang laufen die Flotten aneinander vorbei, immer wieder, immer noch einmal. Niederländer und Engländer geraten in Brand, sinken, werden steuerlos, treiben ab und müssen ausscheren — aber keine Entscheidung! Vizeadmiral de Liefde kommt zwischen Prinz Roberts Schiffe schwer in Gefahr; aber die beiden van Nes und de Reuter selbst retten ihn. Ein holländischer Brander hat das Feuer fast schon an des Prinzen Schiff; da hakt ein englischer Brander an ihm fest und überwältigt ihn. Die „Gauda" wird segelunfähig, und fluchend muß Sweers ausscheren, um notdürftig wieder klar zu werden. Der „Dom von Ütrecht" wird von den Engländern genommen, dann zurückerobert. Kein Ende abzusehen — ein langsames gegenseitiges Abschlachten. Da entschließt de Reuter sich zum Äußersten. Er läßt den Blutwimpel setzen, und Tjerk Hiddes de Fries, Bankert, Schramm, Kuhnders, de Liefde, beide van Nes, und noch viele, viele drehen gehorsam und mutig aus der Reihe heraus, geradewegs in die Engländer hinein. Das Durcheinander ist grauenhaft. Kampf mit Musketen und Pistolen, mit Handbeilen und Schiffshaken, mit Messer und Faustgriff, von Bord zu Bord, von Deck zu Deck — ein tierisches sich Würgen und Fressen. Der englische „Bulle" sinkt, die „Essex" wird genommen und nach dem Tessel geschleppt. Kapitän Ruth Maximilian, auf seiner „Konvertin", erobert einen Engländer und schleppt ihn nach der Guten Rhede. Der „Nelkenbaum", den die Engländer vor Jahresfrist nahmen, wird wieder geholt... Und es gelingt: trotz ihrer Verstärkung geraten die Engländer noch einmal in Unordnung. Jetzt ist ihre Flucht endgültig; und plötzlicher, schwerer Nebel rettet ihre Reste nach England.

Am nächsten Morgen ist die See rein: kein britisches Schiff mehr zu erblicken. Das heißt: Sieg. Achthundert tapfere nieder-

ländische Matrosen sind tot; dazu die Admirale Evertssohn und van der Hülst, der Schulz bei Nacht Stachhauer und die Kapitäne Otto von Treslong, Peter Salomonssohn, Peter von Holten, Walter Weingart, Adrian Holzzaun, Simon Block. Elfhundertundfünfzig Mann sind verwundet. Aber die Engländer haben sehr viel mehr Leute verloren und den Niederländern dreitausend Gefangene gelassen.

97.

Auf „Libertät" ist Heuernte und alles wie immer. Jurian sitzt mit einem weißhaarigen Gast in der Sonne hinterm Hause. Odilot wandert mit dem jungen Sturm durch die Felder, fühlt den Jahresablauf mit wie eine Blume und glaubt zu wissen: Leben, das heißt den Tod abwarten. Wenn Otto Sturm zu ihr spricht, sind seine Augen und der Klang seiner Stimme, wie wenn jemand seidigen Wirrwarr zu schlichten sich anschickt und an seinen rauhhäutigen Fingern verzweifelt. Einmal, nachdem sie lange wortlos herumgegangen sind und sich endlich am hohen Kanalrande niedergesetzt haben, der Abendsonne nachblickend, spricht Odilot ohne ihn anzusehen:

„Nun bin ich deine Mutter, auf ein Weilchen heraufgekommen, und sitze bei dir. Wenn es dunkelt, lege ich mich wieder unter die kalten Linden. Freust du dich, daß ich da bin?" Langsam hat sie sich zurückgelehnt in das Sommergras, die Hände hinterm Haupte. Da hat der Jüngling das Gesicht versteckt zu leisem, heftigem Weinen. So tröstet sie ihn bisweilen. Manchmal hastet er nachts in seinem Zimmer umher wie eine geblendete Lerche und schlägt seine Stirn gegen den Schrank, gegen die Wände, und meint, nun komme der Wahnsinn. Aber dann taut der leuchtende Morgen; er reitet mit ihr über die Wiesen; und alles ist still und gut.

Der Gast, den die Bredenbeker nun bei sich haben, das ist der alte Johannes Evertssohn, den Odilot im Brielhafen auffischte, dann gesundpflegte und liebgewann.

Die beiden Herren reden von der Viertageschlacht und von des andern Evertssohn siegumschäumtem Sterben. Das war des Alten letzter Bruder. Er erzählt, wie er mit ihm in Indien war, und wie der Elefant, auf dem sie saßen, stürzte. Da sprang der Tiger an. Aber ein nackter Javane hat ihn mit dem Dolch aufgefangen und abgestochen. Und den Mann hatte Kornelius kurz zuvor geschlagen . . . „Sein Leben lang hat ihm das leid getan", sagt Johannes.

Obilot ist die Bringerin neuer Weltkunde. Diesmal hat sie erfahren, daß die Engländer nach der letzten Schlacht Viktoria geschossen und die Themse entlang Freudenfeuer gebrannt haben. Diese Dreistigkeit empört sie so sehr, daß sie zittert. Aber der alte Evertssohn nickt nur und lächelt. Dann läßt er sich Schreibzeug geben; der Diener muß warten; und so, im Strohstuhl, auf den Knien, schreibt er den Staaten von Seeland einen Brief:

„Euer Hochmögenden bittet ein alter Seemann, der dem Katzentode des Ersäuftwerdens unlängst durch Gottes und guter Freunde Hilfe günstig entgangen ist, es noch einmal mit seiner Fahrkunst zu versuchen. Er, der Endesdastehende Johannes Evertssohn, Vizeadmiral a. D., hält sich für den nächsten Seegang ehrerbietigst empfohlen, wie sein Vater, einer seiner Söhne und seine vier Brüder allbereits das Glück gehabt haben, auf dem Bette der Ehre zu sterben."

Er gibt das Schreiben dem Bredenbeker, damit der es sogleich befördern lasse. Jurian liest, und stillschweigend reicht er das Blatt seiner jungen Gattin. Lautaufschluchzend kniet Obilot vor dem alten Helden nieder und legt ihren Kopf auf seine Knie.

98.

Kornelius Tromp hat, von seinen Voreltern her, ein Landgut, das heißt: das „Grafenland". Eine ältere, unverehelichte Schwester verwaltet es für ihn.

Jetzt, ein paar Wochen nach der großen Schlacht vor dem Kanal, wird in allen Häfen gearbeitet, die Flotte wieder seetüchtig und vollzählig zu machen. Das ist Verwaltungsache und geht Tromp nichts an. Der Ratkanzler macht das, und Tromp liebt die Advokaten nicht. Zudem kümmert de Reuter sich mit Schulmeistergenauigkeit um den ganzen Brackwasserbetrieb; der versteht sich mit dem Ratkanzler vortrefflich. Solange nicht gesegelt wird, ist Tromp durchaus entbehrlich. Er hat Urlaub, hilft seiner Schwester Erdbeerkörbe zählen und Kühe markieren und blickt nach den Heidehügeln, die sein Land in blauem Duft umfluten.

Seine Schwester ist schweigsam, zuweilen etwas mürrisch, scharf und oft verletzend in ihren Antworten. Er auch. Das harte Selbstbewußtsein kommt ihnen von der ruhmreichen Sippe. Den fressenden Brand, nur wenn sie mit grenzenloser Eigenverantwortlichkeit handeln dürfen, werde richtig gehandelt, können sie beide nicht dämpfen; er schafft ihnen, so oft das Leben sie anderen gleich- oder gar unterordnet, stets von neuem pulverhafte Empfindlichkeit und eingebildete Demütigungen.

Das Mädchen liebt ihren Bruder. Wie könnte sie anders? Segelt er in seine Gefahr, grämt sie sich um ihn und wünscht ihn an Land. Ist er da, fühlt sie sich beaufsichtigt, in ihrem Tun und Walten abschätzig beobachtet, ungerecht beurteilt und innerlich mißhandelt. Daß Michel de Reuter in der Landesflotte der erste ist und nicht Kornelius Tromp, das liegt in der Sache selbst begründet. Der Mann findet sich damit ab. Aber die Schwester empört sich darüber; und wenn sie sich gereizt glaubt — beständig glaubt sie das — wirft sie ihm seine Abhängigkeit, seine Zweitstellung vor, als sei seine geringere Tüchtigkeit, sein un-

glattes Wesen, sein hochmütiges Auftreten daran schuld. Tromp weiß, daß diese Eigenschaften zu ihm gehören; er weiß aber auch, daß er trotzdem in der ganzen Flotte sehr geachtet, von vielen sogar aufrichtig geliebt wird. Zuweilen schweigt er, im Bewußtsein besserer Einsicht. Manchmal aber antwortet er mit großer Schärfe. Dann ist der Urlaub ein verdrießliches Ding, und den unausgesprochenen Wunsch: „Wär ich nur wieder an Bord", versteht die Schwester mit einem „Ja, weißt du denn, ob Herr de Reuter dich wieder nimmt?" scharfsichtig zu vergiften.

Da wird Kornelius Aarssen, Herr von Sommelsdeik, gemeldet. Tromp geht an den Wagen, öffnet selbst und geleitet den Gast ins Haus. Sommelsdeik trägt ein längliches, graues Kästchen in der Hand. Er kommt vom oranischen Hoflager. Um ihn ist der Hauch der großen niederländischen Geschichte. Seine Bewegungen sind feierlich. Seine Stimme klingt voll. Sein Blick weitet den Horizont. Dienst und Verwaltung, Geschäft und Laufbahn, Landwirtschaft und Familienzank sind sehr kleine Dinge, wo er zugegen ist.

Da der regendunkle Tag auf Abend geht, läßt Tromp im Saal die Kerzen entzünden und die Fenster schließen. Während Sommelsdeik den Staubmantel und den Degen ablegt, wird wenig gesprochen. Tromp fühlt, daß der Besuch mit besonderer Absicht ins Haus kam.

Wie die beiden Herren einander gegenüber sitzen, schweigt Sommelsdeik noch immer. Das längliche Kästchen aus grauer Haifischhaut hat er auf den Tisch gestellt. Ein wenig schmunzelnd, aber sehr achtungvoll blickt er den Jüngeren an. Den befällt ein Gefühl großer Spannung.

Sommelsdeiks Schweigen ist künstlich. Sein Plan steht längst fest. In seinen Berechnungen ist Tromp ein ganz sicherer Posten. Ob er heute oder ein wenig später seinen Zweck erreicht, macht nicht viel aus. Er hat deshalb beschlossen, es zunächst ohne Umschweif, in geradem Anlauf zu versuchen.

Er nimmt das Kästchen, öffnet und will es dem Admiral hinüberreichen. Aus rotem Samt leuchtet ein Ehrendolch, wie er an Bord getragen wird, in goldener Scheide.

„Se. Hoheit dankt dem Retter des Vaterlandes", sagt Sommelsdeik.

Tromp begreift alles. Mehr noch Bitterkeit als Pflichtgefühl veranlaßt ihn, die unbewußt schon ausgestreckten Hände zurückzuziehen.

„Ich stehe im Dienste der Herren Staaten, und die Schlacht leitete Herr de Reuter." Nicht einmal Dank.

Der Höfling lächelt milde.

„Se. Hoheit genießt das Glück und das Recht der Jugend. Euer Exzellenz sind ihm ein Gegenstand der Begeisterung. Meine Sendung ist menschlich, nicht amtlich zu verstehen, Herr Admiral." Er stellt das Kästchen offen auf den Tisch.

„Ich bitte Sie, Herr Oberst, Sr. Hoheit meinen innigsten Dank und meine aufrichtige Ergebenheit zu melden. Sie selbst werden dem Prinzen am besten darlegen können, daß die hohe Ehrung, die seine Güte mir bereiten will, für ihn und für mich zu schweren Mißdeutungen führen würde, und . . ."

„Das Sr. Hoheit eindringlich vorzustellen, nahm ich mir bereits die Freiheit, lieber Herr Tromp. Ich bin sogar eitel genug, mich zu freuen, daß Ihre Weisheit meine geringe Einsicht bestätigt. Somit wird auch der Prinz sich gewiß überzeugen lassen. Es ist freilich bitter, für ihn und uns alle, daß die öffentlichen Umstände eine so einfache, selbstverständliche Herzenshandlung zu verbieten scheinen. Wir leben in einem beklagenswerten Lande."

Er sieht, daß Tromp kaum merklich den Kopf zurückwirft, und weiß, daß er den Mann richtig eingeschätzt hat.

Er fährt gleichgültigen Tones fort, jetzt ganz in freundschaftlichem Geplauder:

„Auf Schloß Duvenstedt wird oft von Ihnen gesprochen, Herr Tromp, und der Prinz billigt meine Ansicht durchaus. Es ist eben immer ein Unglück, wenn untergeordnete Rücksichten — seien wir offen: wenn Dienstalterbedenken verhindern, daß der richtige Mann an die richtige Stelle kommt. Sie haben gehört: in England feiert man Sieg. Nun, mit etwas mehr Entschlossen-

heit, mit etwas mehr Draufgängerei wäre das zu vermeiden gewesen. Aber dazu gehört Jugend. Jugend! Daß ich das einsehe, trotz eigener Jahresbelastung, wage ich als einen Vorzug an mir zu schätzen. Nun, ich sage nichts weiter — unsere Staatsform bringt solche Rücksichten eben mit sich, und das ist noch nicht einmal ihr schlimmster Fehler." Er erhebt sich und greift nach dem Kästchen, noch einen Augenblick zaudernd. „Schließlich, Se. Hoheit würde es verstehen, wenn dies Ehrenzeichen einstweilen noch ungetragen bliebe . . ."

Jetzt ist Tromps heiße Härte nicht mehr zu bändigen.

„Das zu allerletzt, Herr Oberst! Das auf keinen Fall! Wem meine Gesinnung gehört, dessen Abzeichen trage ich offen."

Jetzt ist es Sommelsdeik, der abwehrt. Sein Spiel ist über eigenes Erwarten gelungen. Er nimmt das Kästchen an sich, schließt es und verbirgt es unter seinem gelben Atlasrock.

„Das wird den Prinzen sehr zuversichtlich stimmen, Herr Admiral. Seine Freunde sind nicht zahlreich in diesem Ländchen. Aber kernig. Ich hoffe, der Tag ist nicht mehr fern, da er Ihnen zum zweitenmal dies nette Spielzeug verehren wird, in eigener Person."

Sein Wagen wird gerufen. Vor dem Abschied begrüßt er noch die Herrin des Hauses und beglückwünscht sie zu den Siegestaten ihres Bruders. „An hoher Stelle zollt man ihm große Gunst", fügt er hinzu. „Aber freilich: die strenge Rechtlichkeit des Republikaners über alles! Szipio und Kato in einer Person!" Die tiefe Verbeugung zu diesen Worten verbirgt sein Gesicht.

Aber das Fräulein, wie sie den Bruder anschaut, blickt erst erstaunt, dann geringschätzig.

99.



chon im August kommen beide Flotten wieder aneinander. Wieder dauert die Schlacht mehrere Tage. Und diesmal bringt sie den Engländern einen vollständigen Sieg. Das unerklärliche Verhalten des Trompschen Geschwaders ist daran schuld — das weiß der jüngste Schiffsjunge. Am ersten Tage, da seine Hilfe sehnlich von den Tapferen da vorn herangefleht wurde, blieb Tromp mit aufgegeiten Segeln untätig weit hinter der Linie liegen. Dann, als die zwei anderen Geschwader von der Übermacht weggedrückt waren, stieß er vor, und wirklich jagte er, was ihm gegenüber lag, nach der englischen Küste. Aber das war ein Teilerfolg ohne Sinn und Nachhall. Wie er endlich, nach langer, ergebnisloser Feindverfolgung mit seiner „Hollandia" vor Dorloo wieder ankommt, ist alles verloren. Die englische Flotte schließt sofort auf, blockiert die ganze niederländische Küste, landet sogar auf Schelling und verwüstet einen Teil der Insel.

De Reuter läßt sich zur „Hollandia" übersetzen und geht mit Tromp unter Deck.

Der alte, schwere Mann, über dessen Sanftmut in der Flotte allerlei gutwillige Scherze erzählt werden, der sich früher von diesem selben Tromp soviel Ärger und Verdruß gefallen ließ, daß die Generalstaaten hinter seinem Rücken den Jüngeren zur Manierlichkeit ermahnen mußten — der alte de Reuter zittert vor Entrüstung. Er sagt nicht viel; aber seine gerechte Erzürnung ist so eindruckvoll, daß Tromp sich ohne Einwände heruntermachen läßt. Aber als de Reuter ihm sagt, durch seinen Ungehorsam sei das Vaterland der Vernichtung ausgeliefert, schlägt seine Wut durch:

„Die Schlacht haben der Flottenchef und seine Freunde verloren. Euer Exzellenz befindet sich in einem Irrtum, wenn Sie diese Gruppe das Vaterland nennt. Ich erlaube mir, die Erwartung, was das andere Holland leisten wird, anheimzugeben."

Das ist offenbares Bekenntnis zum Hochverrat. De Reuter sieht ihn an, entsetzt, stumm. Dann kommen dem Alten Tränen in die Augen. Er tritt dicht an Tromp heran und zieht ihn mit beiden Armen zu sich: „Lieber Freund — hätte ich gewußt, daß der Ärger Sie so sehr verstören würde, hätte ich nicht gesprochen. Aber es war meine Pflicht. Und was Sie noch eben sagten, dürfen Sie sich nicht zu sehr zu Herzen nehmen. Auch Sie werden das mit Gottes Hilfe schnell vergessen."

Und wieder — zum wievielten Male schon? — fühlt sich Tromp von dem Alten überwältigt. Er ist nicht mehr imstande, ihn an das Fallreep zu geleiten.

100.



ie de Reuter zu de Witt in den Haag kommt, findet er im Hause des Ratkanzlers eine sehr glänzende Versammlung. Kornelius, der Bürgermeister von Dordrecht und jetzt auch Landvogt von Pütten, ist da; Konrad van Beuningen, der niederländische Gesandte in Paris; der junge du Maurier, der Sohn eines früheren französischen Gesandten; Hieronymus van Beverning, der niederländische Unterhändler in Kleve, der den münsterischen Krieg beizulegen und den Kurfürsten von Brandenburg richtig zu behandeln wußte; de Heubert, der Ratkanzler von Seeland; d'Estrades, der französische Gesandte im Haag; de Vivien, der Kanzler von Dordrecht; aus Amsterdam de Groot und Andreas de Graaff und Euttenbogaart, der Führer der freigesonnenen Geistlichkeit; und noch viele andere.

Man bespricht soeben die seltsame und nicht unbedenkliche Verirrung, die sich neuerdings auf einigen Kanzeln zu erkennen gegeben. Johannes de Witt sorgt mit Scherzworten und dem Anschein lächelnder Überlegenheit dafür, daß niemand von den Anwesenden die Sache so ernst nehme, wie sie ihm selbst erscheint: in einigen Städten des Landes haben sich die staat-

besoldeten Prediger nicht gescheut, die traurig verlorene Schlacht als eine Strafe des Himmels für das gottlos verblendete Land hinzustellen, und als einen Sieg der besseren Sache, als welche man die oranische ahnen ließ, zu feiern. Oraniens Zusammenhang mit dem Erzfeind, das ist de Witts heimliche Angst von je.

De Reuters Eintritt unterbricht die Erörterungen; er wird mit der feierlichen Liebe gegrüßt, die einem Großen gebührt. Man redet von den Toten. Das Ende des alten Evertssohn, der nach dem Verlust eines Beines starb, wird von allen beklagt und gerühmt.

Dann bittet de Witt seine Gäste um Urlaub und zieht sich mit dem Admiral zurück. Er weiß, wer an dem unglücklichen Ausgang der Schlacht schuldig ist, will sich aber den ganzen Hergang noch einmal erzählen lassen. Doch es kommt nicht soweit. De Reuter erwähnt zufällig und ohne Absicht, daß am Morgen, vor Beginn des Kämpfens, der Oberst von Sommelsdeik zu ihm an Bord gekommen sei. Was der denn auf der Flotte zu suchen hatte, will de Witt wissen. Er sei nur um des Erlebnisses willen mitgenommen worden, wie das ja Brauch sei. Auch ein paar französische Herren habe er bei sich gehabt: Philipp und Heinrich von Lothringen, den Grafen von Harcourt, den Großschildknappen von Frankreich, zwei Herren von Cambout, den jugendlichen Gouverneur von Anjou und andere. — Ob er den Obersten Sommelsdeik während der Schlacht unter Augen gehabt habe? Nein — er sei nur einen Augenblick an Bord der ‚Sieben Provinzen‘ gewesen und dann zur ‚Hollandia‘ weiter gefahren.

„‚Hollandia‘ — das ist Tromp!" De Witt springt auf, reißt die Arme hoch. In solcher Erregung hat der Admiral ihn noch nie gesehen.

„Ich will Ihnen sagen, Herr de Reuter: Tromp verdient keine Kugel — er soll hängen."

Entsetzt wehrt de Reuter ab. Was das heißen solle? Ein so verdienter, fähiger Admiral, ein Mann höchster Ehrenhaftigkeit —

rauh und etwas launisch; aber Trost und Gewähr für das Vaterland. Er selbst, de Reuter, sei alt und wohl nicht mehr lange ...

Der Ratkanzler unterbricht ihn: „Sie kennen Tromp länger und genauer als ich. — Aber ich fürchte, Sie werden getäuscht. Über Sommelsdeik weiß ich Bescheid. Das ist der größte Schuft in den Niederlanden. Sage mir, mit wem du umgehst ..."

„Nein, nein. Dann ist auch Tromp getäuscht. Der ist kein Betrüger und kein Schuft."

De Witt hat geklingelt. Er läßt den jungen du Maurier herein bitten. Da der Admiral ihn nicht kennen kann, stellt er vor: „Chevalier Ludwig Aubery, Herr du Maurier — der Vater des Herrn du Maurier war Gesandter der Majestät von Frankreich und kannte die Sommelsdeiks genau. Nicht wahr, Chevalier?"

„Leider."

„Nun, Herr du Maurier, es sind wichtige Angelegenheiten, die mich nötigen, Sie um schonunglose Mitteilung Ihrer Sommelsdeikschen Erfahrungen zu bitten. Lassen Sie den Herrn Admiral und mich alles wissen, was Ihnen bekannt ist."

„Herr Ratkanzler, ich bitte Sie inständig, mir dies zu erlassen. Das Andenken meines verfolgten und gequälten Vaters verbietet mir, über diese Leute zu reden. Ich könnte ihnen schwerlich gerecht werden."

„Lieber Chevalier, wir wissen Ihre Weigerung sehr wohl zu würdigen. Eben deshalb sind Ihre Bedenken unnötig. Sagen Sie uns alles. Fürchten Sie keinen Mißbrauch und keine falschen Schlüsse. Ich weiß, daß Ihre härtesten Äußerungen noch von ritterlicher Zurückhaltung zeugen würden. Sie dienen mir außerordentlich, wenn Sie reden."

„Herr Ratkanzler, es ist selbstverständlich, daß ich mich um genaueste Wahrheit bemühen werde. Aber einstehen kann ich dafür nicht. Ich bitte, meine doch begreifliche Abneigung gegen diese Leute von vornherein in Rechnung zu stellen."

„Das werden wir tun — aus Kenntnis Ihrer vornehmen Denkart. Die Sommelsdeiks werden nichts gewinnen dabei."

De Witt hat den jungen Mann zu einem Sessel geführt, und du Maurier beginnt:

„Vom jetzigen Herrn Kornelius Aarssen weiß ich nicht viel. Er ist der Sohn des Franz Aarssen und der Enkel eines Kornelius. Franz, Herr von La Plata, ertrank vor etwa sechs Jahren bei einer Überfahrt von England nach Holland. Sein Bruder, Kornelius, hatte sieben Töchter, drei sind verheiratet; vier andere haben sich einer auffallenden Frömmigkeit ergeben.

„Die, die ich kenne, sind der ältere Kornelius, der Großvater, und dessen Vater, der wiederum Franz hieß.

„Der alte Franz Aarssen war wohl der gefährlichste Geist, den die sieben Provinzen jemals hervorgebracht haben; aber seine Hinterlist und Betrügerei verstand er unter gut holländischer Sitteneinfalt und Freimütigkeit wunderbar zu verbergen. Er hat viel für den Prinzen Moritz geschrieben, wenn es sich darum handelte, jemanden zu verleumden und unmöglich zu machen. Die Herren werden verzeihen — aber mein Vater hatte den Eindruck, daß Se. Durchlaucht auch solche Mittel nicht immer ganz verschmähte."

„Das ist Fürstenkunst, lieber du Maurier, das nehmen wir nicht so genau", sagt de Witt lächelnd.

„So ist Franz Aarssen denn sehr reich geworden und konnte seinem Sohne große Einkünfte hinterlassen. Wilhelm der Schweiger hatte es übrigens abgelehnt, sich mit dem jungen Aarssen zu befassen.

„Indes, Kornelius, der Sohn des alten Franz, wurde niederländischer Resident in Paris, bis zum Waffenstillstand; er lebte dort fünfzehn Jahre. Er wurde geadelt, sogar Baron, und verstand es auch, sich in Holland in den Adel aufnehmen zu lassen. Dieser war es, der meinem Vater sein Leben lang mit seinem Widerspiel und seinen Ränken zu schaffen machte. Seine Habgier und seine Geschäftskniffe mißfielen dem König und der Königinregentin so sehr, daß diese Majestäten ihn sehr gern von Paris entfernt hätten. Er merkte das, bat um seine Ab-

berufung, ließ sich vom König das übliche Abschiedgeschenk geben — er soll vergoldetes Tafelsilber im Werte von vierzehn- bis fünfzehntausend Pfund erhalten haben. Dann ging er wirklich noch Holland; aber nur, um seine Wiedereinsetzung in Paris zu betreiben. Und das, obwohl er wußte, wie unangenehm seine Person den Majestäten war! Er glaubte seiner Sache sicher zu sein, weil er sich einbildete, es gäbe sonst niemanden in den Niederlanden, der diesen Posten ausfüllen könne. Aber mein Vater ist es gewesen, der das hintertrieb, auf Befehl des Königs. Und das war doch auch zum Besten dieser Staaten, daß er sie vor einem solchen Mißgriff bewahrte. Dann sandten die Herren Staaten den Herrn von Languerac, Baron von Aspern, als Residenten nach Paris. Das hat Kornelius Aarssen meinem Vater nie verziehen. Aber ich weiß nicht, ob diese weit zurückliegenden Geschichten den Herren wichtig scheinen können."

„O, sehr!" und der Ratkanzler fährt selbst fort: „Das war also der Großvater. Der Vater war der nächste Herzensfreund Wilhelms II., riet ihm zum Handstreich gegen Amsterdam, und trachtete, meinen eigenen Vater aufs Schafott zu bringen. Und von dem würdigen Gegenwärtigen weiß ich eine Geschichte, die ist noch besser, als alles bisherige." Mit wenigen Worten erzählt er, wie es zuging, daß van Messen, sein alter, lange bewährter Geheimschreiber, in Unehre kam . . .

Du Maurier wird entlassen.

„Das sind die Sommelsdeiks! Und das ist Tromp!" sagt de Witt.

Aber de Reuter bittet ihn aus vollem Herzen, sich zu keinem vorzeitigen Verdacht hinreißen zu lassen. Der Ratkanzler verspricht, Tromp zu sich zu bitten und mit eigenen Augen den seltsamen Mann zu prüfen. — Und dann verheißt de Reuter, so Gott ihm Leben und Gesundheit lasse, werde er im nächsten Jahre einen Schlag führen, der alles zum Guten ende.

Der dienstliche Bericht über die Schlacht geht an die Generalstaaten. Und diese — nicht der Ratkanzler — verfügen, daß

Tromp einstweilen außer Dienst zu stellen sei und sich im Haag zur Verfügung zu halten habe. Jede Verbindung mit der Flotte, auch brieflicher Verkehr, wird ihm verboten. Der Versuch dazu soll als Meuterei bestraft werden.

101.



Der dreiundzwanzigste August scheint den vollen Winter zu bringen: nach einer Woche unablässigen Regens und windiger Kälte, die in den Wohnungen schon zum Kaminfeuer nötigte, ist heute fast Eiswetter. Der Regensturm bringt harten Hagel und Wolkenbrüche. Die Fruchteinfahrt wird gefährlich verzögert. Das schon geschnittene Korn beginnt zu faulen. Zu Feindesgefahr und Blockade noch Mißernte und verspätete Saatbestellung. — Das Wetter ist so unerträglich, daß der Ratkanzler den kurzen Weg in die Generalstaaten nicht zu Fuße nehmen will. Sein Wagen steht vor dem Hause; eben tritt er selbst zwischen die Säulen, da baut sich stramm eine stattliche Gestalt vor ihm auf, unter der Matrosenmütze, im schlechten Regenmantel zuerst unerkannt — es ist Kornelius Tromp. Ein Diener, der ein unförmliches Bündel unter dem Regenlaken birgt, steht hinter ihm.

Aus schwerer Gedankenarbeit aufgeschreckt, erkennt der Ratkanzler den Gast. Er sendet den Kutscher wieder in den Stall und bittet Tromp, einzutreten.

„Zu Fuß, Herr Admiral? Bei diesem Wetter?"

„Herr Ratkanzler, ich komme als Bittsteller."

Tromp legt den Mantel ab, der seine Galakleidung deckte, und nimmt vom Diener den hohen, spitzen, geriefelten Schnallenhut, der zu seinem Anzuge gehört. De Witt führt ihn in sein Kabinett. Nach dem, was vorgefallen ist, angesichts des schweren Verdachtes, der den Mann belastet, kann er ihn nicht zum Niedersitzen auffordern. . Das erwartet Tromp auch nicht.

Gegen seinen Schreibtisch gelehnt steht der Ratkanzler ihm gegenüber und blickt ihn an. Der Augenblick ist für Tromp lebenentscheidend.

Die Verantwortung, die jetzt seiner Menschenkenntnis obliegt, ist für de Witt eine Kronenlast. Schon immer hat er nicht fassen können, wie endliche Intelligenzen sich nach dieser Seelenzwinge sehnen oder sich darin wohlfühlen mögen. Er ist nicht schüchtern, nicht entschlußscheu, nicht folgeängstlich — aber diese Begegnung macht ihn körperlich krank. Wenn der Mann doch sprechen wollte!

Aber Tromp weiß, daß er die Aufforderung abwarten muß. In welcher Form sie kommen wird — auch für ihn ist das eine folterhafte Spannung. Er fürchtet glatte Behutsamkeit, die um die Dinge herumgeht — höfliche Gewandtheit, die dem Verlorenen den Weg sperrt, sich wiederzufinden.

Endlich redet der Ratkanzler:

„Herr Admiral, Ihr Verhalten hat Ihnen den Verdacht des Landesverrates zugezogen. Es ist mir lieb, daß Sie selbst mir sagen wollen, ob der Verdacht begründet ist oder nicht. Handelt es sich um Mißverständnis, unglückliche Verkettung oder um Ähnliches, will ich Ihnen nach Kräften helfen."

„Nein, es ist kein Mißverständnis und keine unglückliche Verkettung. Ich habe straffällig gehandelt und werde nichts tun, mich den Folgen zu entziehen. Was ich aussprechen möchte, ist nur dies: ich stecke in keiner Verschwörung. Was ich tat oder nicht tat, sollte nicht irgendwelchen Umtrieben dienen, sondern geschah nur aus Trotz, böser Laune, Verärgerung. Weiter kann ich nichts sagen; meine Bitte ist nur, daß man mir glauben möge."

Während er sprach, hielt der Ratkanzler mit beiden Händen rückwärts den Tisch gefaßt. Jetzt geht er rasch auf Tromp zu, bietet ihm die Hand, führt ihn zu einem Sessel, drückt ihn darauf nieder. Morgenluftfreude wimpelt in ihm auf und hin und her.

„Das also wäre erledigt, lieber Herr Tromp," spricht er; „aber nun sagen Sie, was ich tun kann, um Ihnen zu helfen."

Tromp bleibt gedrückt und gehemmt.

„Um eine Flagge darf ich nicht mehr bitten. Ich möchte nur Gelegenheit haben, Herrn de Reuter Genugtuung zu geben. Ich kann verstehen, wenn er mich als seinen Chefleutnant nicht mehr will. Wenn ich als Kapitän wieder fahren darf, werde ich alles tun, was einem redlichen Manne zukommt."

De Witt verspricht, mit herzlichem Eifer für Tromp einzutreten; daß die Generalstaaten ihr Urteil zurücknehmen werden, kann er freilich nicht versprechen. Für heute läßt er die versammelten Hochmögenden noch länger warten. Er führt Tromp zu seiner Frau, läßt seine Töchter kommen, behält den Gast zum Frühstück, erzählt ihm von der gegenwärtigen Staatslage, erfragt seine Ansichten über den künftigen Seezug . . . und wirklich geht Tromp mit sich selbst versöhnt nach Hause. —

Die Staaten wollen, trotz wiederholter Versuche des Ratkanzlers, ihr Urteil nicht ändern. Sechs Jahre lang muß Tromp der Flotte fernbleiben. Daß man ihm gestattet, den Haag zu verlassen und auf Grafenland zu leben, ist die äußerste Vergünstigung. Und Tromp würdigt sie.

102.



enn man die Themse hinaufsegelt, an Margate, Westgate und Whitstable vorbei, bis dahin, wo die Mündungbucht sich zum Flußbett verengt, dann sieht man links hinter der Insel Sheppey, von der Feste Sheerneß gedeckt, die Einfahrt in den Medway. Das ist zuerst eine gewundene Föhrde von wechselnder Breite; dann von Rochester aufwärts ein nicht mehr schiffbares Landflüßchen. Segelt man an Sheerneß vorbei themseaufwärts weiter, so kommt man sehr bald nach Gravesend; und von hier ab ist die Themse schon eine Straße der Stadt London. Man hat die Unterkunft der Kriegsflotte nach dem Medway verlegt, damit das tägliche Kommen und Gehen auf dem Hauptfluß nicht behindert, und das Rüsten und Schaffen auf den

Königschiffen den Vorbeifahrenden nicht gar zu augenkundig sei. Das Hauptarsenal liegt rechts des Medway, bei dem Kirchdorf Chatham, das auf waldiger Zunge in eine Windung des Flusses vordringt. Chatham gegenüber, ein wenig abwärts, steht das alte Schloß Upnor, ein mächtiger Steinkasten, mit vier spitzgedeckten Türmen. Die Reiterei, die Monk und der Herzog von York aus Schreckbetäubung herangejagt haben, um wenigstens die Flußufer zu sichern, hat um Upnor herum einen Halbmond aufgeworfen. Jetzt kann mit den Geschützen, die aus der Umgegend zusammengesammelt wurden, die Wasserfläche bestrichen werden. Aber das Schloß brennt schon, und die Schanze wird allernächstens geräumt werden . . . Noch weiter abwärts steht das Schloß Honingen ebenfalls in Rauch und Flammen. Das Dörflein Gillingham und nahe der Mündung Queenborough, bis jetzt vom Feinde unbeachtet, wanken vor Entsetzen. Das uralte Rochester am Ende der Föhrde dünkt sich sicher. Aber auf dem Burgfelsen, um die Kathedrale herum und auf der Plattform des Normannenklotzes drängen sich Tausende, das Schmähliche, Unfaßliche — den jüngsten Tag! — mit eigenen Augen zu sehen. Und sie sehen es! Sie sehen, wie die herrlichsten Königschiffe eins nach dem anderen in Qualm verschwinden, dann mit Weltuntergangsgetöse im Feuerregen auffliegen; wie die Kette, die allein noch die Stadt schützt, übersegelt, dann gesprengt wird; wie auf der niedrigen, hundertbogigen Flußbrücke und drüben durch das sonst so vergnügte Strood hin die ratlosen Truppen wimmeln, die doch nicht helfen können; wie die Werften und Läger von Chatham vom Feinde besetzt und ausgeplündert werden; wie die satanischen Niederländer näher und näher heranrücken . . .

Am 17. Juni ist de Reuter mit über achtzig holländischen Schiffen in der Themsemündung erschienen. Kornelius de Witt, der Landvogt von Pütten, ist als Staatenbevollmächtigter bei ihm, die Admirale van Gent, van Meppel, de Liefde, Aylva, Enno Doudes Star, Schramm und Isaak Sweers, beide van

Nes, die Schulzen bei Nacht Brunsfeld, van der Zahn, Verburg und Fluch, sein Sohn Engel de Reuter, sein Stiefsohn Hans Paulussohn von Geldern, Jakob Swart, Johann van Amstel, Dirk Schey, Gisbrand de Fries, Elandt du Bois, Johann de Hahn, Johann van Brakel, Jakob Philippssohn und viele, viele andere. Auch ein Kornelius Evertssohn ist wieder auf der Flotte. Sie erfahren, daß der Ratkanzler und die Generalstaaten am 6. Juni der Flotte befohlen haben, die Themse und den Medway anzugreifen. Sofort werden einige kleinere Fahrzeuge abgesandt, um zu loten und zu peilen. Die Landungtruppen werden verteilt und angewiesen. Ihre Führer sind der Oberst Thomas Dolmann, der Oberstleutnant la Guicherie und die Majore Brederode und Limburg — unter den Hauptleuten ein Sohn Dolmanns und ein Schwiegersohn de Reuters. Einige Zeit geht damit hin, das Flußgebiet zu erkunden und zu besetzen. Am 20. segeln van Gent und Kornelius de Witt auf Kapitän Vollenhoves „Agatha" mit dem Geschwader vor Sheerneß; es wird von Schiffs- und Landtruppen erobert: den jungen Kapitän Kornelius Voß trifft das Glück, die Königliche Standarte herunterzureißen und das Staatenbanner aufzupflanzen. Am folgenden Tage wird die Festung zerstört, und die Flotte rückt nach sorgsamer Fahrwassererkundung mit der ersten Flut flußaufwärts weiter.

Kornelius de Witt läßt dem Admiral de Reuter, der mit der Hauptmacht noch draußen liegt, die Einnahme von Sheerneß mitteilen und ordnet an, daß die Flotte Queenborough belagern und zugleich die Themsedurchfahrt gesperrt halten soll. Aylva, Schramm, Enno Dudes Star und de Reuter selbst kommen den Medway herauf und vereinigen sich mit de Witt und van Gent.

Inzwischen ist den Kommandanten verboten worden, Matrosen an Land zu setzen, in welcher Absicht es immer sei.

Bei Chatham finden sie die ersten Königschiffe vertäut liegen; die Fahrrinne ist mit versenkten Brandern, dahinter noch durch eine ausgespannte Kette gesperrt. Die Vernichtung der feindlichen

Fahrzeuge ist die Hauptaufgabe des ganzen Unternehmens. Auch bei Schloß Upnor liegen mehrere englische Kriegschiffe. Sie durch Geschützfeuer zu zerstören ist langwierig und kostet viel Schießwerk. Gegen Beranderangriff scheint die Kette zu sichern.

Aber Johann van Brakel, der das Landungverbot übertreten hat und deshalb in Haft liegt, erbietet sich, freie Bahn zu machen. Das wird angenommen. Er wird wieder auf seine Fregatte „Der Friede“ gebracht, segelt von ganz hinten her durch, überrennt mit seinem leichten Fahrzeug die Kette, geht dem ersten besten Engländer an Bord und erobert ihn im Augenblick, bei Verlust von drei Mann und einigen Verwundeten. So ist der früher verlorene „Jonathan“ den Holländern wiedergewonnen, Johann van den Rein segelt hinter van Brakel mit seinem Brandschiff „Pro Patria“ die Kette an, so daß sie springt und bringt sein Feuer an den „Matthias“; der verbrennt. Heinrich Heinrichssohns Brandschiff „Katharina“ will an den „Karolus Quintus“ heran, den gleichfalls die Holländer früher verloren haben. Aber die „Katharina“ wird in den Grund geschossen, und der Brander „Schiedam“, den Gert Mak führt, bringt das Feuer an. Den ganzen Tag schwält und raucht „Karolus Quintus“, nachts fliegt er in die Luft. Von Land her wollen englische Truppen das Elend abwehren; aber ein paar Schiffschüsse blasen sie auseinander. Der Schreck ist so groß, daß die Besatzung des „Königlichen Karl“ ins Wasser springt und ihr Schiff preisgibt: auf diesem ist einst der König von den Niederlanden her in sein Reich gefahren; und zwei Admirale haben ihre Flagge von seiner Stenge wehen lassen. — Dann wird Schloß Honingen erobert und in Brand gesteckt.

Am 23. Juni werden vier Schiffe abgesandt, um die Feste Upnor und die dort liegenden Engländer anzugreifen. Wie sie schon voraus sind, können de Reuter und auch de Witt nicht widerstehen: sie gehen auf eine Schaluppe, holen das Geschwader ein, und de Reuter selbst nimmt auf einem Brander

das Kommando — hier werden das „Getreue London", der „Königliche Jakob" und der „Königliche Eichbaum" mit Feuer in die Luft gejagt . . . Von Rochester her müssen Monk und York mit ansehen, wie ihre neuesten und stärksten Schiffe als wehrlose Tiere abgeschlachtet werden; in unwürdiger Vermummung drücken sie sich durch die Gassen hinunter zu ihren Leuten. —

Die Niederländer haben etwa vierzig Mann verloren und acht Brander, die heißen: „Pro Patria", „Katharina", „Schiedam", „Rotterdam", „Drache", „Wappen von London", „Goldener Apfel" und „Prinzessin". —

Am 29. Juni segeln sie wieder ab. Ihre Verrichtung ist geschehen. Schießstoff und Nahrung werden knapp. In London wird eine große Anzahl von Brandschiffen ausgerüstet: die läßt man besser auf offener See herankommen.

Von der Themsemündung aus werden Wight, Plymouth und Harwich, ja sogar Shetland und Ferro angegriffen, und zweimal noch erscheint die niederländische Flotte vor Gravesend . .

Aber inzwischen haben die englischen Unterhändler in Breda sich den Frieden geholt.

103.



Kommodore Douglas sitzt hinter der Kappe des Achterdecks, die den Qualm ein wenig wegfängt, eine lange, dünne Flinte quer über den Knien. An die holländischen Großkähne kann er nicht heran. Von den Brandern hat er drei abgeschossen. Aber die andern haben es fertig gebracht. Jetzt kommen keine mehr. Was sonst vorgeht, kann er durch den Rauch nicht mehr erkennen, mag auch nicht daran denken. Das mit den Brandern — die Entenjagden auf den schottischen Seen fallen ihm wieder ein. In seinem Rücken prasselt und kracht es unaufhörlich.

Der Qualm vom Vorschiff kommt immer dichter und beizender.

Die Mannschaft hat er an Land geschickt. Unter Deck erstickten sie an den Geschützen. Oben platzt ihnen das Pulver in ihren Händen, so heiß ist die Glut vom Steven her Ihn selbst kann niemand an Land schicken.

Er hört ein leises Winseln und Schritte. Da kommt der Bursche, den Bordhund unterm Arm. Ein junges, wolliges Tierchen, das eben wieder zu atmen anfängt.

Douglas sieht den Jungen entsetzt an: „Warum bist du nicht—?"

„Sollte ich denn auch gehen? Ich dachte, gräfliche Gnaden würden mich mitnehmen. Aber es ist kein Boot mehr da. Gräfliche Gnaden müssen schwimmen. Den Hund werde ich schon tragen."

„Mach, daß du hinüber kommst, ich brauche dich nicht mehr. Geh nur, Junge! Den Köter wird es auch erfrischen."

„Herr Graf . . ."

Douglas erhebt sich, geht auf den Jungen los und macht Anstalten, ihn über Bord zu werfen. Da springt der von selbst, den Hund mit der Linken hochhaltend. Douglas sieht ihm über die Reling nach — da kommt er hoch — da wirft er den Hund auf den Strand; der schüttelt sich, springt und bellt wie toll . . .

Douglas kommt zurück. Der Rauch zwingt ihm unaufhörliche Tränen aus den Augen. Ihm befiehlt niemand, das Schiff zu verlassen. Er muß bleiben.

Er sieht, daß das Feuer dicht vor der Pulverkammer ist. Springt sie, so bricht das Fahrzeug und ein Wunder könnte ihn vielleicht retten. Das würde niemand glauben . . .

Er steigt hinunter; geht zur Pulverkammer, legt sich dort nieder und wartet, bis das Schiff auffliegt.



er ihn nicht kennt, mag glauben, Karl wäre seinen Lustgenossen willenlos verfallen. Aber das ist ein Irrtum. Nicht einmal Luise von Querouaille, jetzt Herzogin von Portsmouth, wagt es, ihren Tafelüberdruß deutlich zu erkennen zu geben. — Karl selbst hat schon dreimal gegähnt; aber der schwere Wein hält ihn noch fest. Endlich winkt er dem Lakaien, ihm aufzuhelfen. Die Querouaille und die Schöne von Irland führen ihn; die beiden Kavaliere folgen, jeder mit seinen zwei Damen: Billy Dunmore mit Gladys Mac Hinderthorne und Katharina da Palha — Lord Abergavenny mit Barbara Palmer und Eleanor Gwynn, den Sternen von vorgestern.

Der Musensaal liegt nördlich, am anderen Ende von Whitehall. Die Kerzen auf den Korridoren sind fast schon heruntergebrannt.

Im Saal ist es kühl. Man fühlt sich frischer. Karl wünscht Bewegung um sich.

Aber es ist spät am Tage, und sein Witz reicht nicht mehr weit. So läßt er, da nun einmal neun Personen versammelt sind, die Rollen demgemäß verteilen. An ihm selbst genügt das Machtwort: „Ich bin Urania". Aber Billy Dunmore muß seinen Rock und seine Spitzen preisgeben, Hals und Brust entblößen, eine Tischdecke um die Hüften wickeln und ein Samtbändchen durch die schwere Perrücke schlingen. Man steckt ihm eine Flöte in die Hand und nennt ihn „Euterpe". Ein dunkler Türvorhang mit Silberstreifen wird herabgerissen; der gibt dem jungen Abergavenny tragische Weihe. Die sechs Damen streiten sich einen Augenblick um die übrigen Namen. Es erweist sich, daß die Querouaille als Erato eines charaktervollen Halsgeschmeides empfindlich entbehrt. Sie weiß eins, bei den Hofjuwelieren; und wie sie davon erzählt, wird der Wunsch danach unmißverständlich.

Aber Karl winkt ab.

„Kinder, nichts da! Majestät muß sparen. Meine neuen Dreimaster tragt ihr ohnehin um den Hals, meine Geschütze an den Fingern und meine Stabs- und Flaggoffiziere größtenteils im Magen — wenigstens vorübergehend. Nun — wohl bekomm's! Heute morgen wunderten sie sich über deine neue Kutsche, Lulu. Famos poliert übrigens, das Silber! Und die sechs Schimmel gehen glänzend. Wißt ihr, was die klugen Leutchen nachher gesagt haben? — ‚Für jeden Gaul hundert Häuser — dann ist London wieder aufgebaut!' Ja, was so ein Araber kostet, das wissen die Kerle, als lebten sie allein vom Pferdestehlen. — Das Beste kommt noch. Auf dem Rückwege finde ich eine Ansammlung vor der ‚Weißen Rose'. Meine lieben Londoner sind aufgeregt wie Neapolitaner, zappeln, gröhlen, wedeln mit den Armen — rein närrisch! Sie erkennen mich, machen schön und treten auseinander. Wie ich eben hindurch bin, ruft wahrhaftig ein Schlingel von hinten: ‚Unsere Schiffe! Unsere Schiffe! Die Holländer kommen!' Ich reite zurück. ‚Was? Die Holländer kommen? Hierher? Zu Blackfriars?' Und was meint ihr? Die komischen Käuze nicken sich die Köpfe herunter und schreien: ‚Jawohl! Jawohl! Hierher, Sire, hierher!' Es war schier unglaublich. Vielleicht nicken sie immer noch. — Aber wir vergessen ganz, wozu wir hier sind." Er blickt durch die hohle Hand nach oben und orakelt wie ein Astrolog:

„Mag Venus voller List den goldenen Gürtel lupfen —
Mars hat das Zipperlein und Jupiter den Schnupfen."

Alle lachen gehorsam. Nur die Querouaille nicht. Karl ärgert sich über den Eigensinn.

Aber bevor er seine Sphärenstudien fortsetzen kann, wird Besuch gemeldet. Staatssache. — Majestät ist nicht zu sprechen. Abergavenny wird abgesandt:

„Ha, rauh gestörtes Spiel. — Pack dich, du Faunsgesicht! —
Auf, Trauermuse, geh, und stilvoll gib Bericht!"

Im Nebenzimmer — Abergavenny hört jedes Gelächter, jedes Poltern — im Nebenzimmer wartet der Dock- und Hafen-

meister. Gelb vor Angst, berichtet er von dem, was soeben zu Chatham und Rochester geschieht. Da der Jüngling ein ungläubiges Gesicht macht und unentschieden abwehren will, reißt der alte Mann den Fenstervorhang beiseite und zeigt auf die Menge, die schwarzgedrängt das Schloß umlagert . . . Die Holländer sind bei Upnor gelandet. Unaufhaltsam ziehen sie gegen Gravesend. Der Feuerschein ihrer Brandtaten ist in London zu sehen. Sie knoten sich die geschlachteten Kinder an den Leibgurt, um damit zu schrecken. Frauen und Mädchen schicken sie in Schiffsladungen nach Vlissingen, in ihre Arsenale und in ihre Freudenhäuser . . . Die Branderflotte klarmachen! Die Bürgerwehr aufbieten! Er fleht um Befehle und Geldanweisung.

Der kleine Lord ist ratlos. Er hört von drinnen Händeklatschen, Hin- und Herspringen, Gekicher. — Dort jagt man eine Motte, die den Purpur bedroht. Karl sucht sie in Lulus Busen zu erwischen. Da die Schöne nicht darauf eingeht, greifen seine Finger wenig zart. Ein rotes Mal glüht vor der weißen Brust . . .

Der Hafenmeister hört die Geräusche auch; noch vermag er sie nicht zu deuten. Abergavenny verspricht alles, lobt die Vorschläge, drängt zur Ausführung, verheißt, der König selbst werde sofort nach den Docks fahren . . . Hinaus mit dem Alten.

Dem Höfling klappern die Zähne, seine Stimme versagt . . .

Wie eine Vogelscheuche steht er wieder im Saale, winkt, fleht mit Gebärden um Einzelgehör.

Karl ist verdutzt, wütend. Der Jämmerling verschandelt das ganze Bild. Er will ihm folgen; die Querouaille soll mitgehen. Doch die beachtet seinen Blick nicht.

Auch gut! Aber dies muß ein Ende nehmen! Karl lacht laut auf und donnert los:

„Wer ist hier? frag ich. Wie vermeßt Ihr Euch
In Stunden ernster Sammlung Euch zu drängen?
Wer bin ich? Wie?"

Und Abergavenny stottert die verlangte Antwort:

„Ein gütiger Fürst, der gern Versehn entschuldigt,

Die nimmer arg gemeint. Unsere Kühnheit
Betraf ein Staatsgeschäft, um das wir kamen,
den Willen unseres Königs zu vernehmen."

Er hofft, nun werde es gut sein. Aber königlich spielt Karl weiter:

„Ihr seid zu dreist. Ei was!
Ich lehr Euch, wann es Zeit ist zu Geschäften!
Ist dies 'ne Stund für weltlich Tun? Ha? Wie?"

Und da der unglückliche Bote im Sumpfe seines Hirns nach einem Wort angelt, einem armen Wort, das den Bann löse, deklamiert jener von neuem, hohnvoll den andern zugewendet:

„Der Mann hier, so vollkommen,
Der stets den Wundern wurde beigezählt,
Bei dem, entzückt zu horchen, uns Minuten
Die Stunden seiner Red' erschienen: dieser,
Mylady, hat die Grazie, sonst ihm eigen,
In graus Gewand gekleidet und ward schwarz,
Wie aus dem Höllenpfuhl. Nehmt Platz, und höret Dinge . . ."

Da, endlich, schreit Abergavenny:

„Die Feinde sind auf der Themse. Sie kommen. Chatham und Rochester sind zerstört, die Bauern ermordet, die Hütten brennen . . . Hafenmeister . . . die Flotte . . ."

Nun stehen sie alle, wie verhext, das Denken geronnen — das Gefühl verglast. Sie begreifen nichts mehr und blicken auf den König . . . Nur die Französin plappert vor sich hin:

„Nie wieder Kostbarkeit! Weggeben! Weggeben! Alles! Mein einziges Geschmeide sei das Mal auf meiner Brust!" Und leise: „Sire, ich werde Sie nie wieder betrüben."

Karl schenkt ihr einen Blick der Ergriffenheit. Er hat sich ganz in der Gewalt:

„Seid ihr toll? Diese Grabesmienen und Leichentöne? Bin ich denn eine Theatergröße im fünften Akt? Muß ich euch lehren, was Höflichkeit ist vor Fürsten? Mögen euch die Beinchen zittern

— ich stehe fest, mein Thron wackelt noch nicht, wenn eine Unke quakt. Lu, mein Liebling — dein Opfermut ist entzückend. Aber ich bin kein weggejagter Ladendiener. Lustig! Zum Henker! Soll denn London glauben, ich sei hinüber, bloß weil euch ein bißchen Schreck in die Gedärme schlug?"

Er läutet gewaltsam und befiehlt dem Kammerherrn, das Geschmeide, von dem zuvor die Rede war, augenblicklich herbeizuschaffen.

„Geh nach Haus, Abergavenny! Weg mit dir! — Wer kein Verräter ist, der lacht über den Schreck, und jubelt der göttlichen Stunde!"

Gläserschall. Singsang. Taktklopfen. Karl öffnet die Altantür und tritt mit mehreren ans Gitter. Lärm und Licht fluten über das dunkle London hinaus, hinab zum Geschlotter.

Die Menge horcht auf, verwundert sich, überlegt, reimt eins ans andere, und schon brandet das neue Hurra durch alle Gassen:

„Die Holländer gefangen! De Reuter hat eine Kugel im Hirn! Eine Partisane zwischen den Rippen! Größter Sieg des Jahrhunderts! London gerettet! Heil Stuart!"

Buch des Schützen

Freiheit de Witt





er Wachtdienst vor der Vierschaar und den Gefängnissen ist heute nicht langweilig. Die Posten sind zahlreich: die Treppenaufgänge müssen gesperrt bleiben, und durch eine bloße Schnur würde sich das Volk von Amsterdam nicht hindern lassen, in seinem Rathause auf- und niederzusteigen, wie alltäglich. Nur die untere Halle ist der allgemeinen Neugier preisgegeben. Eine unendliche Menge geputzter Leute drängt sich mit fröhlichem Geräusch hindurch. Der reiche Schmuck des Hauses, der bisher als ein erfrorenes Fest gespensterte, lebt heute und feiert siegreich mit.

Gleichwohl ist einem der Kriegleute, die soeben zur Ablösung antreten, der Befehl lästig. Er würde lieber seinen Schatz draußen im Volksgetümmel herumführen, damit kein anderer dies Amt versehe. Einer der Abgelösten bemerkt seine Unlust und erbietet sich, für ihn einzutreten.

„Das ist freundlich, Robert", dankt ihm der andere. „Aber gerade du solltest dich heut endlich aufraffen. Ich weiß . . . aber draußen findest du leichter, was du suchst, als hier in diesem Marmorkäfig. Und wenn auch nicht — heut kannst du deinen Sparren auf alle Fälle loswerden."

Robert winkt ab. Der Leutnant hat nichts dagegen, und so bleibt es bei dem Tausch. — Breitbeiniges Dastehen, beide Hände am aufgestemmten Schaft, stundenlang. Müde, brennende Augen forschen über das Gewimmel weg. Scherze und Gelächter ringsum; er hört nichts davon.

Dann beginnt die Auffahrt; da schaut er hin. Der Hauptgang wird geräumt, die große Treppe geöffnet. Und schon wandern die Stadtschulzen, die Bürgermeister, die Ratherren, die fremden Königboten, die Schöffen, die Herren Staaten, alle die vielen Geladenen, in feierlicher Freude, im Schimmer schwarzer Seide, im Glanz weißer Krausen, im Lustfeuer bunter Atlasfeldröcke, im blauen Seemannswams, umblitzt von Goldketten, Klein-

odien und Prunkwaffen durch die Halle hin und steigen gemessen treppauf.

Die beiden de Witt und die siegreichen Admirale begrüßt dankbarer Herzensjubel, leuchtender Stolz und manch unaufhaltsame Träne.

Der Ratkanzler hat noch einmal jede besondere Ehrung von sich gewiesen. Aber der allgemeinen Herzenserhebung, die den endlich und teuer gewonnenen Sieg einen einzigen Tag lang schmecken will, kann er sich nicht entziehen.

Die Einzugmusik ist verklungen; eben soll des Seniors Dankrede beginnen, da hemmt nochmals lautes Hochrufen von draußen, Unruhe in der Halle und auf den Treppen, ein allgemeines Aufsehen und Fragen für einen Augenblick die Feier. Und jetzt kommt, unerwartet, Prinz Wilhelm, glühend vor Eifer und Jugend, durch die Halle geschritten, mit klirrenden Begleitern. Er grüßt mit glücklichem Lachen, eilt hinauf, überblickt rasch die schon vollzählige Versammlung, und dann stürzt er mit kindlicher Entschlossenheit auf den Ratkanzler zu. Der streckt ihm beide Hände entgegen und zieht ihn an sich ... Alle, die es sehen, halten den Atem an und wissen: von dieser Feierstunde kommt ihrem Erdenleben Sinn und unvergänglicher Inhalt.

Die Festhandlung — Ansprachen, Verse, Chöre und Märsche — nimmt ihren Fortgang. Unten in der Halle warten viele auf die Heimfahrt der Herren; manche entfernen sich, neue Schaulustige kommen hinzu. Durch die offenstehenden Türen glänzt die gläserne Schönheit des Herbsttages herein.

Es sind keineswegs nur die Reichen und Vornehmen, die die beglückende Stunde froh macht. Krämer und Handwerker, Hausburschen und Mägde, jüdische Hausierer und buntes, langsames Bauerngemenge von draußen — es ist alles ein Volk! Und alle wollen sie einmal durchs Rathaus hindurchwandeln: so sind sie mit dabei.

Der lange, ernste Hellebardenmann an der Treppe kennt viele von denen, die an ihm vorüberziehen. Aber er spricht sie

nicht an, und sie beachten ihn nicht. Es sind welche dabei, denen war er Freund als Kind; aber wer erkennt ihn? Und nicht nur äußerlich hat die bittere Wanderschaft ihn fremd gemacht. Immer wieder hebt er die Augen auf und blickt über alle hinweg. Das ist sein Trost. — Rief jemand? Kommando?

Er strafft sich auf und wendet, wie im Gliede, den Kopf nach rechts. Was ist das?

Eine Magd, fast alt, ein wenig gebückt, hängend, reizlos — wie auf ein Traumbild blickt sie aus dunklen Augen starr zu ihm herüber. Ein heißer Schlag fährt durch ihn hin, seine Knie zittern ... Er will vorstürzen. Aber ihn schwindelt. Nebel ist um ihn. Die Menschen drängen sich, drängen sich. Ziehen vorbei. Eine fließende Kette. Eine schwimmende Wand. Wo ist das Mädchen?

Er muß sich am Geländer halten. Sie kommt wieder! Sie kommt wieder! Das macht ihn etwas frischer. Gleich ...

Ein Ruck im Hause. Der Hornist auf dem Treppenabsatz schmettert. — Bahn frei! Und schon steigen sie die Treppen herunter. Der Ratkanzler mit dem Prinzen voran. Dann die lange, schimmernde Reihe. Ein Grüßen, ein Neigen und Schweben, ein Winken und Ziehen, Rauschen und Leuchten. Hinaus in die sonnige Luft. Die Menge drängt mit. Wie schnell ist die Halle leer! Hausleute laufen, die Türen werden geschlossen. Das Fest ist hier zu Ende. Gruftkühle. Geklapper in unendlicher Weite ... Müde setzt sich der Posten auf den Stufenteppich ...

Kornelia zweifelt. War es der, den sie sucht? So groß? So schwer? So ernst?

Aber ihre Zeit ist um. Sie eilt nach dem Hänflingdamm. Im Hause des Ratkanzlers hat sie Aushilfdienst gefunden — irgendein eiliges Magdgeschäft, das bald getan sein wird. Dann ist sie wieder frei und darf wandern und warten und suchen ... Das ist ihr Leben, seit wieviel Jahren?

Beim Ratkanzler wird ein Ballfest gehalten. Der Prinz und die junge Maria de Witt schreiten im Reigen voran ...

Pause vor dem letzten Tanz. Einer der Herren tritt in die Mitte des Saales, dankt der Hausfrau und dem Ratkanzler für das Glück dieses Abends; und mit zwei oder drei Worten deutet er an, daß von diesem Hause alles Glück komme, dessen man genieße. Dafür gebührend zu danken, sei in Worten unmöglich.

Wilhelm von Oranien tritt vor und winkt: man möge seiner Jugend verzeihen; aber es treibe ihn, seiner herzlichen Wallung Ausdruck zu geben. Finde man das unziemlich, so möge man seiner Väter gedenken; der ererbten Gewohnheit, sagen zu dürfen, was man fühle, vermöge er nicht zu widerstehen. Seine Erscheinung ist Jugend und Schönheit, sein Auftreten funkelt in vollendetem Schliff, sein Ton ist fest, aber voll bezaubernder Freundlichkeit — niemand ist im Saale, der ihm nicht von Herzen zustimmte. Er vergleicht den Ratkanzler mit Perikles; der Vergleich ist treffend und gut durchgeführt — das klingt wie eine hinreißende Musik, nicht wie Schmeichelei und Redegeschick. Den herrlichsten Geistern der Alten habe Dankbarkeit nichts Besseres darzureichen gewußt, als einen frischen Ölzweig. Daran fehle es im nordischen Lande. Aber man wisse sich zu helfen: mit einem ruhigen „Die Jungfer gestattet" nimmt er seiner Tänzerin den Mädchenkranz von Myrte aus der blonden Flechte, nennt ihn das Sinnbild häuslicher Reinheit, das wohl auch als Krone höchsten Bürgerwertes gelten dürfe, pflückt vom Blumenbrett, das die Musikantennische verbirgt, eine Rose und eine Efeuranke — „damit die Tugend nicht den Anschein dürrer Strenge gewinne" — eine kühne Mahnung, zierlich umwunden — und überreicht das Gebinde dem Ratkanzler: „dem Vater des Vaterlandes".

Den Begleitern des Prinzen behagt das alles wenig. Es schmeckt nicht zu dem zähen Sud, von dem sich ihr Denken seit Jahrzehnten alltäglich nährte. Und auch Johannes de Witt ist nicht angenehm berührt. Ihn freilich stört anderes, als die Erinnerung an den Staatenkampf. Er denkt von des Landes Freiheit, von des begeisterten Jünglings hellem, sicherem Gefühl

und auch von sich selbst viel zu hoch, als daß er wünschte, der Widerstreit, den die Sache mit sich bringt, müsse auch das Persönliche stachlig und unleidlich machen.

Er dankt, sehr herzlich, sehr liebevoll. Aber den Sinnbilderschmuck, den der Jüngling ihm reichte, verteilt er rings im Saale — achtlos — ohne besondere Wahl. Das ist eine Zurückweisung, die einen Verständnislosen kränken könnte.

„Lieben Freunde, bemüht euch nicht, einen ‚großen Mann‘ aus mir zu machen! Die ‚großen Männer‘ sind das wahre Unglück der Weltgeschichte. Nichts hat das Besserwerden der armen Menschenkinder so sehr gehemmt. Ist, wer seine Pflicht tut, ein ‚großer Mann‘? Er ist ein Mann, weiter nichts. Und jeder wäre wie er, hätte nicht das törichte Feiern und Bewundern goldenen Halbgötterdunst um ihn herumgenebelt — den Faulen zu billiger Entschuldigung. Manchmal will es mir scheinen, als ständen wir alle auf den Grenzhügeln einer neuen Zeit. Wir Niederländer wollen heraus aus dem Märchenbuch, wo ‚Riese‘ heißt, wer lang gewachsen ist — ‚Zauberer‘, wer das große Einmaleins im Kopfe hat — und ‚Halbgott‘, wer seine Pflicht tut. Lächeln wir nicht alle über den Narren, der die Zacken einer Krone den Sonnenstrahlen vergleicht und blind wird und niederfällt?“

Der Gedanke an den Götzen von Frankreich, der ihm unbegreiflich ist und widerwärtig, hat ihn die Umstände für einen Augenblick vergessen lassen. Sie sind solcher Predigt wenig gemäß. Lächelnd bricht er ab, zieht den Prinzen beiseite und — zur Entschuldigung — läßt er ihn den Popanz von Versailles sehen, wie er selbst ihn sieht. Der Prinz ist dankbar und ergriffen; es beglückt ihn, zu wissen, daß der Ratkanzler nicht — wie das Volk meint und wie die Franzosen glauben sollen — vom westlichen Glanz geblendet ist. Fast will es ihm scheinen, als unterschätze des Ratkanzlers mathematische Klugheit die dämonischen Fittiche der Vermessenheit . . .

Dann schimmert der Schlußtanz durch den Saal. Fast alle Gäste sind mit dabei; nur die ganz Alten stehen und sitzen an

den Wänden, winken und lachen und treten ein wenig im Takt. An den Türen drängen sich die Dienstboten und sehen zu, und Frau Wendula selbst verteilt bei ihnen Backwerk und Näschereien, wie bei Tische übrig geblieben.

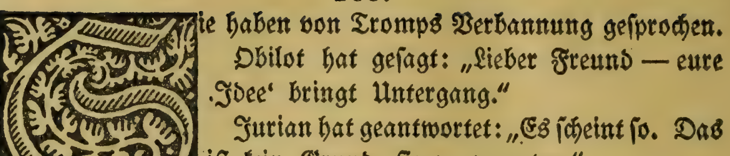
Kornelias Tagewerk ist beendet. Tiefatmend steht sie vorm Hause und trinkt das unruhige Feuer des Sterngewimmels mit irrenden Augen. Lautloses Geflatter umspinnt sie mit magischen Fäden. Ersticktes Jauchzen träumt aus dunkler Ferne. Unirdischer Gesang geht hoch in Lüften über sie hin. Am Horizont blinkt es wie Feuer im Eise. Die Astern in den Gärten beginnen zu flüstern. Nächtlich erschlaffte Sonnenblumen richten sich steil auf — Laternen am Wege. Die Dächer winken. Die Straße läuft. Murrende Drohung. Aber die bleibt hinter ihr, und sie denkt nicht daran, sich umzublicken . . .

Da ist der weite Platz! Da ist das Rathaus! Zwei Kriegsburschen schlendern hin und wieder. Einer bleibt stehen und forscht auf sie herab — „Robert!"

Aneinander. Hingleiten bis in den Schatten des Brunnenmannes. Dastehen, regunglos, wortlos, ohne Puls, ohne Atem, eins, wie Zwillinge, bevor das Leben rief.

Erzählen sich nichts. Verabreden nichts. Morgentrennung ungefühlt. Hornruf. Vom Appell weg wird seine Truppe nach der Brabanter Grenze verlegt. Er geht, in traumtiefer Betäubung, verstottert die Urlaubbitte, versäumt den Augenblick möglicher Flucht, verdämmert im Gespinst wahnhafter Behexung, gottverhaßter Fluchumnachtung.

Wochenlang umblödet Kornelia stumpftotes Riesengemäuer. — Dann wandert sie durch die Dünen, schläft im Heidekraut, trinkt Mondreif und nährt sich vom grauen Moos, das sie von Scheunendächern herabrupft.


Sie haben von Tromps Verbannung gesprochen.

Obilot hat gesagt: „Lieber Freund — eure ‚Idee‘ bringt Untergang.“

Jurian hat geantwortet: „Es scheint so. Das ist kein Grund, sie zu verraten.“

Dazu hat Obilot geschwiegen. Gedacht hat sie: „Nein; aber ein Beweis, daß sie falsch ist. Ich, ich will leben.“

Dann hat sie gewartet, bis das letzte Randstück der roten Sonne versunken ist. Langsam wendet sie sich ins Zimmer herein; ihre Augen senden aus Weltenferne hochmütiges Mitleid zu dem gekrümmten, eingewickelten Mann am Kamin. Polternd stürzt ein Scheit zusammen. Während der Mann sich bückt, das Holz zu ordnen, schreitet sie still hinaus.

Draußen nimmt sie die Reitstiefel, den langen, gegürteten Wollmantel mit der Kapuze, das schmale Bündelchen, das seit dem Morgen bereitliegt . . . so geht sie von „Libertät“.

Den Torwächter, der aus seiner Hütte heraustritt und mit gezogener Mütze vor ihr steht, heißt sie das Parkgatter abgehen, alle Pforten versperren und sich im Hause melden. Der Herr werde ihn brauchen. Ehe der Alte antworten kann, ist sie draußen und schreitet die aufgeweichte Landstraße hinab.

An der Feldmark wartet Otto Sturm. Sie glaubt, es gehöre sich so, daß er sie begleite. Wie er das Bündel nimmt, berühren sich ihre Hände. Sie blickt ihm ins Gesicht und sieht es glühen und zucken. Sie wundert sich, fast mißmutig, über seine Torheit und will ihm nur gleich ihre Meinung sagen. Aber sie merkt, daß sie die Worte und den Ton verfehlen würde; so muß sie schweigen. Der Anfang ist häßlich, denkt sie; aber gut — es ist ja keine Kinderreise zum nächsten Jahrmarkt! Wunder und Glanz bringt erst das Ende. — Dann kommt ein scharfer Wind; der vertreibt den Regen. Der Mond geht auf. Sie denkt nur an vorwärts; den weiten Weg nach „Grafenland“ weiß sie gut; des Begleiters bedarf sie so wenig, daß sie ihn fast vergißt.

Die Straße geht durch ein Eichengehölz. Den Waldboden verhext das Mondlicht zu schimmernden Teichflächen und jäh-abstürzenden Schlünden. Die Wanderer schreiten nahe beieinander.

„Obilot!"

Sie steht still und blickt zu ihm auf; aber wie er sie umfassen will, ergreift sie seine Hand, drückt sie, wie ein Kamerad tut, und wandert weiter. Jetzt muß es sein, denkt sie.

„Ja, Otto! So soll die Welt aussehen, wenn wir beiden endlich, endlich eins sein werden. Deine Blässe und meine Blässe wird silbern scheinen, und die goldene Fahne soll uns gemeinsam bedecken. Dann ist die Ewigkeit unser."

Sie wagt nicht, im Schreiten zu ihm hinzusehen; und es ängstigt sie, daß sie ihn nicht einmal seufzen hört.

In der nächsten Nacht, da sie in einem Städtchen Gastunterkunft genommen haben, wird Obilot durch Straßenlärm geweckt. Sie hört schnell das Feuergeschrei heraus und, daß es ihre eigene Raststätte ist, die in Flammen steht. Erschreckt, aber ohne Gefährdung erreicht sie über die schon leere, schon rauchdurchwühlte Treppe das Freie und findet auf der Straße auch ihren Begleiter, der aus einiger Entfernung soeben herbeieilt. Der aufgeschreckten Nachbarschaft, die in Nachtkleidern dasteht, um das Schauspiel zu genießen und wo nötig Hand anzulegen, wird bald klar, daß das baufällige alte Zollhaus, vor Jahrhunderten als Wegesperre errichtet, nicht mehr zu retten ist. Schon öffnen sich die Gefache, schon stürzt hier und dort eine Wand ab, und man blickt in Kammern und Stuben hinein, wie in zerbrochene Schachteln. Der Wirt jammert um sein zerstörtes Eigentum. Aber da nichts Lebendiges gefährdet erscheint, bleiben die Mitbürger unerregt; man sucht dem Geschädigten zuzusprechen; er wird auch nach dem Brande noch nicht arm sein.

Die ihres Daches beraubten Bewohner werden von den Nachbarn aufgenommen; man sichert die anliegenden Häuser und will nur noch den Zusammensturz abwarten, bevor man wieder

zur Ruhe geht . . . Odilot und Otto haben aus einiger Entfernung das kraftvolle Flammenwerk beobachtet. Der Wirt hat begreiflicherweise an seinen Schlafgast nicht mehr gedacht; er ist zufrieden, seine Familie und sein Gesinde für diese und die nächste Nacht irgendwo herbergen zu können. Wo soll Odilot bleiben? Sie selbst will sogleich die Wanderung fortsetzen. Aber die Aufregung und der Feueranblick haben ihre Gedankenkette angeglüht und erweicht; je länger sie in das Brandgetriebe hineinschauen, desto heißer loht im jungen Sturm das Gefühl, für ihn sei das Feuer ausgekommen, das Geschick wolle mit Gewalt sein Leben wenden . . . Erst zaghaft, dann immer ungestümer wagt er den Vorschlag, Odilot solle ihm folgen und seine Unterkunft, die ruhig sei und voller Behaglichkeit und bei ganz unbekannten Leuten, mit ihm teilen. „Wer sich in den Strom geworfen hat, muß ihm blindlings vertrauen; nur so wird er die Schnellen und Untiefen vermeiden. Wer rasch geradeaus will, muß bereit sein, über Hecken und Gräben zu galoppieren. Wem das große Abenteuer im Herzen brennt, der darf an Fingern und Füßen nicht feuerscheu sein. Die hohe Tat läßt sich nicht finden von den Allzubehutsamen, die das Dickicht verwirrt. Der Ruhm fragt nicht nach dem kleinlichen Genau unseres Alltaglebens, sondern nur, ob Schwungkraft in uns sei und hochfliegender Aufblick . . ." aber er verstummt vor dem entsetzlichen Geschrei, das plötzlich aufflackert, mit Zischen und Prasseln an den Nerven reißt, rot vorglüht aus schwarzem Balkengeripp, qualmig hochstößt in die hohe Nachtluft . . . in jener rauchenden Ruine, deren Einsturz schon seit Minuten wollüstig erwartet wird, atmet noch ein Kind, wenn es noch atmet. Wie es kam, wie es möglich wurde, weiß niemand. In der hinteren Giebelkammer, nun schon mit Treppen und Leitern nicht mehr zu erreichen, hat gewissenlose Angst oder unglückliche Verkettung oder was immer den kleinen Schläfer vergessen.

Alles, was Otto Sturm eben noch sprach, brüllt jetzt als wilde Mahnung durch seine eigenen Ohren. Er reißt Hut und Mantel

ab, stürzt vor, umgeht das Haus, prüft, und schon klimmt er im zerbröckelten Mauerwerk, mit verbrannten Händen, sofort blutend und angesengt, von Fach zu Fach aufwärts, ohne jede Vorsicht, mit der Sicherheit eines, den der sausende Strom dahinreißt. Und Odilot sieht ihn . . . Unter dem Giebelfenster drängen sich die Leute, das ausgespannte Tuch wartet . . . das bewußtlose Kind fällt, wird aufgefangen . . . Odilot will hinspringen und schreien: wartet doch! wartet doch! Aber die Leute sind taub, sinnlos . . . sie lassen das Tuch sinken . . . ehe sie begriffen haben, daß auch der Retter herunterspringen muß, brennt in jener Kammer, der das geöffnete Fenster Luft gab, schon der Fußboden; vor dem Qualm muß Otto nach oben . . . vom Dach aus ist der Sprung nicht mehr möglich . . . Odilot sieht ihn noch wie ein schwarzes Tier im Gespärre herumsteigen, sieht, wie er seine Schuhe auszieht und in die Glut hinunterfallen läßt . . . dann wird sie ohnmächtig.

Aber der junge Mann hat es verstanden, sich zu retten. Mit Brandwunden bedeckt, zerrissen, voll Blut und Schmutz liegt er irgendwo gebettet. Er lebt, und man wird ihn durchbringen.

Jetzt beugt Odilot sich über ihn, und jetzt — gerade jetzt schlägt er die Augen auf; er erkennt sie, sein Blick spiegelt unirdische Freude: „Siehst du?" sagt er, „nicht feuerscheu an Fingern und Füßen . . ." Sie weint und nickt ihm zu und sieht, wie er zufrieden und ruhevoll die Augen wieder schließt. Sie weiß, daß er nun leben wird, ihr Zugelöbnis im Herzen . . .

Otto Sturm gesundet als Gast des Städtchens. Den Beginen wurde die Ehre seiner Pflege zugewiesen; sie sind eifrig und liebevoll. Daß Odilot irgendwie mit dem jungen Helden zusammen gehört, wurde am Brandabend wohl bemerkt. Sie ist bei ihm, so oft und so lange sie will. Von seiner Hoffnung hat er nicht wieder gesprochen. Aber Odilot fühlt ohne Worte, daß sein Gesundwille nicht dem Leben gilt, sondern ihr. Diese Betäubung ist ihr so süß wie ein Märzsommertag; aber denen kommt der kalte Abend früh. Wenn Otto schläft, oder wenn sie

sonst allein ist, weint Obilot. Doch nicht ob der übergewaltigen Holdseligkeit von Fliederduft und Lerchenschlag und hohem, weißem Traumglück ... Der Pfeil, der als erster übers Feld zischen sollte, ist über Nacht krumm geworden. Der Baum, dessen Glasblüten vor seinen Ohren läuteten, wie die Osterglocken des heiligen Landes, dieser merkwürdige Baum soll Frucht tragen; und siehe da — es sind Holzäpfel ... so sieht sich Obilot. Das Werk freilich, zu dem sie auszog, das wird zustandekommen; aber es wird nicht mehr *ihr* Werk sein. Und der, dem sie nun folgen muß, als — als — als was, um Gotteswillen? — wird dem der Hammer nicht viel zu schwer sein? — Eine Frau kann zaubern; ein Mann muß schmieden. „Als was, als was wandere ich mit diesem Knäblein?"

Aber sie ist ja nie fehl geworden! Sie tat doch nichts, was den Gedanken geschändet hätte! Sie muß ja garnicht ... o doch, sie muß! Die Geschehnisse um sie herum, an denen sie gar keinen Teil hat — der Mann, dem sie nicht das geringste Recht gewährte — dennoch greifen sie zu, und alles ist schon entschieden. Klapp! Ein dunkler, enger Kasten; ein Finger, der zuweilen eine Kirsche hereinreicht ... das ist alles!

„Frei wie der Vogel" und „vogelfrei" — das entlaufene Weib. Obilot ist klug und redlich; ihre Augen werden scharf, und fast schon sieht sie den ewigen Ring schimmern, der über diesem Menschenknäuel schwebt und durch sein Einwirken Verwirrung und Verstrickung immer wieder langsam in wohlgeschlungene Bahnen schlichtet. Und seine Inschrift lautet nicht: „Du sollst" oder: „Du mußt", sondern: „Lieber, besinne dich doch nur! Du willst ja garnicht anders."

Eines Nachmittags hat sie das lange, schweigende Beieinander im Spitalgarten, das den Jungen so selig macht, nicht mehr ertragen können. Sie ist auf gehetzten Füßen vors Tor geeilt; jetzt sitzt sie auf einem Prellstein am frischgebrochenen Acker, wendet dem Dächergedränge den Rücken und schaut den Weg hinunter ins Land.

Dies ist einsames Gebiet; in langen Viertelstunden kommt niemand vorüber. Ganz langsam, aus grauer Tiefe, sieht sie eine Frau mit einer Kuh herankommen. Schritt für Schritt rupft das Tier seine Nahrung vom Wegrande. Das Weib hält an und geht weiter, wie der Graswuchs will, und strickt. Das bewegt sich heran und wird vorüberziehen, wie von Jahrhunderten her, wie in die Ewigkeit hinein. — Vor Odilot bleibt die Kuh stehen und glotzt. Jetzt schaut auch die Hirtin auf sie hin.

„Ein beschwerliches Füttern", sagt Odilot.

„Nicht so sehr," antwortet die Frau; „wenn man sie geht, sind alle Wege gleich."

„Das klingt, als wärest du ihrer viele gegangen."

„Das bin ich." Sie faßt die Kuh am Halsriemen und zieht sie sanft von der Stelle.

„Verdrießt es dich, wenn ich dich ein wenig begleite?" fragt Odilot und steht auf.

Die Magd blickt sie an und antwortet nicht. — „Wir gehen jetzt heim, und unsere Gassen sind eng", sagt sie endlich.

Aber Odilot läßt sich nicht abweisen.

„Bist du hier zuhause?" fragt sie.

„Ich bin nirgend zuhause". Dazu lächelt das sonderbare Wesen, und Odilots Augen werden naß, weil sie denkt: ich auch nicht. Aber jetzt redet die Magd von selbst:

„Ich kam erst kürzlich. Mutter Grete wird bald sterben; dann erbt die Stadt das Tier. Solange muß ich aushalten. Dann kann ich wieder wandern."

Wie eine Zigeunerin, denkt Odilot — und niemandem gleicht sie weniger!

„Wohin wanderst du?"

Die Hirtin lacht schon wieder: „Ins Grab!" sagt sie fröhlich. „Denn das Land, darin ich bleiben möchte, werde ich doch nicht finden. — Und aus den Provinzen gehe ich ohnehin nicht mehr."

„Wie würde das aussehen, das Land, in dem du bleiben möchtest?" fragt Odilot.

„Das weiß ich nicht. Aber die Leute da müßten groß und stark sein und einfache Dinge bedenken und recht tun und Treue halten . . ."

Obilot bleibt stehen, so sehr wundert sie sich. „Und die Heimat lieben und tapfer sein . . ." fügt sie hinzu.

„Gewiß!" sagt die Magd.

„D a s Volk muß man nicht suchen, das muß man machen!"

Jetzt wundert sich die Hirtin. „Wie willst du das fertig bringen?"

„Es muß ein König kommen; der lehrt sie, wie sie denken müssen. Dann werden sie gut. — Ich gehe, den König zu holen. Willst du nicht mit?"

Die Magd erwidert nichts. Sie wendet sich ab und schreitet schneller vorwärts. Obilot sieht wohl, daß sie nicht mehr einer Meinung sind.

Sie versucht von neuem Eingang zu finden zu diesem seltsamen Herzen. Aber vergebens.

„Könige bessern keinen," spricht die Hirtin, „Könige wollen Macht und lehren, wie man sie erlistet. Das alles ist nur Selbstsucht. Und Hingabe wollen sie. Vielleicht unserer Seelen. Vielleicht auch des übrigen. Wir sind ja nur „Menschenmaterial". Mich dünkt, du habest einen Mann? Einmal kann ein Weib sich hingeben, ohne sich zu verlieren. Gibt sie sich abermals, und sei es an Gott — was bleibt? Nichts. Oder weniger: Schmutz!"

„Selbstsucht" — nur das hat Obilot gehört. Verließ sie ihren Gatten, um mit dem Jüngling zusammenzusein? Sie wird grau und schwankt. Die Hirtin muß sie stützen. Die beiden Frauen können sich jetzt nicht trennen. So kommt Obilot mit vor die Hütte, in der Kuh und Hirtin wohnen. Das Fenster steht offen; drinnen singt ein Mann ein geistliches Lied. Auf der Schwelle sitzt der Gemeindediener, die ringbesetzte, breite Lederschärpe über der Brust. Er mustert die Fremde und wendet sich dann an die Magd.

„Mutter Gret ist hinüber, Kornelia. Bring die Kuh in den Stall; morgen wird sie versteigert. Heut nacht muß ich dableiben", sagt er verdrießlich.

„So kannst du mein Bett nehmen, David; ich wandere“, spricht das Mädchen.

„Nimm mich mit!“ bittet Obilot; sie hat alles bedacht und weiß, was ihr obliegt. So oder so — der Krystall ist zersprungen.

Sie holt das schmale Bündel; aber ins Spital geht sie nicht mehr.

Da es Nacht ist, wandern die beiden Frauen zum Tor hinaus. Der Mond kriecht hinter den Weidenbüschen herauf. —

Obilot hat fern in Seeland eine Anverwandte wohnen, von der Otto Sturm nichts weiß. Zu der wandern sie. Kornelia bringt sie getreulich vors Haus, nimmt Abschied und zieht die Straße wieder zurück; jetzt ostwärts bis an die Grenze, dann nach Süden, bis sie zu den Wallonen kommt, und so weiter, weiter ... Die Leute, die sie trifft, sind fast immer groß und stark; aber es sind nicht einfache Dinge, die sie bedenken. In allen Schenken und auf allen Kanzeln knoten und knorpeln sich ihre Gedanken ineinander, bis sie sich schneiden und bluten, und es geht ein dumpfes Ächzen und Fluchen durchs Land und ein unaufhörlicher Streit um Staatsform, Bekenntnis, Partei, Standeswohlfahrt ... Das ist nicht, was Kornelia sucht.

107.

Die Stadtväter von Edam stehen im Bürgersaal ihres Rathauses herum und warten auf den Staatenaktuarius, der ihnen den neuen Eid abnehmen soll. Die meisten wissen sehr genau, um was es sich handelt: die Statthalterwürde wird in Holland ganz abgeschafft, in den andern Provinzen grundsätzlich von den hohen Kriegsämtern abgetrennt. Das ist nichts Neues; so etwas gab es früher schon, kam aber wieder in Abgang, weil man vor dem Stuart etwas voreiligen Respekt hatte. Jetzt soll es für alle Zeiten gelten; man nennt es darum den „ewigen Erlaß“.

Dem eisgrauen Ältermann der Reepschläger und Garnmacher,

dem alten Schrader, erklärt sein Schwiegersohn zum zehnten Male den Zusammenhang.

„Nein, nicht gegen den Prinzen! Mag er Feldoberst werden und Generalkapitän, wenn es nottut! Bloß einen Statthalter wollen die Herren Staaten nicht mehr. Und ich meinerseits . . .“

Da kommt der Schultheiß mit dem Aktuarius. Stillschweigen. Die Hüte werden abgenommen. Die Schwurkerze wird angezündet. Der Schultheiß sagt ein paar Worte. Dann verliest der fremde Herr das Schriftstück:

„Ewiger Erlaß und immerwährendes Gesetz zur Aufrechterhaltung der Freiheit und zur Bewahrung der Einigkeit und der Ruhe in der Provinz Holland, vom Freitag, dem 5. August des Jahres 1667.

„Die Staaten von Holland und Westfriesland haben in feierlicher Versammlung, nach reiflicher Erwägung und gleichzeitiger Beratung mit denen vom Adel sowohl, wie mit den Obrigkeiten, die es angeht, bei Einstimmigkeit aller Mitglieder die folgenden Punkte festgesetzt und beschlossen, einen ewigen Erlaß und ein immerwährendes Gesetz zur Verteidigung der Freiheit und zur Bewahrung der Einigkeit und öffentlichen Ruhe betreffend.

„Zum Ersten. Daß die Ernennung und Wahl derjenigen, die von Stund an eintreten sollen in das Kollegium derer vom Adel, sowie die Ernennung und Wahl der Bürgermeister, Ratpersonen, Schöffen und sonstiger Amtpersonen, die die Obrigkeit der Städte angehen, sein und bleiben sollen unter der Gewalt der genannten Herren vom Adel, wie sie auch übertragen werden sollen den Städten, die es jeweils angeht, und die sich somit bekleidet finden werden mit diesem Recht und Gebühr gemäß altem Herkommen usw. usw.“

Er liest „Zum Zweiten“, „Zum Dritten“, „Zum Vierten“, „Zum Fünften“ und, bei allgemeinem Aufatmen, die Unterschriften „Johannes de Witt“ und „Herbert van Beaumont“.

Die Leute von Edam glauben, nun komme der Eid. Aber der Aktuar verkündet, es seien Ausführungbestimmungen erlassen worden, die Abschaffung der Statthalterwürde betreffend. Der Inhalt dieser Bestimmungen sei zwar nicht Gegenstand der Vereidigung; aber zum besseren Verständnis von Sinn und Meinung des Grundgesetzes sei es gut zu wissen, in welcher Weise seine Aus- und Durchführung gedacht sei. Bevor man zur Vereidigung schreite, empfehle es sich also, auch von den Ausführungbestimmungen Kenntnis zu nehmen. Wenn nicht anders der Herr Schultheiß . . .

Aber der wagt keinen Widerspruch, und so werden auch die sieben Punkte der Ausführungbestimmungen vorgelesen. Jetzt endlich kann die Eidesleistung beginnen.

Aber da windet sich der alte Schrader durch das Gedränge hindurch, der Tür und der Treppe zu, und im Gehen bekundet er — etwas undeutlich, aber seine Meinung wird hinlänglich klar — er sei sehr alt und taub und verstehe nichts von diesem Eid; da sei es ihm schon lieber, sein Ratamt niederzulegen. — Ob er denn den Eid verweigere? ruft der Schultheiß ihm nach. — O, keineswegs! Nur: er sei sehr alt und taub und verstehe nichts usw. Da ist er schon draußen.

Dann wird der ewige Erlaß beschworen und gilt, wie überall im Lande, nun auch in Edam.

108.



Pastor Hochstraten aus Dordrecht sieht die Haager Groß-St.-Jakobi-Kirche zum ersten Mal. Gleich beim Eintritt fiel sein Blick auf ein Latten- und Brettergerüst, das man unter dunkelfarbigen Teppichen zu verbergen suchte; dergleichen gehört nicht in ein Gotteshaus. Der Anblick hat ihm die Lust genommen, sich näher im Raume umzusehen, obwohl von der Predigt des alten Herrn Mohrmann nicht viel zu erwarten war, und obwohl es seine persönliche Pflicht und Berufung

ist, darauf acht zu haben, daß aus den grafenzeitlichen Pfeilerkirchen der päpstliche Aufputz, als Bilder, Standgötzen, Gitterhäuschen, Wasserbecken und was dergleichen mehr ist, restlos vertilgt werde. Für solche Dinge hat der Herr gerade ihm ein scharfes Auge und ein besonders empfindliches Gemüt verliehen. Aber Mohrmanns Predigt war besser, als zu fürchten stand. Freilich, über d i e s e n Text predigt es sich von selbst und gar zu den heutigen Zeiten!

„Es ist niemand, der von Gerechtigkeit predige, oder treulich richte. Man vertrauet auf das Eitele, und redet nichts Tüchtiges; mit Unglück sind sie schwanger und gebären Mühe.

„Sie brüten Basiliskeneier und wirken Spinnewebe. Isset man von ihren Eiern, so muß man sterben; zertritt man es aber, so fährt eine Otter heraus.

„Ihr Spinnewebe taugt nicht zu Kleidern, und ihr Gewirke taugt nicht zur Decke; denn ihr Werk ist Mühe, und in ihren Händen ist Frevel."

Stürmischer kann auch der große Futius nicht für den reinen Glauben und wider die Abtrünnigen und Lauen loswettern. — Hochstraten blickt nach der Sakristei hinüber: eben wechseln die Bürgergardisten zum dritten Male die Ehrenwache. Seit heute früh um acht schmettert das Glaubensturnier; sie halten es gründlich, die beiden. Soll ein Fuchs sein, dieser Coccejus; und die Libertinen sind nun einmal leidig im Vorteil: nichts Festes haben sie, daran man sie packen könnte; kein Loch dünkt sie zu niedrig, um zu entwischen; kein Eckstein zu anrüchig, um sich dahinter zu verkriechen — wenigstens solange, bis auch da die Peitsche kommt. Professor Futius freilich, der knallt nicht bloß, der schlägt zu.

Jetzt ist der Wechselgesang zu Ende. Die Gemeinde erhebt sich. Was zum gewöhnlichen Haufen zählt, reckt eine Weile neugierig den Hals — zur Sakristei hinüber. Da aber Tür und Vorhänge noch immer geschlossen sind, ist nichts zu sehen. Die Gemeinde verläuft sich. Es bleibt, wen das Amt nötigt: die Geistlichen — auch die gegnerischen, versteht sich, und die erst

recht! — ein paar Herren aus des Prinzen Verwandtschaft und Gefolge — ihn selbst sieht Hochstraten soeben mit scheuer Ehrfurcht den kleinen Raum neben dem Chor betreten, um der heiligen Abrechnung beizuwohnen — auch mehrere Herren aus den verschiedenen Landesverwaltungen sind noch da. Sie wollen das Ergebnis des Glaubensgespräches erfahren und wollen hören, wie der Ratkanzler versuchen wird, der Geistlichkeit seine befremdlichen Neuerungen schmackhaft zu machen. Es bilden sich Gruppen. Nach dem langen Sitzen im kalten Hause ist Herumspazieren Bedürfnis. Viele Herren kamen, wie Hochstraten, von auswärts; die besehen die Buntfenster, das Kanzelschnitzwerk, das Assendelftdenkmal und den Wappenschmuck im Chor. Ein Küster wandelt mit Wißbegierigen vorüber. Hochstraten hält ihn an und fragt nach dem Sinn jenes häßlichen Gerüstes.

„Das Wassenardenkmal, Herr Pastor!"

Hochstraten wendet sich an einen jüngeren Amtsbruder seiner Richtung: „Werde in meiner nächsten Predigt die Seeleute von Tiberias zu Vizeadmirälen und Schulzen bei Nacht ernennen — man muß mit der Zeit gehen, lieber Freund, sonst laufen uns die Coccejischen noch an der Nase vorbei."

Der Wunsch, die Disputation möge ein Ende nehmen, der Ratkanzler erscheinen und die Allgemeinversammlung vonstatten gehen, einigt in diesem Augenblick auch die hitzigsten Lehrfeinde. Aber die Sakristei bleibt geschlossen, und der Ratkanzler ist noch immer nicht da. Der spanische und der schwedische Geschäftträger, jener auf der Reise nach Stockholm, dieser nach Brüssel und Madrid unterwegs, treffen sich heute in de Witts Hause am Hänflingdamm. Das hielt den Ratkanzler aus der Predigt und hält ihn anscheinend noch immer. Hochstraten ist zu einer Gruppe getreten, die sich über die Diplomatenbegegnung ausläßt. Er erfährt — was ihm in Dordrecht denn doch entgangen war — daß der Dreiverband und der spanisch-französische Krieg stark aufeinander einwirken, und daß Fried und Gedeihen der Pro-

vinzen vom einen wie vom andern durchaus abhängig sind. Die Beredung am Hänflingdamm ist von höchster Wichtigkeit.

Hochstraten meint, um so weniger hätte man sie heute vornehmen dürfen: Sonntagarbeit bleibe ungesegnet.

Bruder to Aspern hält ihm entgegen: Auch diese Kirchenregelung sei schließlich Sonntagarbeit und müsse doch wohl gebilligt werden. To Aspern ist Mennonit, und Hochstraten wundert sich beinahe über soviel Mangel an Unterscheidung und Folgestrenge. Aber dann berichtigt er stillschweigend seine Verwunderung: „Das ist es ja eben!"

Ein deutscher Kalvinist, Herr Simon Leydhecker, tritt zu dieser Gruppe und rühmt Mohrmanns Predigt: „Ein Zündfaden von vorn bis hinten! Ein paarmal ging mir's kalt über den Rücken. Wir in Hanau wissen ganz gut, daß hier bei euch die offenen Pulvertonnen herumstehen, wie anderswo die Ziehbrunnen. Und wie lange soll es dauern, dann habt ihr die Engländer wieder auf dem Halse und die Franzosen dazu? Von den Münsterischen garnicht zu reden! Unsereinem kommt's wie toll vor; aber es macht einen gewissen Eindruck, das muß ich sagen!" Dem behaglichen Fremden ist das alles nicht mehr als ein Reiseschauspiel, ein Ballschlagen zwischen zwei guten Mahlzeiten. Die niederländischen Parteien kommen ihm vor wie Gaskogner Kavaliere: jeden Tag kitzeln sie sich mit dem Dreikant gegenseitig die Nasenspitze; aber es bleibt beim Niesen. Hochstraten muß ihm im Stillen rechtgeben und fühlt plötzlich in seinen Gliedern ein brodelndes Aufgären. Das Verlangen, zu handeln, die Sache vorwärtszubringen, Neuland zu gewinnen, macht, ohne daß er es weiß, seine Zähne knirschen. Er hat sich von jener Gruppe ein wenig zurückgezogen, lehnt an der Kanzeltreppe und müht sich, seinen Gedanken Richtung und Rückgrat zu geben. Dem Grafen Stirum, der, mit sich selbst beschäftigt, langsam das Seitenschiff herunter kommt, fährt er so hastig entgegen, daß der leise aufschreit.

„Aber lieber Herr . . .!"

Der etwas komische Zusammenprall ernüchtert den erregten Mann ein wenig. „So schreckhaft, Herr Graf? — Nicht eben vorteilhaft für einen Verschworenen."

Jetzt erschrickt Stirum wirklich.

„Was soll das heißen, Mann? Und schreien Sie doch wenigstens nicht so!"

Hochstraten lächelt und winkt, fast herablassend, mit der Hand: „Ich bin Futianer, Herr Graf, und mindestens so gut oranisch, wie Sie selbst; dazu aus Dordrecht und habe die Marke de Witt mehr als mir lieb ist in der Nase. Unbegreiflich, wie lange sich das Gewächs noch hält!"

Graf Stirum muß auf den Mann eingehen. Hochstraten zieht ihn am Westende des Seitenschiffes in einen Kirchenstuhl und nötigt ihn, sich mit ihm nicht auf die Bank, sondern auf die Fußleiste niederzulassen. Die beiden sind so miteinander ganz allein.

Sie reden über die Brüder de Witt. Hochstraten müht sich, herauszubringen, wie die Hofpartei vorzugehen gedenke. Aber natürlich läßt ihn Stirum nicht einmal erraten, ob er selbst davon unterrichtet sei, oder nicht. Hochstraten hat soviel Vorsicht nicht nötig; er weiß ja genau, zu wem er redet. Ohne weiteres entwickelt er seine Ansichten und Vorschläge:

Der Ratkanzler ist zwar ganz allein der Feind, dem es gilt. Aber es ist nicht nötig, ihn selbst am Rock zu zerren, wenn man ihn stürzen will. Der Landvogt von Pütten und Bürgermeister von Dordrecht läßt weit mehr Zipfel hängen, an die man fassen kann und steht wacklig genug — kommt denn doch allzu großspurig und hochfahrend daher, als daß nicht der Neid Felge und Speichen emsig beknabbere, um den Radbruch zu erleben. Er, Hochstraten, kennt manche, die Kornelius als Richter so streng verknobelt hat, daß sie ihm lieber heut als morgen ans Leder gingen. Freilich, ganz soweit darf man es noch nicht kommen lassen; auch muß Herr Johannes noch ein wenig mehr fallmürbe werden. Viel fehlt nicht; das Volk liebt ihn, wie der Zigeuner den Landjäger. „Noch ein paar Predigten wie heute . . ."

Graf Stirum hat sich diese Ergüsse schweigend angehört.

„Als Seelsorger haben Sie wohl mit allen Dordrechter Schichten Fühlung?“ fragt er.

„Gewiß! Und wenn . . .“

Aber da wird allgemeine Bewegung laut. Die beiden können sich ungesehen erheben und unter die übrigen Gäste mischen.

Das Glaubensgespräch über die Vorbestimmung und Gnadenwahl ist endlich abgeschlossen. Die beiden Vorkämpfer kommen aus der dunklen Sakristei heraus, erschöpft, aufatmend, von ihrem Anhang umschwatzt. Ein Geistlicher von St. Jakobi — nicht wieder der alte Mohrmann — eilt auf die Kanzel, um eine Kundmachung zu tun, die vom Ratkanzler kommt:

Johannes de Witt bittet, sein Fernbleiben zu entschuldigen und lädt die hochansehnliche Versammlung auf sofort in sein Haus. Ein kleiner Unfall, der ihm soeben zugestoßen, verhindere sein Erscheinen. Wenn man sein Liegenbleiben zu gestatten sich entschließen wolle, werde die so wünschenswerte Erledigung der drei Punkte, über die sich zu äußern man ihm aufgegeben, gleichwohl zu bewerkstelligen sein.

Mit Erstaunen, hier und da mit Mißtrauen, vernimmt die Versammlung den ungewöhnlichen Vorschlag.

Der junge Prinz steht zwischen den beiden Professoren. Man hört, wie er sie laut und deutlich fragt:

„Meine Herren, ich dächte, wir folgten der Einladung sogleich. Es verlangt mich, selbst zu sehen, daß meinem verehrten Vormund nichts Ernstliches geschehen ist.“ Er erkundigt sich bei dem Wittschen Bedienten, der die Nachricht brachte; und auf dem Wege über den Außenhof, durch das Gefangenentor, nach dem Hänflingdamm erfahren allmählich alle, daß der Ratkanzler, im Begriff in den Wagen zu steigen, einen Fehltritt getan und sich den Fuß leicht verletzt hat.

Im großen Saal ist eine Lagerstätte hergerichtet: da ruht de Witt. Der Prinz sitzt bei ihm, auf dem Platze, den solange der greise Vater einnahm. Nun zieht sich der alte Mann zurück; mit

dem Prinzen hat er eine stumme Verbeugung gewechselt. Auch Futius und Coccejus haben ihre Sessel in de Witts Nähe. Völlig in Schwarz gekleidet bewegen sich die drei Mädchen unter den Gästen herum und sorgen, daß nirgends Imbiß und Erfrischung fehle.

Dann gehen Töchter und Dienerschaft hinaus; die Gäste treten an das Ruhebett heran, und de Witt legt ihnen in längerer Rede seine Ansichten dar.

Oft ist es vorgekommen in der Geschichte, daß die Staatsleitung auf Glaubensfragen teils Rücksicht zu nehmen, teils, soweit es die äußeren Formen betrifft, einzuwirken hatte. Auch in der Geschichte der Niederlande ist das nichts Neues.

Der Ratkanzler hofft, man werde seiner Urteilfähigkeit ohne weiteres zutrauen, daß er als Staatsmann sich nur soweit in Glaubensdinge einzumischen imstande sei, als die Staatsregelung davon berührt werde.

Mit dankbarer Aufmerksamkeit will er Gang und Ergebnis des heutigen Kirchengesprächs, an dem die beiden bedeutendsten Gottesgelehrten dieser Tage mitgewirkt haben, studieren, sobald es, wie beabsichtigt, im Druck erschienen ist.

Anders steht es mit gewissen drei anderen Punkten, mit den „politischen Kirchenpunkten". Das ist zum Ersten die Behandlung der kartesianischen Lehre an den Landesuniversitäten, zum Andern die Neugestaltung des großen Kirchengebetes mit seinen staatlichen Fürbitten und zum Letzten die Frage der gesetzlichen Sonntagheiligung.

Alle drei Angelegenheiten sind bereits durch die rechtmäßigen Regierungen der Provinzen zu gültiger Form entschieden. Der Ratkanzler ist in der günstigen Lage, die gefundene Form glücklich und die getroffene Entscheidung segensreich zu finden. Seine Pflicht als Diener der erwähnten Regierungen legt es ihm nahe, dahin zu streben, daß möglichst viele von denen, die es angeht, die Dinge mit denselben Augen zu sehen sich bewogen fühlen möchten.

Was die Behandlung der Kartesianer an den Hochschulen angeht, so ist es schlechterdings unbegreiflich, wie in gewissen

geistlichen Kreisen der Wunsch hat entstehen können, diese Lehre und ihre Vertreter gewaltsam zu entfernen. Nicht, als wenn er sich irgendwie anmaßen wolle, die Richtigkeit oder Unrichtigkeit des Kartesianismus zu beurteilen. Entscheidend ist die sehr einfache Erwägung, daß, wenn die Wahrheit in ihrer Gänze Wesensteil Gottes sei, notwendigerweise die freie Forschung — ihre Redlichkeit vorausgesetzt — auf ihrem Höhepunkt mit der Offenbarung — die Richtigkeit ihrer Überlieferung vorausgesetzt — zusammenfallen müsse. Es liegt also nur im Plane strenger Gottesforschung, auch die freie Philosophie als solche unbeeinflußt gewähren zu lassen, es sei denn, man spreche der Philosophie von vornherein den redlichen Sinn ab und wolle ihr irgend unsaubere Absicht unterstellen. Das aber ist offenbare Verleumdung; der Ratkanzler bittet die Versammelten herzlich und dringend, eine solche Unterstellung zu unterlassen.

De Witt fügt noch einige Worte über Duldsamkeit im allgemeinen hinzu; wie nützlich, ja unentbehrlich sie bei gegenwärtiger Staatslage für die politische Geltung der Provinzen sei, und wie entschieden ein freies, edles Menschentum zu allen Zeiten solche Duldung verlangt habe. Er persönlich würde kein Bedenken sehen, den Katholischen und den Juden, ja sogar den Lutherischen volle Glaubensfreiheit und Gleichstellung zu gewähren; aber das sei ja freilich durch die Staatsgesetze ausgeschlossen.

Die Neuerung im Kirchengebet berührt das geistliche Leben, so widerspruchvoll es klingt, in Wirklichkeit überhaupt nicht. Es ist lediglich eine Abspiegelung der staatsrechtlich gegebenen Tatsachen, wenn der abgeschafften Statthalterschaft überhaupt nicht mehr, der Provinzialstaaten, als der wirklichen Landesherren, vor den Generalstaaten, als der abgeleiteten Zusammenschließung jener, im Kirchengebet gedacht wird. Dieser Sache sind nur Rechts-, nicht Glaubensgelehrte zuständig.

„Und was die Feiertagheiligung betrifft," so schließt der Ratkanzler seine Ansprache, „so muß ich freilich, durch die Umstände

überführt, ein Schuldbekenntnis an den Anfang stellen. Es heißt nicht ‚ruhen am siebenten Tage', wenn man mit fremder Könige Abgesandten stundenlang über die Pein weltlicher Notlagen verhandelt. Und die Schriftkundigen würden finden, diese kleine Fußbehinderung sei nur eine gelinde Strafe für sabbathschänderisches Verhalten. Aber wollten doch die gelehrten und höchstverehrten Herren mir — und jedem anderen — freundwilligst gestatten, über Art und Maß der Sonntagheiligung das eigene Gewissen an höchster Stelle befinden zu lassen! Mich dünkt, das dritte Gebot sei ganz besonders zarten Inhaltes und zu seiner Anwendung niemand anders als der Richter in eigener Brust zuständig. Ich möchte nicht, daß meine Worte überheblich klängen, sie sind wahrlich nicht so gemeint! Aber da ich nun meine liebe Frau vermissen muß, da ich mich nun selbst der ewigen Schwelle nahe wähnen darf, so will es mir vorkommen, als sähe ich gewisse Dinge bereits im Schimmer jenseitigen Lichtes — anders als früher, und doch wohl richtiger. Und da scheint es mir allerdings — zu meiner herzlichen Beschämung, wie ich sagen muß — als wenn ich mein Lebenlang nur schlecht und unwürdig jene Tage gebraucht hätte, die der Herr zur Feier bestimmt hat; als wenn ich allezeit zu wenig der Fröhlichkeit des Herzens acht gehabt hätte, zu der uns die Feiertage helfen sollen. Denn was wäre sonst ihre Bestimmung?

„Ich war in meinem Hause wohl sehr glücklich. Ich war auch dankbar. Aber wie tief bereue ich nun, daß ich es so wenig bewußt gewesen bin! Daß ich des Glückes, das mir gegönnt war, so wenig genossen habe. Denn nur ‚genießen', dünkt mich heute, heißt in Wahrheit — ‚dankbar sein'. Gönnt mir, gute Herren, nachzuholen, was ich versäumte. Gönnt mir — und jedem andern! — solchen Feiertag! Solcher Sabbath mißt sich freilich nicht nach Regel und Gesetz; denn er ist um des Menschen willen gemacht."

Niemand hat je den Ratkanzler von eigener Rede ergriffen gesehen; aber die, die jetzt um ihn sind, sehen das und fühlen sich tief erschüttert. Coccejus reicht ihm schweigend die Hand.

Der Prinz bedeckt das Antlitz. Und Futius tritt vor in der ehrfürchtigen Stille und gedenkt mit andächtigen Worten dankbar der guten Frau, deren Geist diese schöne Auslegung eines göttlichen Gebotes geweckt habe. —

Draußen auf der Vordiele stehen allerlei Leute, die sich nach des Ratkanzlers Befinden erkundigen. Hochstraten, der bei einem freigesinnten Amtsbruder für einen Augenblick verweilt, hört das; und er hört seinen Meister und Herrn, den großen Futius selbst, im Abschiednehmen bedauernd murmeln: „Wie es ihm geht? Wer mag sagen: ‚schlecht‘ oder ‚gut‘? Soviel Weisheit — das ist die Nähe der Auflösung.“

Der Coccejaner hört es auch und widerspricht: „Nein — das ist die Nähe der Vollendung.“

Hochstraten geht, und wie er draußen am Weiher ist, allein, im frischen Regenwinde, da endlich schüttelt er den Druck von sich:

„Vollendung? Dann kämen wir zu spät, Graf Stirum. Also bald — und den Landvogt zuerst!“

109.



uf der dreitägigen Kirchweih zu Narden, an Marien Magdalenen, sind die Studenten und die Künstler alljährlich die lustigsten Gäste. Weitum im Lande ist kein Dorf, das sich einer so gediegenen Kerbfröhlichkeit rühmen dürfte. Aber für die Künstler hat das Fest zu Narden noch besonderen, ernsthaften Reiz: wer zu seiner Malerei eines Musters oder Urbildes bedarf, wer etwa einen „Narzissus,“ „Ganymed“, „Herkules“ oder auch nur ganz gewöhnliche „Fischer“, „zechende Reiter“ und dergleichen sucht, wird hier seinen Mann finden — so sicher, wie man die Propheten und Apostel bei der alten Schanze und in der Flöhenburg antrifft. Auch, wer für kürzere oder längere Zeit einer „Diana“ oder „Juno“, oder wie sie nun auf dem Bilde heißen soll, bedürftig ist, auch der wird sich erinnern, daß auf der

Nardener Messe Mädchen nicht nur in Pfefferkuchenform zu haben sind . . .

Herr Klaudius Unverzagt malt gegenwärtig an einem Bilde, darauf die keusche Göttin der Jagd den Fehltritt einer ihrer Birsch- und Hetzgesellinnen handgreiflich feststellt. Mit diesem Werke gedenkt er sich aus seines Lehrherrn Werkstatt los- und in das parnassische Haus der Unsterblichen hineinzupinseln. Er braucht also nicht nur eine Diana, sondern auch unzählige Nymphen und ist deshalb sehr zufrieden, in Narden eine Landestochter anzutreffen, die ebenso jung, wohlgewachsen, kunstbegeistert, unerfahren und schüchtern ist, wie er selbst; die gegenwärtig als Schankmaid aushilft, an diesem rauhen und wenig sittsamen Dienst jedoch keinen Gefallen findet und es ohne Besinnen vorzieht, dem hübschen, feingekleideten Künstler in die große Stadt nachzuziehen. Eine löbliche Behörde hat dem jungen Mann in halbverfallener Torburg eine Werkstatt überlassen. Hier kann das Mädchen, von niemandem bemerkt, billig und bequem hausen. Der Jüngling hat hier Kleidung, Wäsche, Werkzeug, Bücher, Tabak, Speis und Trank und alles sonst Erforderliche schon längst zusammengeschleppt; auch das nötigste Hausgerät, sogar ein selbstgezimmertes Lotterbettchen findet sich vor. Aus bestimmten Gründen pflegt Klaudius jedoch im Hause seiner Eltern zu nächtigen, sodaß das fremde Mädchen bei Dunkelwerden im alten Turm allein bleiben muß. Indes, sie fürchtet sich nicht und ist mit allem wohl einverstanden. Sie nennt sich Philippine und gibt an, in der Gegend von Delft ans Licht gekommen zu sein. Wie der Vater heiße, dessen vermag sie sich durchaus nicht zu entsinnen; dieser Umstand ist dem jungen Künstler zu Zeiten ein wenig anstößig. Sonst aber leben die zwei, fleißig und fröhlich, dem Dienste der Kunst, wie Diana und Apoll; und das Gemälde gerät tagtäglich zum Besseren.

Aber das Werk wird jäh und unliebsam gestört. Philippine, die namenlose Schönheit von Irgendwo, sieht sich plötzlich in den Brennpunkt der Sonnenordnung gerückt. Da sie die Ge-

fahren einer so hell beleuchteten Stellung keineswegs unterschätzt, entschließt sie sich, die Stadt ohne Angabe ferneren Verbleibs augenblicklich zu verlassen.

Der Hergang ist dieser:

Die Lukasgilde von Amsterdam hat beschlossen, den fünfundsechzigsten Geburttag eines der Ihrigen öffentlich zu feiern und die allsommerliche Tagfahrt der niederländischen Künstlerschaft, die heuer in Hollands Hauptstadt zusammenkommen will, mit dieser Festlichkeit zu krönen. Aart van der Neer, der Feuermaler, wird somit für einen Tag die ganze batavische Kunst bei sich zu Gaste sehen.

Zu den Tagfahrten und ihren Veranstaltungen werden seit alters, nach streng beachtetem Brauche, nur solche Männer und Frauen zugelassen, die selbst mit Pinsel und Malbrett umzugehen wissen. Nicht einmal die kunstverwandten Kupferstecher, Radierer, Goldschmiede, Münzschneider usw., sofern sie nicht zugleich Maler sind, dürfen teilnehmen: ursprünglich eine Abwehr der Zwangverinnung mit Sattlern, Taschenmachern, Glasern und Hafnern. Häufig hat es sich ereignet, daß dieser oder jener begüterte Kunstfreund an den geplanten Schmausereien, Bechergelagen, Trachtenfesten, Überlandfahrten und Reigenbällen teilzunehmen wünschte; dann hätte man, alle Umstände wohlbedenkend, gern einmal die strenge Vorschrift außer Kraft gesetzt. Allein das erwies sich immer wieder als untunlich; man behilft sich in solchen Fällen so gut es gehen will.

Die Bereitschaft, mitzuteilen und wohlzutun, darin sich die niederländischen Städte — und Amsterdam vor allen — von jeher hervorgetan haben, lebt in den Künstlern am fröhlichsten. Am letzten Abend der Tagfahrten wird regelmäßig eine öffentliche Bilderverlosung vorgenommen, zum Besten der Findel- und Waisenhäuser des Ortes, in dem man gerade zu Gaste. Eingeschriebene Gildenangehörige stiften, wenn sie wollen, ein Kunstwerk von ihrer Hand; sonst lösen sie sich mit einem Geldbeitrag. Wer aber pinselkundig ist, ohne der Gilde ordentlich anzugehören,

m u ß ein Bild eigener Schöpfung einliefern, wenn er am Feste teilnehmen will.

Das Hauptstück der Amsterdamer Tagung soll ein Bilderspiel im Cäcilienkloster werden. Wer mit Malern umgeht, hat schon seit Wochen erfahren können, daß sich ungemeine Belustigungen vorbereiten, über deren Art und Sinn freilich weiter nichts bekannt wurde.

Der Aufzug im ehemaligen Nonnenkloster, das nun „Fürstenhof" oder auch „Admiralitäthof" heißt, soll schon am Nachmittag beginnen. — Gegen zehn Uhr früh öffnet der unverehelichte Handelsherr Albrecht Heiligenkamp die Fensterläden seines Kaisergrachthauses, um sich bei rasch schwindendem Nebel der Septembersonne freuen zu können. Er sieht zwei Herren der Lukasgilde, seine lieben Freunde, soeben vor dem Hause anlangen und beobachtet, wie sie einem fröhlichen Lehrjungen allerlei kleines Gepäck abnehmen. Gleich darauf treten sie bei ihm ein: Hans van der Heyden, der gewandte Führer und Vertreter der Amsterdamer Künstlerschaft, dessen Erfindersinn überall Vermittlung und Ausgleich ermöglicht — und der ältere, durch Erscheinung und Ruf ehrwürdige Johannes Livens. Sie schmunzeln beide, packen ihre Gerätschaften aus, stellen einen Stuhl auf den Tisch, lehnen eine kleine, weißgekreidete Holztafel dagegen und bauen so ein hinlängliches Malgerüst auf. Herr Albrecht hat rasch Wein und Weißbrot auftragen lassen, sitzt mit Livens am Tische und fordert auch Herrn van der Heyden auf, sein emsiges Tun auf ein Weilchen zu unterbrechen. Aber der reibt schon Farben zurecht und richtet das Malbrett her. Heiligenkamp, der längst gemerkt hat, worauf das Ganze abzielt, muß herantreten, Pinsel, Malstock und Wischtuch ergreifen und seine Arbeit beginnen. Sobald die beiden Künstler am Tische sitzen und miteinander anstoßen, klopft Heiligenkamp den Kreideauftrag von der Holztafel herunter: ein fast fertiges Bildchen — ein Stück römischer Heide, ein Wasserleitungbogen, eine Pinie — tritt zutage. Vergnügt und kühn bewegt Herr Albrecht seine Pinsel: den Ocker

dahin, wo die Sonne das Ziegelgemäuer trifft, das Kobalt in den hohen Himmel, die Umbra in die Maremme, wo sie die Pinie spiegelt — so viel wagt er unbedenklich, ja zuversichtlich. Und bald setzt er, mit augenscheinlicher Ergriffenheit, sein „A. H." in die Bildecke.

Van der Heyden merkt, daß das Werk geschehen ist und tritt mit Ausrufen der Anerkennung und des Kunstvergnügens herzu. Livens lächelt, nickt und schenkt sich noch ein Gläschen voll ... Eine Weile später schüttelt man sich die Hände und trennt sich — bis auf den Abend.

Um die gleiche Zeit bereitet sich in dem Hause des Goldschmiedemeisters Wulff etwas Ähnliches vor.

Der alte Wulff gehört dem Amte noch an; aber seine Werkstatt hat er, da seine Hausehre ihn als einen Wittmann zurückließ, einem rüstigeren Meister gegen ein schönes Geldhäufchen abgetreten. Nicht unlieb wäre es ihm und der ganzen Zunft gewesen, wenn der junge Amtsnachfolger eine der vier Wulffjungfrauen geehelicht hätte. Aber daraus wurde nichts. Die älteste, Mirjam, ist viel zu eifrig mit ihrer Blumenmalerei beschäftigt, der sie Namen und gutes Einkommen dankt, als daß sie Neigung trüge, sich den Launen eines Eheherrn und den Mühsalen der Kinderwartung hinzugeben. Die jüngste, das Gertrudchen, ist eben jetzt erst kranzfähig geworden. Johanna und Susanna aber sind Zwillinge. Wer kauft einen halben Zwieback? Nach Mirjams Vorgang haben sie beide, Hanna und Sanna, zu malen begonnen; sie pinseln an jedem Täfelchen gemeinsam und sind sicher, daß ihre vereinte Ausdauer den Ruhm der Ältesten binnen kurzem überstrahlen wird. Einstweilen sind sie noch Lehrbeflissene. Ihrem reichen Vater gedachten sie anfangs zuzumuten, daß er ihnen das vielbewunderte Haupt der Amsterdamer Künstlerschaft, keinen geringeren als Herrn Bartholomäus van der Helst zum Meister werbe. Aber sie haben sich zufrieden gegeben, als ein netter, lustiger Schüler Meister Barthels, der junge Klaudius Unverzagt, ins Haus kam und die Unterweisung einleitete.

Auch heut ist Klaudius zur gewohnten Stunde erschienen. Die Zwillinge sitzen wirklich vor ihrer gemeinsamen Staffelei, wie Mirjam vor ihrer einsamen. Aber zum Arbeiten kommt keines von den dreien. Man redet vom Fest, von den neuesten Bildern van der Neers und von den Werkstattmeinungen der auswärtigen Meister, die Klaudius zu erhorchen bereits Gelegenheit hatte. Mirjam und die Zwillinge werden ebenso gut wie Klaudius heut abend den großen Aufzug im Cäcilienkloster mit anschauen; das steht fest. Aber auch Gertrudchen zeigt sich plötzlich von hoher Begeisterung für die edle Kunst erfüllt, und die Zwillinge haben, etwas voreilig, versprochen, die Schwester mitzunehmen. Hanna und Sanna werden sich mit zweien ihrer gemeinsamen Erzeugnisse ohne Schwierigkeiten den Einlaß erkaufen; doch tragen sie Bedenken, mit ihrem noch recht dürftigen Reichtum auch ihre Schwester auszustatten. Aber sie rechnen auf Klaudius. Wirklich läßt sich der nicht lange bitten: er verspricht, noch vor Mittag werde er aus seiner Werkstatt ein passendes Täfelchen heranholen. Doch damit ist Gertrud nicht einverstanden. Schon seit Wochen umflügelt sie die wunderliche Wirkungstätte des jungen Künstlers mit unruhigen Gedanken. Steiles Gemäuer. Ergrünend von Gift und Tränen. Heimlich ächzend im Widerhall ehemaligen Verhauchens. Durchgeistert von Fiebergesichtern Verhungernder. Dennoch stumpfblöde über die Dächer wegglotzend wie eines Schlagfälligen regloses Angesicht. Zugleich aber Heim und Wiegenstätte wolkenleichter Künstlerträume, erdflüchtiger Gestaltungen aus Glückseligkeit und Herzensfeuer . . . so etwa erscheint ihr der alte Torturm, und sie erbietet sich mit leidenschaftlichem Eifer, das ihr freundlichst zugedachte Bildchen selbst abzuholen. Mirjam, aufhorchend, denkt es sich lehrreich, die Arbeiten zu sehen, an denen die Hand eines van der Helst gebessert hat; sie gibt bekannt, daß sie die beiden Kinder zu begleiten bereit sei, und so muß Klaudius einwilligen. Aber der Gang scheint ihm peinvoll und schrecklich. Unter den goldenen Baumreihen, an sonnigen Fleeten entlang, auf denen das Herbstlaub

langsam hintreibt, links die berühmte Mirjam, rechts die allerliebste Gertrud ... je näher dem alten Bauwerk, das seinen Fleiß beherbergt, desto schwerer sein Fuß, desto beklommener seine Gedanken.

Als die Festungbehörde ihm auf eifriges Bitten den Arbeitplatz im Wassertorturm einräumte und den Schlüssel zum leeren Hause anvertraute, wurde ihm eingeschärft: nie, unter keinen Umständen, dürfe er sich einfallen lassen, im Turm zu übernachten oder einem andern daselbst Herberge zu gewähren. Und nun ... Mit zitternden Fingern löst er den Schlüssel von der Rückenschnalle seines Beinkleids, an der er das unförmige Stück Eisen zu tragen pflegt, und schließt auf. Hastig will er die Brettertreppe voraneilen. Aber was nützt das? Helles Pfeifen trillert von oben herunter. Er fühlt — hinzublicken wagt er nicht — wie die beiden Mädchen stutzen und Blicke wechseln ... Da bleibt nichts mehr zu verheimlichen — also los! Er öffnet, und zu seinem eigenen, beträchtlichen Erstaunen sitzt nicht die Nymphe von Narden im Kämmerchen, sondern ein fremder, recht jugendlicher Malersmann, bei eifrigem Gepinsel! Sehr schnell erkennt Klaudius an dessen Kleidung manches ihm wohlvertraute Stück, und auch sonst bleibt die Erkenntnis nicht aus ... Aber er faßt sich und macht seine Begleiterinnen bekannt mit Herrn Philipp Steffenssohn aus Delft, der sich soeben erst der Meisterschaft des zarten Johannes zu Füßen geworfen habe. Mit Eifer fragt Mirjam nach Vermeer und seinen gegenwärtigen Arbeiten. Philipp weiß davon nicht eben viel zu berichten. Aber die Malerin ist von der Apfelblütenschönheit des jungen Künstlers so betroffen, daß sie selbst auf Frage und Antwort wenig achtet. Das alte Mädchen und der rosige Knabe unterhalten sich aufs beste.

Derweil stöbern Klaudius und Gertrud in den Kammern herum, treppauf und treppab; und auch hier hat es zuweilen den Anschein, als überwiege das gegenseitige Wohlgefallen die Aufmerksamkeit auf das Geschäft. Zuletzt aber findet sich ein geeignetes, hinlänglich charakterloses Ausweisbildchen: man trennt

sich („bis auf den Abend"); und die beiden Malerinnen — die wirkliche und die vorgebliche — wandern mitsammen, aber jede für sich, nach Hause. —

Hans van der Heyden hat den neuen Kunstbruder Albrecht Heiligenkamp abgeholt; sie sind nicht weit durch die Stadt geschritten — eine Weile an einem Fleet entlang, das als ehemaliger Stadtgraben der „Vorburgwall" heißt; sind dann in eine enge Gasse eingebogen und treten nun in den Admiralitäthof ein.

Van der Heyden malt Hallen und Gewölbe. Aber er setzt nicht gern selbst die Männlein und Weiblein hinein, die für Raumes Höhe und Tiefe das Auge einpassen sollen. Hier, beim Eintritt, findet er seinen Freund und Aushelfer Adrian van de Velde. Als einer der jüngsten unter den Meistern hat der — zusammen mit dem eben dreißigjährigen Landschafter Meindert Hobbema — den Tordienst übernehmen müssen. Ein paar Lehrjünglinge erweisen sich so nützlich wie voller Eifer: den nicht zünftigen Gästen, so auch Herrn Heiligenkamp, nehmen sie den künstlerischen Ausweis ab, helfen den Eintretenden mit Glätten und Fälteln an Atlas und Kragen, ordnen, wo nötig, mit raschem Strich die Lockenlast . . . und dann sind sie Herolde und Geleitboten: über den blumenbestreuten Pflasterhof hinweg, an der umkränzten Kompaßsäule vorbei, zum Festhause, zum Helikon, zum Paradiese. Links in der Wandelhalle, die vor fünfundsiebenzig Jahren für die Gröninger Siegesfeier dem Kloster eingebaut wurde, drängt sich Mummenschanz und Schauwerk: Heiligenkamp und van der Heyden kommen schon als Nachzügler zum Fest.

Im Saal hat sich die Gesellschaft rings an den Wänden auf Bänken, Sesseln, Schemeln und gehäuften Kissen niedergelassen. Man wartet auf den Umzug. Die jüngeren Schüler eilen mit Silberkannen herum und mit getriebenen Tellern, darauf die Gläser trillern und singen. Der Italerwein duftet gedankensüß: Erinnerung und Erwartung. Klaudius Unverzagt, fast schon der Lehre entwachsen, verzichtet auf den Schenkendienst; dafür wissen

die witzigen Knaben ihm allerlei Verzuckertes einzugeben, das schluckt er vergnüglich. Die blanke Jugend des unbekannten Malers, der bei ihm sitzt, erregt Verwunderung. Meister kann der noch nicht sein; von auswärts werden Schüler auf Tagfahrten nicht mitgenommen. Aber der Fremdling sitzt sicher und unbefangen inmitten der wohlbekannten Wulffmädchen; ihn auszuforschen kommt niemandem bei. — Es sind nicht eben viele Damen im Saale; und keiner von den Herren geht vorbei, der nicht den lustigen Zwillingen einen Scherz zuriefe, die Älteste mit Achtung begrüßte und sich der jüngsten in höflichem Vergnügen vorstellen ließe. So kommt es, daß der junge Fremdling, der dabei sitzt, fast von allen Festgästen mit raschem Blick und meist mit Wohlgefallen gemustert wird. Mehr als nur einer der augengeübten, körperkundigen Herren merkt, daß hier irgend etwas nicht stimmt, und tritt mit nachdenklichem Schmunzeln an seinen Platz.

Heiligenkamp hat dem alten van der Meer seinen Glückwunsch ausgesprochen. Mit den würdigsten Gliedern und Vorstehern der Gilde erwartet er den Beginn des Aufzugs und beobachtet mit Verwunderung, daß in diesem Augenblick die Amsterdamer Meister, bis auf die Gildenhäupter, sämtlich unsichtbar geworden sind. Um ihn herum stehen nur noch die Herren aus anderen Städten, die ihm, dem Kenner und Sammler, freilich fast alle wohlbekannt sind. Da ist Heinrich van Fliet aus Delft gekommen — aus Dordrecht der alte Bol mit Maas und Keup, aus Leiden Dau mit van Mieris und mit dem jungen van Slingeland; Ostade aus Harlem ist da: er hat wirklich den menschenscheuen Reusdaal mitgebracht, der sonst nie zu Festlichkeiten kommt; auch ihren Landsmann Hans van der Meer haben sie bei sich. Dessen Delfter Namenzwilling sucht Heiligenkamp vergebens, und auch der betagte ter Borch ist, wie es scheint, zu Hause geblieben. Dafür hat Herr Albrecht Gelegenheit, mit dem Alkmarschen van Everdingen bekannt zu werden und auf dessen nächste Tafel im voraus zu bieten. Es ist nachgerade verdrießlich, von jedem neuen Besucher immer wieder zu hören: „Was — keinen Everdingen?"

Klangvoll und gemessen erläutert van der Helst den Gästen, was sie alsbald schauen werden. Gar zu abgebraucht habe es geschienen, den Sieg der Künste über die Leidenschaft darzustellen, oder die Hochzeit des Pygmalion oder irgend etwas dieser Art. Feste hätten ihren Sinn und Wert darin, daß sie vom Alltagsleben abzögen. Sei doch ein jeder von ihnen in Mark und Blut ein Künstler, so sehr, daß er am Festtag trachten müsse, einen anderen Herzgang in sich schlagen zu machen, etwa den Puls eines Gewaltigen, Mächtigen, Gebietenden; denn ein solcher sei doch vom Künstlerwesen, — das nur überreden und begeistern wolle, aber nicht kommandieren und vergewaltigen, — am weitesten verschieden. Deshalb habe man sich entschlossen (und hier blickt van der Helst mit seltsamem Lächeln auf Heiligenkamp, den Künstler seit heute früh) deshalb habe man sich entschlossen, Macht und Gewalt im Bilde der Amsterdamer Kaufherren darzustellen. Er erinnere sich, daß noch der alte Cats vor langen Jahren einmal über den Kaufherrn von Amsterdam gesprochen habe: niemand anders als der sei gemeint in den Versen des attischen Poeten, die das „Gewaltigste auf Erden“ schildern, wie es über die Meerflut wandelt, Fische und Vögel in seinen Sold nimmt und zum Guten und Bösen frei ist in seiner Wahl . .

Indes haben die Diener des Hauses die Saaltüren geöffnet; der Festzug kommt.

Nirgends im Hause ist mehr Spannung und Ergriffenheit, als in der Ecke, wo die Wulffmädchen mit den beiden Jünglingen zusammensitzen. — Die vier Bürgermeister, täuschend in Maske und Tracht, schreiten voran. Klaudius ist betroffen und wundert sich. Aber Mirjam durchschaut die Sache schnell und flüstert die Namen:

„Berchem und Peinacker sind das, seht ihr nicht? Und Emanuel de Witte. Und der ganz Alte zuletzt, ich glaube, das ist Victors. Und . . .“ Sie verwirrt sich, lehnt sich zurück, und wider Wissen und Willen suchen ihre Augen den jungen Delfter. Klaudius sieht es und lächelt: das ist zugleich Mitleid und Spott, Selbst-

gefühl und schmerzende Einsicht — er ist ganz schnell um ein paar Jahre älter geworden. Die Männer, die den Festzug aufbauten, haben sich nicht gescheut, ihr schönstes Rebus an den Anfang zu stellen: gleich hinter den Bürgermeistern wird ein Wagen gefahren — der sieht fast aus wie das Schifflein, auf dem Fortuna zu segeln pflegt. Aber diese hier und heute unvermeidliche Dame wird erst späterhin folgen. Die stattliche, blonde Frau, die jetzt herankutschiert, ist wenig bekleidet, dafür aber sicher und vielfach mit dicken, goldenen Ketten umwickelt. Das Bürschlein zu ihren Füßen trägt einen Pfeil in der Hand; niemand täuscht sich über den Sinn des Ganzen, und gleich dies Schaustück ist ein Erfolg. Seltsamer Gedankenzwang rückt der armen Mirjam die paar Dukaten vor Augen, die sie bislang auf dem Grunde so vieler leergepinselter Farbnäpfe zu finden vermochte ...

Merkwürdig rasch ist Klaudius hellsichtig geworden. Seine Blicke streicheln den schönen Fremdling ebenso heiß, wie die des alten Mädchens; und sein Selbstgefühl kann nicht mehr schweigen:

„Ach was, Reichtum! Jungsein ist auch was wert", flüstert er, gar nicht leise — Herr Philipp lacht und Mirjam zittert. Gertrud aber denkt: nur gut, daß dieser Steffenssohn kein Mädchen ist! Erstaunt, fast erschreckt, fühlt Klaudius heißen, dringlichen Händedruck — du lieber Himmel! ist die Kleine auch schon so weit? — Hanna und Sanna schauen und staunen und beobachten Lichter und Widerlicht.

Dem Fahrzeug der gefesselten Allsiegerin folgen ein paar jugendliche Herren in allerneuester, augenmordender Kleiderpracht — auf der Schulter und auf dem gebeugten Rücken tragen sie, ächzend und lachend, eine ganze Schar rosiger Knäblein, die Rache- und Strafgeisterchen der schönen Gefangenen.

Und dann marschiert der ganze Geldfürstentriumph vorüber: das bezwungene Meer, die Schätze der Erdentiefe, die vier Weltteile nebst Grönland und dem großen Südsee-Eiland, die reisigen Knechte, die befreundeten Edlen, das Tierreich mit seinen Gaben, die Pflanzenwelt mit ihren molukkischen Kostbarkeiten; dann als

ein Hauptstück die beiden Indien — das westliche ist mit Goldflittern behangen; das östliche trägt in Körben jenes glanzvolle, weiße Wundergerät, das fast mehr wert ist als Gold, und das selbst Delfts Werkstätten nicht nachzuahmen vermögen .... Dann kommt die Huldigung der Poeten, die hilfreiche Forschung der Sterngelehrten, Büchermänner und Alchemisten, und ganz zuletzt wieder eine bezwungene Göttin: Fortuna mit erhobenen Händen an ein riesiges Kontobuch gekettet. Den Schluß macht allerlei Jungvolk: Ladendiener, Hausburschen, Quartierleute, Speicherknechte und dergleichen.

Den ganzen Tag über, bis auf diesen Augenblick, hat „Philipp" nur auf zweierlei geachtet: auf Mirjams rasch hochgeschossene Feuerblüte und auf die süßen Äuglein, mit denen Gertrud den jungen Maler unabläſſig verfolgt. Als Frau Venus kam, hat er mit beinah gruseliger Ergötzung das Aufschauern der Großen, mit beinah tückischer Genugtuung das so wenig erfolgreiche Fingerspiel der Kleinen beobachtet. Aber wie nun alle Herrlichkeit der Welt, die großartige Beute holländischen Handelsgeistes in selbstsicherer Gelassenheit vorüberrollt, da fühlt sich das heimatlose Vögelchen, das Kind am Lasterufer, das Mädchen, das nicht einmal seinen eigenen Leib sein eigen nennen darf, mehr und mehr in den Bann des prachtvollen Geringels hineingezogen. Bei lautem Herzschlag blickt sie mit brennenden Augen in den Saal hinein — Schätze ... Macht ... Was irrleuchtet der Bettlerin? Was zerrt die Buhlerin in den Sumpf? Und die arme Philippine ist noch ganz jung ...

Fürsorgend, ganz und gar nur mitleidig, faßt Klaudius ihren Arm. Sie schließt die Augen, verzerrt den kleinen Mund und wendet sich ins Dunkel. Mirjam denkt: der gute, liebe Junge — wie rührend begeistert! wie unschuldig! Sie stützt das Kinn in die Hand, starrt, und versinkt in Gram.

Ein paarmal wandert der Festzug im Saale herum; gereimte und ungereimte Ansprachen, Scherze und Neckereien. Dann werden in der Mitte Tische aufgeschlagen; ein mächtiges, bekränztes

Faß wird hereingekarrt; Humpen poltern herbei, und ein fröhliches Zechen soll anheben.

Die wenigen Malerinnen wollen nun aufbrechen; man hält sie mit Huldigungen und Bedauern noch eine Weile fest und gönnt ihnen die göttlichen Morgenschauer des Anstichs . . . Noch stehen alle Gäste durcheinander; sie warten, als komme nun etwas Besonderes, das Kernstück, der Schlüssel. Den Festordnern, die nichts weiter vorgesehen haben, wird ein wenig schwül. Aber die Gäste sind sich schon klar über das, was fehlt. Soviel Fürsten, heißt es, und kein Kaiser? Soviel Götter und kein Zeus? Nur in Eintracht ist Vielheit stark. Der Eintracht ein Sinnbild! Der Macht die Krone!

Gerbrandt vom Eichholz steht an der Brüstung. „Einen König dem Feste!" ruft er laut in das Gewirr hinunter; alle blicken zu ihm auf. „Das ist alles recht wahr und schön," fährt er fort, „alle Meere und Lande untertan und zollpflichtig dem Handel unserer herrlichen Stadt! Die Erde dem Kaufmann! Die kennt er. Die beherrscht er. Die wandelt er um in gestaltender Hand! Aber e i n Ding schuf Gott, das umfaßt den Erdball, Meer und Feste, erfüllt das Weltall, unendlich flutend; in ihm schwimmt der Planet, wie die Lerche im Sonnenlicht, wie Duftstäubchen in des Kieferwaldes blauem Geflimmer . . ." Der Sprecher zielt auf das menschliche Herz; das Herz kennen und beherrschen ist mehr, als der Erde gebieten: der Künstler ist dennoch und trotzdem der wahre König.

Das billigen die Gäste gern. Und da seine Rede weitergeht: nur Einen wisse er, der würdig sei, selbst noch den Wohledlen, Hochmögenden voranzuschreiten, da vermuten einige — mit Unwillen — der höfische Mann wolle leidigen Tageszank in den Saal tragen; andere aber — nur wenige sind das — durchzuckt es, der Schüler werde nun des Einzigen, des Verschollenen, des ganz Wundersamen gedenken — aber nichts von alledem. Gerbrandt vom Eichholz schreitet von den Stufen herunter, winkt ein paar anderen, ihm gleich zu tun, und kommt feierlich heran. Dicht vor dem rosigen Musenkinde aus Delfter Wiesenland

bleibt er stehen und, nach tiefster Verbeugung, klingt es trompetenhell durch den Saal:

„Du, junger Fremdling, den des Urbinaten göttliche Anmut glorienhaft umleuchtet, du, unbekannt uns allen — du allein kannst uns jene Zaubermacht verkörpern, die wir Männer des Handels und der Schätze nur durch Mietsold flüchtig in unseren Dienst zu nötigen gehalten sind. Wir, Kaufleute und Herren der Erde, wir wollen dich höchlich ehren und von Herzen dir huldigen, dir, dem Allermächtigsten die Mächtigen!"

Tusch. Hochrufe. Fanfaren. Kommandos. Von neuem ordnet sich der Festzug. Mit feuriger Gewalt braust der Marsch, zuvor so gemessen und überwürdig, in den Saal herunter; jubelnd, winkend, mit Lachen und Beugen, zieht alles an dem jungen Fremdwesen vorüber . . .

Die Zwillinge staunen, und Gertruds Herz klopft stolz und wild. Mirjam sitzt wie ein Steinbild. Klaudius Unverzagt aber träumt, er trüge Rathaus und Börse am Kettlein um den Hals und hörte hinter sich den Galopp derer, die ihn jagen . . .

Niemand sah, wie es kam. Doch der zarte, schöne König ist verschwunden. Man fragt, sucht — nutzlos — —

Fröhlich und bieder geht das Fest langsam zu Ende. Dunkler werden die Kerzen, matter die Witze, müde sogar die eifrigen Kehlen.

Längst haben die Malermädchen den Saal verlassen. Klaudius begleitet seine Freundinnen. Er ist betäubt, ratlos — spricht nicht. Gertrud beginnt ein paarmal, freundlich und nett; bekommt aber keine Antwort. Das ist schließlich auch ihr zu arg; und statt des Nachtgrußes, vorm Hause, sagt sie nur höhnisch:

„Claudius — Civil!" und läuft hinein. Hanna und Sanna reden laut um Mirjam herum; die starrt, behext, von der Brücke ins Fleet hinunter. —

Schließlich, endlich hat die Festzeche ein Ende gefunden. Zwischen Livens und van der Heyden strebt Heiligenkamp seiner Wohnung zu. Er redet unaufhörlich. „Die Unsterblichkeit," sagt

er, „die Unsterblichkeit, die kann überhaupt nicht bezweifelt werden. Das heißt, sofern man unter ‚zweifeln‘ das richtige verstehen will. Man muß nämlich begreifen: zweifeln einerseits . . . aber die Unsterblichkeit . . .“

Der Rätelmann guckt eulig aus dem Kellerloch hervor, späht, und taucht lautlos unter.

Wie Heiligenkamp mit den beiden vorüber ist, wird es ganz still. Der Mond schiebt sich über den Giebeln hin.

110.



embrandt ist dreiundsechzig Jahre alt. Wer ihn gegen Mittag über die Gasse schleichen sieht, und wie er im Keller der Hökerin verschwindet, die ihm zu ihrer eigenen, stets erneuten Verwunderung eine Suppe, einen Teller Kohl oder auch nur ein paar Nüsse zu überlassen pflegt — wer in die Schuppenecke hineinblickt, die ihm als Wohnung und Werkstatt genügen muß — der wird zornig über soviel Verkommenheit und Schmutz; denn er kennt den Mann nicht. Nur noch sehr wenige Leute in Amsterdam kennen ihn.

Ein junger Seelsorger ist in diesem Viertel angestellt; der hat immerhin eine Ahnung davon, was der Name „Rembrandt“ einst bedeutete. Mit vorbildlicher Geduld versucht er immer aufs neue, das Vertrauen des Alten zu gewinnen. Er möchte ihn in das Männerheim bringen; da würde es ihm an nichts mehr fehlen; sauber und friedlich würde er in der Sonne sitzen, wie die anderen lahmen Vögel, bei denen es nun, inmitten der taghellen Ordnung, nicht weiter bemerkenswert ist, ob sie einst als Adler über Gletscher schwebten, oder ob sie als gewöhnliche Feldraben oder gar als windige Sperlinge durchs Leben abenteuerten. Das ist das „Versöhnende“, das, soviel an ihm ist, auf Erden auszubreiten, der junge Prediger die heilige Berufung fühlt. Wer das alles versteht und mitempfindet, muß es gut und edel heißen. Aber Rembrandt versteht es nicht.

Die ersten Oktobertage sind kalt und regnerisch, und Rembrandt bringt die dunklen Stunden hin mit Weinen und Husten, solange er allein ist. Wenn der Pastor kommt, gibt er sich den Anschein philosophischer Aufgeräumtheit; der junge Mann merkt das und wird fast krank vor Mitgefühl.

Titus ist vor einigen Wochen gestorben. Der Geistliche beklagt die zerstörte Hoffnung, rühmt die Schönheit und Klugheit des Dahingegangenen und sein gütiges, liebevolles Wesen.

Rembrandt haßt den Mann, der sich einbildet, ihn trösten zu können. Solange Titus lebte, war er ihm das Liebste, das einzig Kostbare auf Erden. Längst hat er sich gewöhnt, dem ganzen übrigen Betrieb zuzublicken, wie man am Ferientag auf einen Ameisenhaufen herniedersieht, oder von sonniger Brücke auf das Gewimmel winziger Fischlein. Nur seine Bilder und seinen Titus nahm er ernst. Und der da setzt sich hin und redet wie mit einem trauernden Anverwandten! Der „schwere Schlag", die „alles heilende Zeit" — der ganze Vers wird abgeleiert.

Der Alte weiß, daß jener das Gift in seinen Augen sehen würde, blickte er ihn an; er hütet sich wohl. Nichts, gar nichts soll der von ihm ahnen. Und der junge Menschenfreund, trotz seines ehrlichen Güteifers, täuscht sich wurzeltief über das, was in dem einsamen Manne vorgeht.

Von seines Sohnes Tod spricht Rembrandt überhaupt nicht. Auch Hendrikje hat ihre treu und gütig verwaltete Arbeit unbeendet liegen lassen müssen. Aber immer noch kann das brave Mädchen ihm helfen, die schnurmäßige Denkart der Herren Pfaffen in Verwirrung zu bringen. Das geht ihrem Gedächtnis nicht zu nahe: wie gut würde sie den Alten verstehen!

Wehleidig redet Rembrandt von ihr, deren verständige Dienstbereitschaft er so empfindlich entbehre. Und dann: wie schön sie gewesen sei — noch immer! Der Pastor fürchtet schon ein Näheres. Aber Rembrandt verstummt, wie in Erinnerung; und den Geistlichen schmerzt, daß auch im tiefsten Elend, im härtesten Kummer der Verlust dessen, was einst sinnliche Ergötzung war, am bittersten beklagt wird.

Die Besuche bei Rembrandt gehören zu den peinlichsten Amtspflichten; aber der junge Mann ist treu und läßt nicht nach. Ein einziges Mal gelingt es ihm, Funken zu wecken aus diesem verwitterten Gestein. Das kommt, wie er es am wenigsten erwartete.

Im Mühsal der Unterhaltung ist er auf die Zeitläufte verfallen; er spricht vom Siege, vom Ratkanzler und von den Oranischen. Er selbst ist prinzlich, wie alle Kirchenmänner. Er erwähnt nur beiläufig de Witts Nüchternheit und Härte, die dem sonst hochverdienten Manne je länger desto mehr die Herzen des Volkes entfremde. Da hat Rembrandt plötzlich aufgehorcht. Der Geistliche sieht es und packt die Gelegenheit:

„Es ist wohl so bei den Großen und bei denen, die es zu sein glauben: ihre Herzen sind nicht zersägt, wie der Herr es verlangt; so werden sie hart und trocknen aus."

Da spricht Rembrandt, und der andere verwundert sich mehr und mehr:

„Ja, so versteht ihr es, ihr Glückseligmacher. Getauft oder beschnitten — Pfaff bleibt Pfaffe. Aber hundertmal hat er recht, der Meister Baruch, den die Synagoge hinausgetan hat: „Lacht nicht! Weint nicht! Vor allem: verabscheut nicht — sondern habt Einsicht!" So denkt auch de Witt, ich verstehe ihn gut. Bloß: aus Menschen und Völkern kann man keine Kunstwerke machen. Da irrt er; und dieser Irrtum wird ihm noch bitter weh tun! — Am Ende täuschen sie sich alle miteinander. Einsicht? Was ist das? ‚S o n d e r n habt Einsicht!' Nichts für ungut, Herr Pastor; ich glaube, Meister Baruch ist auch bloß ein Pfaffe. Wir lachen, wir weinen, wir verabscheuen, wir bewundern, wir begehren: all das zusammen ist unsere ‚Einsicht'. — In laqueis!

Das graue Seelchen hüpft
Und lacht: ‚Das bißchen Hetze!
Knallt nur!' und rennt und rennt
und rennt . . . Wo? — Unterm Netze."

Hierauf weiß der Geistliche gar nichts mehr zu sagen. Er geht nach Hause und denkt lange nach über den wunderlichen Mann.

Wie er am nächsten Abend wiederkommt und nach Rembrandt fragt, öffnet ihm ein verweintes Mädchen von etwa vierzehn Jahren, das ihm noch nie begegnet ist, und spricht schluchzend: „Vater ist tot".

III.


eit der Ratkanzler und die Generalstaaten Vormundschaft und Erziehung des Prinzen übernommen haben, ist der alte Herr von Zullstein aus seinem regelmäßigen Dienst entfernt worden. Wenn er den Prinzen besucht, kommt er als Gast und Freund wie andere. Heut hat er ein Geschenk mitgebracht: ein Papiermesser mit geschnitztem Bernsteingriff. Das liegt beim Gänsekiel auf der Schreibtafel; der Prinz freut sich über das zierliche Werkzeug. Vor einiger Zeit hat ihn de Witt, auf Drängen der Provinz Seeland, zu seiner Ausbildung in den Staatsrat eingeführt. Er hat sich daraufhin einen Arbeittisch eingerichtet. Die schräge Schreiblade, mit grünem Leder bezogen und mit allem erforderlichen Gerät ausgestattet, läßt erkennen, wie bedeutsam ihm selbst die Arbeit erscheint.

„Mein verehrter Neffe will unter die Federgewaltigen", sagt, zahnlos knarrend, Johann Moritz, etwas nachlässig von seiner Kaminecke her — „Schade! Wir Nassauer haben sonst immer die schneidigeren Waffen vorgezogen."

Der Jüngling hört das achtungvoll an, ohne zu widersprechen. Niemand enträtselt seine Wohlerzogenheit.

Außer den beiden sitzt noch Graf Stirum im Zimmer. Mit Anstrengung sucht er den Prinzen zu erforschen und die Gedankenfolge zurechtzulegen, die er zur Sprache bringen will. Aber noch einer ist da: der alte Paul Wirtz, Feldmarschall wie Graf Johann Moritz, tatentschlossen wie Stirum. Wirtz steht in seinem Koller schwer da, mitten im Raum, die Hände am Leibgurt. Langsam tritt er an den Tisch heran, hinter dem der Prinz sitzt.

„Sie irren, Graf Nassau," der Ton macht ganz plötzlich der läßlichen Plauderei ein Ende. „Man braucht ja nicht immer mit Pallasch und Büchse zu fuchteln. Hoheit hat da ein sehr nettes, blankes Ding. Ein Sinnbild, nicht wahr? Das genügt in der Hand des Fürsten durchaus." Er besieht die Schnitzerei und spielt mit der federnden Klinge, wie er weiterspricht: „Versailles und Windsor — wir wissen Bescheid! Wir wissen auch, was retten kann: straffes Gefüge! Stoßkraft! Wir kennen des weiteren die unklaren Idealisten, die das alles nicht begreifen wollen. Hoheit — mit dem weißen Ding da sind sie uns ewig überlegen. Damit werden wir nichts ausrichten. Aber so!"

Blitzrasch hat er das Messer von oben in die grüne Schreibplatte hineingestoßen. Da steckt es. Alle andern sind bei dem Schlag zusammengezuckt. Aber seine Hände, die dicht daneben auf der Platte ruhten, hat der Prinz trotzdem nicht bewegt. Wirtz geht mit langen Schritten auf und nieder, immer noch in der Rolle des rohen Tätlings. Der Prinz zieht behutsam die Klinge heraus, besieht den Schnitt im Leder und streicht mit dem Zeigefinger darüber hin und her. Auch jetzt spricht er nicht.

„Teufel auch! Ding nicht aus der Hand geben, Wilhelm! Kommt davon!" sagt Johann Moritz.

„Hoheit werden begreifen, Herr Wirtz ist der Meinung: wo gezimmert wird, fallen Spähne," erlaubt sich Stirum.

Aber der Prinz steht schweigend auf und geht hinaus.

Johann Moritz blickt ihm nach; den anderen ist ein wenig schwül.

„Hat ganz recht, der junge Mann: eure Sache! Fürsten nicht mit bemischmaschen! Tut, was ihr könnt — weiteres findet sich. Tauge auch nicht dafür — bin zu alt. Na, Wirtz, wenn's soweit ist, zeigen Sie mir meinen Posten. Werde dann schon das Nötige schmettern. Guten Abend."

Wirtz und Stirum bleiben beisammen. An des Prinzen Tisch machen sie Listen, schätzen die Fäuste in den Provinzen und die Köpfe in den Städten. Schreiben ein paar Briefe — sehr behutsam übrigens. Und trennen sich.

„Wie heißt der Kerl? Hochstraten?“ fragt Wirtz.

Stirum nickt. „Morgen früh fahre ich nach Dordrecht.“ — Zur gleichen Zeit muß de Witt ähnliche Dinge anhören. Bernt Noeleburg ist zu ihm gekommen und hat von seinen Freunden erzählt.

„Herr Ratkanzler — dreihundert entschlossene Jünglinge in Holland warten auf Ihr Wort! Wir sind bereit, uns loszusagen von der Geschichte, die vergangen ist, um der den Weg zu bereiten, die kommen soll. Bei uns ist Tatkraft und Opfermut. Von Ihnen erwarten wir die Gewissensentscheidung, die nur Weisheit bringen kann. Helfen Sie uns!“

Es ist nicht leicht zu verstehen, worauf das hinaus will. Aber schließlich hat der Ratkanzler, beharrlich fragend, die seltsame Verschwörung ergründet. Der Ewige Erlaß scheint diesen jungen Leuten nicht ausreichend. Sie fürchten, daß der äußeren Gefahr, die sie vielleicht überschätzen, ein zweigespaltenes Holland nicht begegnen könne. Sie wollen oranischen Umtrieb mit Gewalt unterdrücken und dem Ratkanzler Diktatorgewalt erobern. Sie vertrauen felsenfest, er werde — was niemand sonst über sich gewänne — nach gesichertem Siege die Macht freiwillig den bürgerlichen Gesetzen zurückgeben . . .

Dazu nickt der Ratkanzler, mit Lächeln. „Lieber junger Freund, wäre ich der freien Zukunft nicht ohnedies felsengewiß — Ihr Besuch und Ihr Wort hätten mir das äußerste Vertrauen wieder erweckt. Aber ist denn das alles nötig? Ihre Sorge sieht zu schwarz, glauben Sie mir.“

„Sie wissen nicht alles, Herr Ratkanzler. — Einer von uns . . .“ er stockt; denn was er bekennen will, geht sehr weit; „einer von uns hat erfahren, daß die schwersten Anschläge vorbereitet werden. Wir sorgen uns nicht nur um das Land, wir sorgen uns auch um Sie.“

„Einer von Ihnen hat erfahren? Wie hat er das erfahren?“

Noeleburg will antworten; doch de Witt hebt die Hand, um nachzudenken. Aber dann lächelt er wieder:

„Man hat versucht, den jungen Mann zu gewinnen — ich verstehe. Ein scharfer Denker, aber etwas ungeduldig; ich mag

ihn gern; er soll dem Lande noch manchen Dienst tun. Er wird auch noch einsehen, daß es auf Oranien und de Witt nicht ankommt ... Es ist Adrian van der Graaff, von dem Sie sprechen."

Noeleburg ist betroffen und vollständig verwirrt. De Witt beruhigt ihn. Man sehe, daß er, der Ratkanzler, die Leutchen kenne. Also habe es doch wohl keine Gefahr.

„Keine Gefahr?" Der Jüngling gibt sich nun ganz, da er nichts mehr zu verbergen hat. „Keine Gefahr? Wir alle fühlen bis in die Haarspitzen, daß es um das Äußerste geht. Um das Äußerste, Herr Ratkanzler! Und wir, wir sind entschlossen, daß — der andere weg soll."

Leichenblaß, mit flackernden Blicken, fuchtelnd, steht er da. De Witt erhebt sich jetzt gleichfalls, tief erschrocken. Er faßt den jungen Menschen am Arm. Leise und scharf spricht er auf ihn ein:

„Ich will nicht drohen, Herr Noeleburg. Aber Sie mögen Ihren Freunden sagen, daß ich meine Augen offenhalten werde, nach links und nach rechts. Für die Ordnung in Holland bin ich verantwortlich, und danach werde ich handeln: so oder so. — Aber Sie werden sich besinnen, ich glaube fest daran. Ist denn unser Gedanke so schwer und plump, daß man ihn auf eiserner Walze herumfahren müßte? Haben Sie doch Vertrauen zur Sache! Die lebt länger als Sie und ich; und ihre ganze Lebenskraft ist allein in ihrer Gerechtigkeit . . ."

Da wird der Ratkanzler hinausgerufen. Noeleburg bleibt allein und denkt nach. Aber was er findet, ist nur: der Mann ist schwach, der Mann ist schwach . . .

Draußen steht der Prinz. De Witt führt ihn in ein anderes Gemach. Der Prinz ist ebenso erregt und voller Angst wie der erste Gast. De Witt errät, warum. Fast beklemmt es ihn, wie er jedem Faden bis zur fernsten Spule entlang blicken kann, wie sich das Gewebe vor seinen Augen Schlag um Schlag zusammenreiht, bis er selbst den Stuhl anhält und neues Garn aufzieht. Als sei die Vorsehung müde geworden und habe es ihm anheimgestellt . . .

Prinz Wilhelm ist hier nicht zurückhaltend und undurchsichtig. Auch ihm zeigt die glasreine Welt des Ratkanzlers die Dinge nur als Ideen, ungetrübt.

„Es geht nicht mehr anders, Herr de Witt. Ihretwegen und meinetwegen: Helfen Sie mir! Helfen Sie mir!"

„Wozu soll ich helfen?"

„Zum Entschluß!"

„Zu welchem Entschluß?"

„Das Land zu retten, Aufruhr und Elend zu vermeiden . . ."

„Und sonst? Dazu bin ich längst entschlossen, Prinz. Und ich weiß, daß Sie es auch sind."

Der Prinz seufzt und klopft ein paarmal mit der Hand aufs Knie. De Witt wartet einen Augenblick. Dann:

„Nun — lassen Sie mich fragen, Prinz, sonst verwirren wir uns. — Was beunruhigt Sie? Was drängt Sie?"

„Die Ereignisse. Die kommende Gefahr. Der Franzose. Mein Oheim. Alle."

„Nein, Prinz. Herr Paul Wirtz drängt Sie. Sonst niemand. Ja: Stirum vielleicht und Weldern und der Rheingraf; und Beverning, mein alter Freund, und noch der und jener. Ja, auch Beverning, ich weiß; das ist mir etwas schmerzlich. Aber gerade das mag uns beruhigen. Wir kommen von beiden Seiten überein und wollen alle das Gleiche. Wir dienen dem Lande, jeder nach seinem Begriff. Wozu Eifer und Ungestüm?"

„Ja, ja, ja! Um das Land ist mir nicht bange, und um mich selbst auch nicht. Aber . . ."

„Um mich etwa, Prinz?" Sein kurzes Lachen klingt verletzend. De Witt überlegt noch einen Augenblick. „Sei es!" sagt er dann — „ich will an euch glauben."

Das bleibt dem Prinzen unverständlich; aber de Witt bittet ihn, einen Augenblick zu verziehen und geht hinaus. Er holt den jungen Noeleburg. Der erschrickt, als sei alles verraten, wie er den Prinzen sieht, und dieser begreift nicht, wie der Ratkanzler in solches Gespräch einen Fremden hereinziehen kann. Beide sind

in tiefster Seele irre an dem Manne, dem sie bis zu dieser Sekunde, beide, wie einem Heiligen vertraut haben.

Aber de Witt nötigt sie niederzusitzen und wandert noch einen Augenblick im Zimmer herum.

„Hoheit," sagt er dann, „Herr Noeleburg ist zu mir gekommen, um Sie zu schützen. Ich solle Sie warnen, bat er mich. Er glaubt, Gefahrzeichen zu sehen; sein Herz beunruhigt sich. — Herr Noeleburg, der Prinz hieß mich soeben auf der Hut zu sein; man wisse nicht, was in erregten Zeiten geschehen könne; niemand vermöge einzustehen für die Torheiten seiner Freunde. Aber ich hoffe zuversichtlich, zu so schwerer Besorgnis sei es für uns alle denn doch noch nicht an der Zeit. — Für gewöhnlich pflege ich meine Überlegungen im Stillen zurechtzurücken. Darf ich einmal laut denken? Ich würde mir sagen:

„Der Prinz weiß, daß das Volk gehorchen will; es ist nur glücklich und großer Lasten fähig, wenn man ihm Entschluß und Verantwortung abnimmt. Das heißt also: Tyrannis. Folglich wird der Prinz verlangen — oder seine Freunde verlangen es: wenn du das Volk liebst, de Witt, dann gib dem andern die Macht, die du selbst nicht brauchen willst." Er beabsichtigt, weiter zu sprechen. Aber der Prinz unterbricht ihn schon hier. Wie der Ratkanzler sich so ganz abzieht von Person und Augenblick, wie er so ganz nur dem Gedanken dient — das hat beide Jünglinge wieder sofort hingerissen und freigemacht.

„Nein, nein, Herr Ratkanzler, ich weiß, daß Sie anders schließen müssen. Und auch so will ich alles redlich und streng mit Ihnen erwägen. — Wäre nicht denkbar, daß das Land am besten führe, wenn wir beide, einander stützend und ergänzend, miteinander geböten? Das ist das Eine. Beweisen Sie mir, daß das ein Unding sei — wer weiß, ob ich dann nicht bereit wäre, alles Ihrer Weisheit allein anheimzustellen? Ob ich nicht sprechen würde: Ratkanzler, hier ist sie, die Macht. Pack an! Herrsche! Rette den Staat!"

„Hoheit, und Sie, lieber Freund, mit allem, was ich an Inbrunst noch in meinem alten Herzen habe, bitte ich Sie: hören

Sie an, was ich sage! Denken Sie mit mir meine Gedanken! Fühlen Sie, was ich jetzt empfinde! Es ist mir garnicht um den Staat. Es ist mir einzig und allein um den sittlichen Wert der Bürger! Ein Untertanenverband ist gar kein Staat und immer nur das Gewächs von heut und morgen. Nur der Staat, den die Würdigsten und Tüchtigsten in freier Gemeinschaft miteinander machen, hat Bestand und verdient Bestand. Alles andere ist unserer Mühe und Arbeit gar nicht wert."

Die beiden Jünglinge sind aufgesprungen. Beide zittern und taumeln. Beide sinken durch tausend Abgründe, ratlos, haltlos, an Sternen vorbei, weitab hinunter, jenseits der Welt . . .

Der Prinz sucht Anhalt.

„Herr, Herr . . . Und Sie? So, so ist alles aus. Alles zu Ende! Und Sie selbst? — Es wird Sie zerschmettern."

„Kann sein. Aber ich bringe das Bild. Vielleicht nicht diesem Volk da, dem heutigen. Obwohl ich es ihm gönnte, ihm vor allen gönnte . . . Aber das Bild bleibt."

„Und der Unrat im Volk, der Bodensatz, die ewig Faulenden . .?"

„Dem allerreinsten Gedanken, den wir zu fassen, nein, nur gerade noch zu ahnen vermögen, dem wollen wir Gestalt und Farbe schaffen, nicht wahr? Werden wir die Gestalt vom Unrat nehmen, die Farbe vom Bodensatz, das Feuer vom Faulen?"

„Nein. — Aber lieber, lieber Herr — dies alles ist tödlich und vernichtend, ist ‚Verhängnis'."

„Gewiß. Seit das Paradies verloren ward, ist alles Gute auf Erden notwendig ‚Verhängnis'. Es geht nicht anders."

„Das ist die Weltanschauung der Verzweifelnden."

„Nein. Nur die Zuversichtlinge und die Ewig-Glückseligen sprechen hier von ‚Verzweiflung'. Der Redliche nennt es ‚Heldentum'. Verzweifler ist, wer das Heldische nicht mehr als letzten Maßstab menschlichen Tuns gelten lassen will . . ."

Aber die Jünglinge verstehen das alles nicht mehr.

Der Prinz geht heim und weint fast; so sehr bedauert er den alten Mann.

Bernt Noeleburg rennt von Glut und Grausen gejagt durch die Gassen. Das ist Untergang . . . das ist Untergang . . . . Er holt van der Graaff und sagt ihm alles. Knirschende Überlegung. Eisharter Entschluß.

Noch in derselben Nacht stehen die Beiden vor dem alten Wirtz . .

Über eine Viertelstunde lang bleibt de Witt, auf seinen Tisch gestützt, regunglos, allein im Raume. Seine Augen sind wie vom Star verschleiert, und sein Kinn hängt wie an einem Toten.

Dann zuckt er zusammen, besinnt sich und steigt auf schweren Füßen treppauf. Oben öffnet er das Fenster und lehnt sich hinaus, zu Nachtfrische und Sternenlicht.

Lange bleibt es still den Hänflingdamm entlang. Dann kommen Schritte.

Wider Willen horcht der einsame Mann hinunter.

Der Rundengänger und ein Weibwesen, das er wohl aufgegriffen.

Der Mann sagt etwas von Einsperren und Rutenstreichen; aber die Frau antwortet:

„Einsperren? Gestern war ich in Seeland. Morgen bin ich an der Münstergrenze. Übermorgen will ich Korallen sammeln und Uferperlen und goldene Schlangen. Wer sucht, den hält kein Gefängnis . . ."

112.



ehrere Minuten lang müssen die beiden Schweizer die Türen halten: solange spricht Simon Arnold von Pomponne noch mit den beiden Herren, die ihn bis ans Vorzimmer begleiten. Er redet kaum gedämpften Tones; die wenigen Audienzsucher, die heute zugegen sind, blicken mit tiefer Achtung auf den Mann, der es wagen darf, hier so unbefangen aufzutreten.

Herr von Pomponne hält die kugelige, schmelzbunte und brillantbesetzte Uhr von englischer Arbeit, die ihm an blauem Bande

vom Halse hängt, vors Auge, winkt noch einmal denen da draußen und geht dann langsam quer durch den Saal zum Tische des Flügeladjutanten, der die Liste führt. Lautlos werden die Türen geschlossen.

Auch Herr von Pomponne muß noch warten. Rasch kommt der englische Gesandte auf ihn zu; sein Blick haftet wider seinen Willen auf dem prunkvollen Zeitmesser, dessen Herkunft er sehr wohl kennt.

„Alles in Ordnung, Mylord?"

„Vor einer halben Stunde durfte ich der Majestät das Handschreiben zu Füßen legen."

Mehr wird hierüber nicht gesprochen.

Die beiden unterhalten sich, lustiger als sonst in Versailles jetzt erlaubt ist, über allerlei nächtliche Freudenfeste, die trotz der zunehmenden Mißbilligung des Königs nicht zu unterdrücken sind. — Der Flügeladjutant hat inzwischen gemeldet. Jetzt wird — vor allen früheren Kömmlingen — Herr von Pomponne hineinbefohlen.

Ludwig steht stattlich und straff neben seinem Schreibtisch. Regunglos beobachtet er unter seinem Lockenschwall heraus das Anschreiten und die winkelrechte Verneigung seines Gesandten. Noch ein Stillschweigen. Dann:

„Bitte, warten!"

Der König nimmt ein Schreiben, das er, mit steigendem Verdrusse, schon wiederholt durchgesehen; und mit Hilfe eines gestielten Einglases liest er, deutlich murmelnd. Eine silberne Schaumünze fällt vom Blatt auf den Boden und rollt weitum über das Parkett. Herr von Pomponne stürzt danach, fängt sie, und da Ludwig den Zwischenfall nicht weiter beachtet, behält er sie einstweilen in der Hand. Der König liest:

„Mein hoher Freund! Du und die Dame, Ihr habt mir durch Eure aufmerksame Sendung so inniges, heißes Vergnügen bereitet, daß es mir, wie Du wohl denken magst, eine Quelle unablässiger Anstrengung ist, nachzusinnen, wodurch ich Dich gleich-

falls zu erheitern imstande wäre. Die kleine, niedliche Frechheit, die ich Dir hiermit überreichen lasse, wird Dir nach meinem Verhoffen ebenso zur Belustigung und Gesundheit dienen, wie sie es uns getan hat. Dahinter steckt natürlich, wie immer, unser alter Freund und Gönner, Monsieur Witt, in eigener Person; wir sollten dem Burschen ein Jahrgeld geben für den Spaß, den er uns immer wieder unfreiwillig zum Besten gibt. Ist sie nicht köstlich, diese vorgebliche Jungfrau, deren batavischer Elfentritt Ketten zertrampelt? Mit dem Hut auf dem Knüppel pflegen die geistreichen Deutschen zum Vogelschießen einzuladen. Irgend etwas mit Vögeln wird hier wohl auch gemeint sein; ich verstehe es nicht ganz, obwohl ich, wie Du weißt, die edlen Sitten des Käseländchens ziemlich eingehend zu studieren das zweifelhafte Vergnügen hatte. Darf ich Deine hohe Aufmerksamkeit auch dem Revers zulenken? Die Kerle rühmen sich, wie man in Gent zu sagen pflegt, Wagenschmeer an die Kravatte. ‚Verteidigung, Schutz und Befriedigung der Könige. Wiederherstellung der Ruhe in ganz Europa.‘ Als hätte der gelbe Johannes den Frieden von Aachen gemacht und nicht Du. Nun, was meinst Du dazu? Er bedient uns immer abwechselnd. Von mir soll er unlängst auch ein hübsches Bildchen gezeichnet haben, der Biedere. „Nein, Karl haßt mich nicht. Karl haßt niemanden. Karl ist ganz Liebe." Soll er gesagt haben. Ich hätte ihn eigentlich nicht für einen Menschenkenner gehalten. Mein Neffe Willi ist übrigens auch bedenklich ins Käsen gekommen. Ich gäbe viel darum, könntest Du ihn einmal ein paar Monate behandeln, auf daß er wieder flüssig werde. ‚Wäre er mehr Soldat, ich würde in de Witt den Stern aller Monarchen verehren‘, schreibt mir das Bürschchen!!

Ich bitte dich, in Gewogenheit unserer zu gedenken und uns der Dame liebreich in Erinnerung zu bringen. Dankbar ergeben

Dein

Karl."

Pomponne läßt sich durch die scheinbare Erwartung des Königs nicht zu irgendeiner Meinungäußerung, sei es auch nur in Blick

und Miene, verleiten. Er kennt diese Falle für Höflinge. Durch eine neue Verneigung gibt er zu verstehen, daß er der Befehle gewärtig sei. Mit vollendeter Gewandtheit lenkt er unmerklich den Blick des Herrschers auf die Münze in seiner Hand.

„Sie kennen das Kunstwerk?" fragt Ludwig.

„Ja, Majestät".

„Und Sie meinen etwa, den Gedankenfaden dieses . . . dieses Herrn von Estrades fortzuspinnen? Geben Sie sich keine Mühe! Mit solchen Leuten schließe ich kein Bündnis."

„Majestät wollen huldvollst verzeihen, wenn ich wagen muß, zu berichten, daß die Generalstaaten den Königlichen Antrag, den zu überbringen ich die unverdiente Ehre hatte, nicht hinlänglich zu würdigen unbesonnen genug waren."

Ludwig wird blaß, und das Blatt in seiner Hand knistert.

„Ich danke Ihnen."

Der König bewegt das Haupt langsam einmal auf und nieder, um anzuzeigen, daß er nicht die Absicht hat, den Bringer die Botschaft entgelten zu lassen. Dann blickt er fort. Das Abtreten pflegt er den Audienzbefohlenen zu erleichtern.

Im Vorsaal zeigt sich Herr von Pomponne in gehobener Stimmung und wird, nicht ohne Neid, bewundert.

113.



eit ein paar Stunden heißt dieses Jahr: Eintausendsechshundertundzweiundsiebenzig. Die Mitternachtglocken haben mit gewaltsamen Tönen über den dicken, harten Schnee hin „Hoffnung! Hoffnung!" gesungen. Eine halbe Stunde lang brach Licht und Lärm aus den Fenstern. Freudenschüsse. Ausgelassenes Poltern an den Haustüren. Hin- und Widerlaufen in den Gassen. Ein paarmal Schlittenklingeln ... dann hat die eherne Kälte alles eingeschluckt. — Die Nacht war totenstill.

Medardus Hochstraten, Pastor an der Großkirche zu Dordrecht, und der ungenannte Gast in seinem Hause haben kaum hin-

gehorcht, als draußen die Luft anhub. Seit dem frühen Abend haben sie in enger, heißer Stube eingeschlossen gesessen, Briefe entziffert und geordnet, aus langen Berichten Auszüge gefertigt, Rechnungen wieder und wieder geprüft und Landkarten mit roten Pünktchen überstreut. Einmal, eben vor dem Jahresende, ist ein Mann leise eingelassen worden, hat kurz Nachricht gegeben, Vorschriften erhalten und ist wieder entlassen worden.

Seit mehreren Wochen hat Hochstraten sich vom Amte ferngehalten. Er leide am Herzen, heißt es, und müsse sich bei des heurigen Winters ausnehmender Härte schonen.

Gegen Mittag kommt wieder ein fremder Gast ins Haus; aber dieser ist nicht scheu und ruppig, wie der nächtliche Besucher. Da er den hohen Fuhrmannpelz von sich getan, erweist er sich nach Haltung und Schritt als ein Offizier, dem Alter nach wohl als ein General. Wieder wird die Hinterstube verschlossen. Das Mittagmahl holt der Pastor selbst über den Hof herüber; Frau und Kinder müssen im Oberstock bleiben; des Kleinen wegen, der überall herumklettert, ist die Treppe mit einer ausgehängten Stubentür verstellt. Holzkloben und Torf hat man im Flur niedergesetzt. Von Zeit zu Zeit holt Hochstraten einen Arm voll herein. Dann sitzt er wieder am Tisch, die Feder feucht in der Hand, um die kurzen Anordnungen hinzuschreiben, die der General in den stundenlangen Bericht des Dritten zuweilen einschaltet.

„. . . In Köln haben Sendlinge des Königs, ingleichen der Stadt London, mit Erzbischof und Bürgerschaft verhandelt, um deren Widerspiel beizulegen. Ist ihnen nicht gelungen. Nur bis zuletzt ein gewisser Willmore herausfand, daß erzbischöfliche Gnaden entgegen sonstiger Gepflogenheit der Herren Prälaten dem Minoritenprior der Stadt, namens Hediger, gutsinnig. Ist genanntem Willmore möglich gewesen, dem Hediger nahezukommen und ihm durch Hinweis auf des Ratkanzlers anstößiges Verbundensein mit dem jüdischen Gottesleugner, so jetzt im Haag (dem Vernehmen nach: auf der Pavillonsgracht) Wohnung genommen, hinlänglichen Abscheu gegen das libertine Regenten-

tum einzuflößen. Wie überall ist auch im Stift der Minderbrüder Gewalt über das geringe Volk nicht stark genug einzuschätzen. Steht somit zu erwarten, daß gemeinsamer Abscheu vor gegenwärtiger Regierung unserer Provinzen Erzbischof und Stadt in Bälde werde einigen ... Zu Soest zweihundert Pfund Sterling dem Stadtsekretarius, mit einer gewesenen Jungfer aus dem Schottischen verehelicht. Wird das Büchlein „Wider die Geheimnisser von Rheinberg und den Antichrist im Haag" zu mehr denn tausend Stück ins Land geben. Bevölkerung ist streng-gläubig, dem Bischof zu Münster fest ergeben ... In der Böhrde ist nächtens ein Hamburger Postwagen angehalten, ein Reisender herausgeholt und im Sumpf ertränkt, da sie ihn für einen Niederländer Freigeist gehalten. Soll ein Bürger aus Wien gewesen sein, der auf Handel nach Emden gereist. Der französische Gesandte am Kaiserlichen Hof ist bemüht, den Fall bei den Gerichten der Majestät niederzuschlagen. — Des Bischofs Vorwand zur Werbung: Zwist mit Lüneburg, wie gewöhnlich ... Verlautet, dem Herzog von Neuenburg sei von König Karl selbst die nachgesuchte Anleihe zugesagt. Da jedoch soeben erst dem Prinzen von Oranien, da er in Windsor die Prinzessin York zur Taufe hielt, Vierzigtausend ausbezahlt, bleibt die Neuenburger Angelegenheit einstweilen noch in der Schwebe ... Im besetzten Lothringen haben die französischen Behörden sogleich die niederländischen Friedensmünzen einziehen und auf offenem Markt einschmelzen lassen. Sei ein Volkfest gewesen; ein Bild des Ratkanzlers unter Akklamation zerrissen, da seine Züge der Allerchristlichen Majestät nicht genehm ... Charpentier läßt von Straßburg aus durch das Markgräfliche hin, ja bis an den Bodensee, Werber ausgehen. Die Behörden tun keinen Einwand ... Courtin meldet durch einen Gewissen zu Lübeck aus Stockholm, er habe bestimmte Aussicht, das verfehlte Unternehmen Vaubruns, der schläfrig sei und ohne Manieren, ins Werk zu richten. Der König sei halsstarrig; aber mit den beiden wichtigsten Ministern stehe er in fortschreitender Unterhandlung ... Französisches Gold auch in Norwegen in Umlauf ..."

Endlos folgt Bericht auf Bericht. Des Predigers Feder bleibt untätig; der General findet nichts anzumerken. Seine Augen sind starr und glasig geworden; er hält den Mund fest zusammengekniffen; seine Brauen sind hoch in die Stirn hinaufgezerrt.

Ein Seufzer entgeht ihm. Er erhebt sich schwer und tritt ans Fenster. Die beiden andern glauben ihn ermüdet. Aber das ist es nicht.

„Was halten Sie davon, Wirtz?" fragt Stirum.

Der Feldmarschall zieht die Schultern hoch. Dann wendet er sich langsam herum:

„Was ich stets gesagt habe: wir haben viel, viel zulange gezaudert. Das geht gar nicht mehr gegen *den*, das geht gegen uns alle."

Stirum steht auf und will hitzig losreden. Aber Wirtz spricht selbst weiter, jetzt hart und schnell:

„Was ich davon halte? Daß jetzt sofort, sofort gehandelt werden muß! Heute noch! Wenn die Geschichte ins Rutschen kommt, bevor der Prinz da steht, wo er hingehört — dann ist es zu spät, meine Herren. Dann ist der Teufel los. *Das* halte ich davon."

„Natürlich! So klug sind wir auch schon. Jedes Kind begreift das. Und deshalb . . ."

„Deshalb verdienen wir Schlafhauben und Eselsohren!" Wirtz brüllt fast. Er ist zum Tisch gesprungen und haut auf die Platte. „Eure ganze Schnüffelei im Ausland ist einen Dreck wert! Hättet ihr die beiden Halunken beseitigt! Hättet ihr die Schafsköpfe in Dordrecht aufgeklärt, statt in Köln und in Münster und in Stockholm und weiß Gott, wo noch! Aber ihr habt die Kanone angeglotzt wie Schuljungen, anstatt die Lunte aufzulegen! Mit eurer albernen Kniffligkeit habt ihr uns bloß die Meute auf den Hals gezogen. Das Ganze riecht nach Feigheit, und ich hätte wohl Lust . . ."

Stirum, erst steingrau, dann plötzlich aufzischend, ist ihm entgegen gesprungen, hebt die Fäuste . . . Aber Hochstraten, weit über den Tisch gebeugt, streckt beide Arme vor und horcht in die

Ferne. Seine Bewegung ist so heftig und ausdruckvoll, daß beide Herren zusammen fahren und wie entrückt mitlauschen.

Ein Brummen und Sieden in rasender Steigerung. Ein Bienenvolk. Eine tolle Herde. Galopp. Trampeln. Gebrüll ... Jetzt, da, von der Ecke ... tost die Gasse heran ... vorm Hause ... minutenlang ... das Gemach zittert, Schürhaken klirrt ... Schwindel und Schwall ...

Hochstraten hat sich wieder gesetzt und atmet hastig. Stirum funkelt Triumph. Wirtz ist betäubt, versteht nicht ...

„Das sind sie," sagt Hochstraten.

„Na, los doch! Wollen Sie nicht mit zum Rathaus? Da können Sie weiter brüllen." Stirum beißt es dem alten Soldaten ins Gesicht. Der schweigt. —

Am Abend meldet Kornelius de Witt seinem Bruder, daß ihn ein Aufruhr aus der Mittagruhe hochgeschrieen. Er selbst habe vom Fenster mit der Menge gesprochen. Die Leute seien gar nicht so töricht gewesen, wie bei erstem Anschein. Gewollt hätten sie das Übliche: Oberfeldherrnschaft des Prinzen. Die allgemeine Angst vor Frankreich und seinen Trabanten sei ja lächerlich. Aber gegen England müsse wohl wieder gerüstet werden ...

Daß er, mitten unter betrunkenen Tigern, sie allein durch die Kraft des Auges diesmal noch gebändigt — davon steht begreiflich nichts in jenem Briefe.

114.


er Schnee, der dicht und klumpig auf allen Ästen und Planken lag und den Blick einengte, fast so wie das Laub im Sommer, ist vor stoßenden Südweststwinden rasch weggetropft. Von den Gartenfenstern aus sieht man am grauen Winterhimmel das Dach des Gesandtenhauses und gerade noch das höchste Ende der Flaggenstange. Da oben windet sich das blutige Tuch der Vereinigten Königreiche hin und

her. Statt des guten alten Herrn Temple sitzt seit ein paar Tagen wieder Georg Downing, der Hiobsbote, in jenem Hause.

Der junge Mann, der in der dunklen Stube hin und her geht und am Fenster jedesmal nach der Flagge hinüberblickt, bleibt horchend stehen. Das ist die Haustür. Das ist der Wagenschlag. Räderrollen.

Er sieht sich rasch um, rückt einen Stuhl an den schweren Schrank, hebt die drei chinesischen Prunktöpfe herunter und geht dann an den Tisch. Da liegt auf der bunttürkischen Decke sein Seedegen. Er reißt ihn heraus, geht wieder zum Schrank, legt die Waffe auf den Boden, bückt sich, und mit großer Anstrengung lüftet er den schweren Kasten so weit, daß er die Klinge unter einer Fußkugel festklemmen kann. Da liegt sie.

Wie er zurücktritt, sofort wieder das feindliche Volkszeichen dahinten über den Gärten mit den Augen suchend, kommt seine Schwester herein, verweint und verstört. Sie sieht den Degen am Boden, starrt darauf hin; aber sie fragt nicht. Die Welt ist ihr übervoll an Rätsel, Torheit und Schrecknis; sie wundert sich kaum.

Sie läßt sich am Tische nieder, in Gram und Angst. Der Bruder vergißt für einen Augenblick seine eigene Sorge, wie er ihre blasse, dünne Hand über das Tuch hinkrampfen sieht.

„Wenn nur Heinrich zurück wäre!" Das ist ihr Gatte.

„Hat er geschrieben?"

„Zuletzt von Dover. Vor zwölf Tagen. Seitdem nichts."

„Die Post von London verspätet sich jetzt häufig. Das hat nichts zu sagen, Agnes."

„Nein, nein." Sie sieht dem Bruder plötzlich voll ins Gesicht. „Was war das eben, Karl? Sag es mir doch wenigstens, was für fürchterliche Dinge umgehen. Ich werde wahnsinnig vor Angst. — Vater ist fortgefahren. Er sah aus wie ein Gespenst."

Der Offizier blickt vor sich nieder. Er will ausweichen: „Ach, Agnes —"

„Nein, nein, ich will wissen, was geschieht. Du mußt es sagen! War es wieder die Merlingeschichte?"

„Ja, auch das . . ."

„Ich begreife es nicht. Nie, solange ich lebe, kann ich glauben, daß Madame Temple — oder auch er; aber er war ja garnicht an Bord — das Grausige will, nur weil unsere Schiffe sie nicht feierlich genug gegrüßt haben. Das ist ja Wahnwitz! Ungeheuerlich ist das! — Sie war so freundlich und lustig."

„Was bedeuten denn die Temples, Agnes! Sei doch nicht kindisch. — Das ganze englische Volk sei tödlich beleidigt, hat Clifford geschrieben. Sie verlangen es eben. Und deine gute Madame Temple! Wärst du nur dabei gewesen, als der alte Gent auf ihrem „Merlin" so höflich, so unerhört höflich vor ihr stand. Weißt du, was sie sagte? — ‚Scharfe Schüsse, Herr Vizeadmiral? Von uns? Sie täuschen sich. Das ist unmöglich. Das war nur Salut.' Ich höre sie noch. Es klingt bezaubernd, wenn sie spricht."

„Siehst du!"

„Ja. — Dann fragte sie ihren Kapitän. Der nickte. ‚Sie wollen nicht die Flagge streichen, Madame Temple,' sagte er. ‚Sie meinen, die See gehört ihnen so gut wie uns.' Darauf lachte sie, deine Frau Temple, als wäre das ein Witz gewesen. ‚Nein, Kapitän, so verrückt sind die Holländer doch nicht. Nicht wahr, Herr Admiral?' — Ja, genau so! Was hättest du da geantwortet?"

Agnes schweigt. Dann fragt sie:

„Und was — was hat Herr von Gent geantwortet?"

„Nichts, meine Liebe. Wir verbeugten uns und ruderten nach dem ‚Goldenen Löwen'."

„Ich verstehe es nicht. Ich v e r s t e h e es nicht. Und darum soll es nun wieder Krieg geben? — Und Heinrich ist in London."

„Darum. Ja, darum! Alles steckt darin. Es ist der Punkt auf dem i. All unser Elend seit fünfzig Jahren. Die ganze Flotte hätte die Flagge streichen sollen vor der einen albernen Yacht. — Und jetzt wollen unsere Regenten ganz, ganz zu Kreuze kriechen. Das Chathambild im Rathaus zu Dordrecht ist ja schon heruntergenommen. Dem „Königlichen Karl" haben sie die Vergoldung vom Heck gerissen, um nur ja die Herren Briten nicht mehr zu

reizen. Die Siegesmünzen sind vernichtet worden. Nach Chatham haben Gent und Reuter und der Landvogt von Pütten goldene Humpen bekommen, weißt du noch? Wir haben sie in Amsterdam besehen. Die ganze Themsefahrt war darauf abgebildet. Wunderhübsche Arbeit übrigens, wirklich! Die Schiffe alle so genau und richtig . . . Nun ja, die Herren müssen die Humpen wieder abliefern. Sie werden eingeschmolzen."

„Ach, Karl, ist das denn alles wirklich so schlimm?"

Der junge Mann lacht bitter. „Wie man's nehmen will, Agnes. Nun fordern sie, Gent soll wegen der Flaggengeschichte bestraft werden." Er hebt leidenschaftlich die Hände. „Aber hier: siehst du — hier, da steckt das Ding! Fest, siehst du wohl? Ich kann den Griff kaum fassen. Es geht eben . . . Wenn Vater zurückkommt, und sie haben die schandbare Demütigung eingesteckt, dann, dann kannst du erleben, wie wunderbar leicht so ein Stück Eisen durchbricht, wenn ein Schrank daraufsteht. Und dann . . ."

Die junge Frau weint laut und jammert; der Bruder wandert im Zimmer hin und her. — Plötzlich am Fenster, schreit er auf.

„Mein Gott, wahrhaftig! Wahrhaftig! Da! Da! Sieh, Agnes!"

Sie springt auf, eilt zu ihm, blickt hinaus. Sieht nichts; begreift nicht, was ihn erregt.

„Merkst du es denn nicht? Sie ist weg! Die Flagge ist weg! Eben, gerade eben war sie noch da. Downing zieht ab! Gott sei ewig Lob und Dank!"

Die Frau tastet an der Wand.

„O, Gott, Karl. Du meinst . . ."

„Ja. Jetzt ist es soweit!" Er glüht und zittert. Rennt zum Tisch. Wieder zum Fenster. Dann — am Schrank. Noch einmal hebt er. Die Klinge ist wieder frei und pfeift in der Luft. „So! So! Gott sei Dank! Gott sei Lob und Dank!" Agnes weint wie ein Kind und geht hinaus.

Wie der alte Admiralitätrat nach Hause kommt, will der Sohn ihm entgegenstürmen. Aber vor dem grauenhaften Greisenelend, das da hereinschleicht, erschrickt er, daß seine Knie schlottern.

„Vater!“ Er will zu ihm hinstürzen. Der Alte wendet sich ab, und seine vorgestreckte Hand starrt wie hundert Lanzen.

„Weg! Weg! Zerbrich deinen Degen! Sag dich doch los von uns!“

„Aber jetzt . . . der Gesandte . . .“

„Ja. Downing ist weg. Wir haben alles zugestanden. Aber nun sei es zu spät, hat er uns sagen lassen.“

115.

Der Kriegsbeginn zögert sich hin.

Am 28. März tut Karl II. eine Kundgebung, nach der England sich mit der Republik im Kriege befindet.

Am 6. April läßt Ludwig XIV. eine Denkmünze ausgehen, auf der zu sehen ist, wie die strahlende Sonne die Dunstschwaden über moorigem Lande aufzehrt. Die Umschrift heißt: „Evexi sed discutiam“; das will sagen: „Ich habe sie emporgezogen, aber ich werde sie wieder zerstreuen“. Am gleichen Tage wird im Haag die Kriegerklärung Frankreichs übergeben.

So wurde es erwartet. Der Prinz ist bereits zum Generalkapitän — zunächst nur für diesen einen Feldzug — ernannt worden. Die Oranische Erbtugend, die angeborene Feldherrnschaft, auf die alle felsenfest vertrauen, und die Kriegskunde des Grafen Johann Moritz und Paul Wirtzens sollen seine Unerfahrenheit ausgleichen. Kornelius de Witt und Beverning sind zum Heere bevollmächtigt. Der Rheingraf von Salm befehligt die Reiterei, Herr von Zullstein das Fußvolk, Graf Horn das Geschütz. Pain-et-Vin ist Generalquartiermeister. Generalkommissare sind Graf Montbas, Königsmark und Aylva. Andere Generale heißen: van Weldern, von Stirum, Kirkpatrick und Fürst von Nassau-Saarbrücken.

So stehen sie an der Eyßel.

Ludwig selbst rückt von Charleroi und Sedan heran. Turenne und Chamilly kommen die Maas herunter nach Mastricht. Condé

rückt durch das Kölner Land, will über den Rhein nach Wesel. Rees, Emmerich, Dutinchem, das alte Groll — alle Festungen gehen fast unverteidigt in Feindeshand. Wie ist es mit Oraniens Ruhm und angestammter Kunst?

Ist die Eyßel zu halten?

Guiche und Condé gehen beim Zollhaus über den Rhein — hier ist Montbas vorzeitig gewichen, hier wird Wirtz mit der Reiterei geschlagen, hier führt verzweifelter Heldenmut die Fußtruppen zur Vernichtung. Turenne erscheint vor Arnheim. Der Prinz kann auch die Eyßellinie nicht mehr halten. Da Utrecht sich weigert, ihn aufzunehmen, muß diese Stadt und das Gelderland gleichfalls preisgegeben werden. Der Feind brandet von Westen her an die Grenzen Hollands.

Köln und Münster besetzen Obereyßel und Achterhuk, Deventer, Zwolle und Kampen. Drei Provinzen von den sieben sind bereits verloren.

Am Morgen des 11. Juni wird Herr von Montbas in Diren verhaftet. Sein Abzug vom Zollhaus, wo er dem Feinde den Rheinübergang hätte wehren sollen, erscheint als die erste, als die einzige Ursache des ganzen unabsehbaren Unheils. Man bringt ihn nach Ütrecht, wo das wütende Volk ihn totschlagen will; dann ins Lager zu Wurden, wo ihm der Prozeß gemacht wird.

Der Prinz wohnt beim Müller von Wurden; so ist er von überall her leicht zu finden. Das weiß auch der Feind, und ein paar langatmige Geschosse haben sich lahm und müde in der hohen Mühle niedergelassen. Aber die ist nur Mahlgehäuse. Die Wohnung liegt, wenig entfernt, in sicherer Mulde.

Das Krieggericht soll hier zusammentreten. Montbas ist in der Nähe, gefesselt, in unwürdiger Bewachung. Der Profoß schläft bei ihm im Zelt. Man müßte ihn vorladen. Aber Wirtz, der das Verfahren leitet, weiß sehr genau, weshalb er den Angeschuldigten nicht vorruft. Nicht einmal einen Verteidiger hat man ihm bewilligt. Es ist eben ein Kriegs-„Gericht“.

Wirtz ist noch allein beim Prinzen.

„Hoheit sollten jetzt einen kurzen Ritt tun. Der Tag ist sehr angenehm. Die Herren kommen erst in einer halben Stunde, und dann — mögen sie doch ein Weilchen warten! — Auch ich fand keine Ruhe heut nacht. Aber der Morgen hat mich ganz erfrischt. — Hoheit könnten auch fischen. Es ist hier ein vorzügliches Hechtwasser, dicht hinter der dritten Linie, völlig sicher . . ."

Die Geste, mit der der Jüngling ablehnt, ist zugleich zornig und kummervoll.

„Was fällt Ihnen ein, Herr Wirtz? Hinter der dritten Linie . . . Sie werden scherzhaft. Sagen Sie mir lieber, wie wir wieder vorwärtskommen!"

Der Feldmarschall verneigt sich und tritt einen Schritt zurück. Der Prinz schließt die Augen, legt den Kopf hintenüber und ächzt. Nach einer Weile beginnt er leise:

„Wissen Sie, daß Prinz Condé verwundet ist? Daß der Herzog von Longueville vor den Augen des Königs gefallen ist? — Und ich? Wir gehen zurück. Wir gehen zurück. Ein paar Stückschüsse. Dann heißt es wieder: wir gehen zurück. Sie nennen das ‚strategisches Erfordernis', Herr Wirtz . . ."

„Hoheit verzeihen: ich nenne es vor allem ‚politisches Erfordernis'. Darf ich Hoheit gehorsamst daran erinnern, daß alle Siege wertlos wären, solange die Staatsform nicht geändert ist? Geändert wird sie erst, wenn die Kontorherren und Rechtsgelehrten uns auf Knien bitten, Amsterdam zu schützen. Eher nicht."

Der Prinz ist jetzt von diesen gewalttätigen Anschauungen so durchtränkt, daß er nicht zu antworten wagt. Eher traurig und verzweifelt klingt es:

„Als wenn sie unser Spiel nicht durchschauten!"

„Durchschauen? Unser Spiel? Haben wir denn bloß gespielt? Sind wir — freiwillig zurückgegangen?"

„Da! Also! Nun sagen Sie es selbst! Natürlich! Wie wäre es denn anders? Das Heer ist geschlagen, immer wieder geschlagen. Und wer ist daran schuld? Sollen es erst die auseinandergesprengten Truppen in den Städten herumerzählen, um sich

zu entschuldigen? — Soll der Ratkanzler vor die Versammlungen hintreten: Seht Ihr? Wäret Ihr mir gefolgt? — Sollen Wilhelm und Moritz und Friedrich Heinrich an mein Bett kommen: Ein schöner Generalkapitän! Wir haben mehr Siege erfochten, als du Monde zählst. Aber nach der Krone haben wir nicht gegriffen! — Wie gut, daß meine Mutter schon solange tot ist. — Und der Oheim, lieber Herr Wirtz, Sie kennen ihn nicht und seine Witze! O, ich weiß, ich weiß sehr gut, was ich zu tun habe."

Der Feldmarschall blickt ihn schweigend an. Dann geht er zu ihm und legt seinen Arm um seine Schulter. Der Prinz hält kinderstill.

„Hoheit — ich will ihn zermatschen wie eine Schnecke."

„Wen?"

„Der an all diesem schuld ist — der unseren Prinzen so in Selbstverkennung getrieben hat. Das ist nun das Schlimmste. Das soll er büßen! Das soll er büßen!"

„Aber wer denn?"

„Wer? — Montbas!"

„Montbas? Ach — Montbas!"

„Jawohl, Prinz, der ganz allein! Das ist der widerlichste Verräter seit Judas."

„Weil er das Zollhaus aufgegeben hat? Mag sein, daß das der Anfang vom Ende gewesen ist. Aber daran war Montbas doch nicht schuld."

„Nicht schuld? Hoheit! Wer denn sonst?"

„Wir. Sie. Ich. Die Generalstaaten ... Sie wissen selbst, daß er fortwährend widersprechende Befehle bekommen hat; daß es schließlich hieß: tu, was dir am besten scheint; daß wir ihm jede Verstärkung — doch, doch! Er hätte sie haben können! — Daß wir ihm jede Verstärkung weigerten; daß wir das Regiment Aylva absichtlich zu spät kommen ließen; daß er im besten Glauben seine paar Schwadronen erhalten wollte. Warum hat man ihm zweideutige Befehle gegeben?"

„Warum, Hoheit? Um ihn zu prüfen! Weil er selbst verflucht zweideutig war! Ja, jetzt ist er es nicht mehr — jetzt wissen wir,

was mit dem Hund los ist. Ich, ich habe es immer gewußt. Sein Schwiegervater, der alte Grotius, hat schon wegen Hochverrates gesessen; Euer Hoheit erhabener Vorfahr kannte die Leute. Sein Schwager Peter de Groot ist der innigste Busenfreund des Ratkanzlers. Pfui, das Schmarotzernest!"

Jetzt kommen die vier Herren, die das Kriegsgericht bilden. Es sind Zullstein, Graf Stirum, Gardeoberst Gravemur und Oberst Graf Flohdorf. Stumme Begrüßung. Dann nimmt der Prinz das Wort:

„Meine Herren, Sie haben über den Generalkommissar Grafen Montbas nachgeforscht. Ist er schuldig, wider Befehl und Ehre vor dem Feinde seinen Posten verlassen zu haben, oder nicht?"

Herr von Zullstein, als der Älteste antwortet:

„Er ist schuldig."

Der Prinz seufzt tief auf, und die Herren sehen seine Erleichterung wohl.

„Welche Strafe ist beschlossen?"

„Enthebung von allen Kriegämtern. Verlust der Offizierwürde."

„Ah!"

Jetzt blicken alle mit tiefstem Erschrecken auf den Prinzen. Sein Gesicht wird leichengelb und verzieht sich, als wolle er weinen. „Nur scheinschuldig?" Schwankend geht er zu seinem Feldbett, setzt sich vorgebeugt nieder und bleibt lange stumm. Niemand wagt, die scheußliche Stille zu bannen. — Dann hören sie den Prinzen mit fremder Stimme mühsam reden:

„Das Gericht hat den Grafen Montbas schuldig gesprochen. Ist das Urteil schon bekannt gegeben?"

„Noch nicht, Hoheit. Es bedarf der Bestätigung durch den Generalkapitän."

Und jetzt, etwas fester:

„Die weigere ich. Flucht wider Befehl und Ehre ist mit Degradierung nicht bestraft. — Das Gericht wird nochmals beraten. — Herr Wirtz, ich will ausreiten. Begleiten Sie mich? — Auf morgen um diese Zeit, meine Herren!"

Die beiden gehen. Und jene vier Herren geloben sich, über das Ersturteil ewiges Stillschweigen zu halten, und beschließen:

Graf Montbas wird wegen Flucht vor dem Feinde wider Ehre und Befehl zu Enthebung von allen Kriegämtern, Verlust der Offizierwürde, fünfzehn Jahren Kerker und Einziehung der Güter verurteilt.

Sie wollen zu ihren Truppenteilen zurück. Draußen steht eine Ordonnanz und teilt mit: Graf Montbas hat auf unerklärte Weise vom ersten Urteil Kenntnis erhalten und ist entkommen. — Gravemur und Flohdorf blicken sich an. Von diesem Tage ab hat Flohdorf regelmäßig jeden Abend eine Stunde lang mit der Pistole nach der Scheibe geschossen. Aber Montbas hat ihn zu Paris im Zweikampf umgelegt. Gravemur hat die höchst schimpflich abgefaßte Herausforderung nicht angenommen und wurde an allen Höfen unmöglich.

116.


ieder hat der Ratkanzler, zusammen mit den Admiralen de Reuter und von Gent, eine Kriegflotte ausgerüstet. Sie liegt auf dem Tessel fahrtbereit.

Auf den Wunsch der Flaggoffiziere vertauscht Kornelius de Witt die Bevollmächtigung zum Heere mit der zur Flotte. Er geht mit de Reuter an Bord, um während des ganzen Seezuges die niederländische Staatsgewalt zu vertreten.

Sobald die Kunde kommt, daß die beiden feindlichen Flotten sich hinter der Insel Wight vereinigt haben, geht es in See.

Aber den ganzen Mai hindurch wird im Kanal gekreuzt. Nebel und Stürme verhindern ein Zusammentreffen mit dem Feinde.

Endlich, am 6. Juni kommt Nachricht, daß der Gegner in der Soulsbay vor Anker liegt. Man segelt hin, findet den Feind und greift an.

De Witt, von heftigen Gichtanfällen gepeinigt, sitzt inmitten seiner zwölf rotgekleideten Garden dem schwersten Feuer aus-

gesetzt an Deck und beobachtet den Gang der Schlacht. Drei seiner Leute werden neben ihm erschossen, drei andere schwer verwundet. De Witt soll den Generalstaaten berichten, ob alle Kapitäne die Anordnungen der Flottenleitung gewissenhaft und tapfer befolgen. Er wird Zeuge erlesener Heldentaten. Vortrefflich hält sich das Schiff, auf dem der junge Engel de Reuter kommandiert, obwohl der selbst durch einen Brustschuß verwundet wird.

Drei Freiwillige von Amsterdam zeichnen sich aus — alle drei Rechtsanwälte, Söhne bekannter Familien.

Gerhard Haßler hat auf eigene Kosten vierzig Matrosen mitgebracht; sie tragen roten Samt an den Mützen. Haßler kämpft unter Sweers und wird in der Schlacht getötet.

Konrad van Heemskerk hat fünfzig Matrosen herausgeführt; sie tragen blauen Samt. Er kämpft an Bord eines Admiralschiffes, höchst rühmlich, und bleibt unverwundet.

Johann vom Berg hat nur acht Matrosen, die sich durch grünen Samt unterscheiden, aufbieten können; aber die Unerschrockenheit, die er bei Kapitän Bont an den Tag legt, scheint selbst den schlachtvertrauten Seeleuten ganz ungewöhnlich. Auch er kommt unverletzt nach Hause.

Die erstaunlichste Leistung vollbringt wieder Kapitän van Brakel, derselbe, der vor Rochester die Kette als erster übersegelte. Mit seiner kleinen Fregatte und mit einem Brander fährt er ohne einen einzigen Schuß an Montagus Admiralschiff, den „Königlichen Jakob", heran und beschießt diesen Riesen eine halbe Stunde lang aus nächster Nähe mit unerhörter Hartnäckigkeit, obwohl sein Fahrzeug die Takelung verliert, er selbst verwundet wird. Der „Königliche Jakob" ist gefechtsunfähig; der Brander des Johann van Rhein gibt ihm den Rest. Montagu selbst will sich mit seinen zwei Söhnen in einer Jolle retten; aber diese kentert, und der Admiral ertrinkt.

Doch auch von Gent überlebt die Schlacht nicht. Er wird durch eine Stückkugel getötet. Sein Kapitän Panheusen führt das

Schiff weiter, und so, daß der Verlust während des Gefechts unbemerkt bleibt.

Das französische Geschwader unter d'Estrées wird vom Admiral Bankert bald in die Flucht gejagt.

Beide van Nees und Isaak Sweers zeichnen sich durch opfermutige Unterstützung bedrängter Kameraden aus; gerade daran hat es in früheren Seeschlachten häufig gefehlt.

Am Abend ziehen sich die Engländer auf ihre Küste zurück und kommen an den folgenden Tagen nicht wieder zum Vorschein. De Witt stellt Sweers und Bankert auf Seewacht und segelt mit de Reuter heim, um die Beschädigungen ausbessern zu lassen und Pulver einzunehmen.

Auf Befehl der Generalstaaten wird in Schooneveld eine allgemeine Flottenbesichtigung vorgenommen. Hier erkrankt de Witt so heftig, daß er gezwungen ist, Urlaub zu nehmen. Die Kommandeure Swart und Römer Flak erhalten Befehl, ihn nach Dordrecht zu geleiten, wo er am 24. Juni eintrifft.

Dordrecht hat ihn um Pulver gebeten, das beim Heere, in den Städten und auf der Flotte empfindlich knapp geworden ist. Auf seinen Antrag unterbleibt der Abschiedsalut. Das so ersparte Pulver, mehr als dreitausend Pfund, bringt er seiner Vaterstadt mit.

117.

Kornelius de Witt findet Dordrecht in Aufruhr. Schon bei der Einfahrt sieht man eine dunkle Rauchblase über dem Hafen hängen. Der Lotse erzählt, ungern und vorsichtig:

Vorgestern hat eine Rotte Hafenarbeiter sich nach der Mittagpause geweigert, die Löscharbeit wieder aufzunehmen. Unter der Anführung eines gewissen Krein sind sie von Höft zu Höft gezogen und haben noch mehrere andere Schauermanngruppen bewogen, es ihnen gleichzutun. Auch Werftarbeiter, sogar Matrosen von den Schiffen, die schon in Heuer standen, haben sich ihnen angeschlossen. Ihre erste Tat war, die Lagerhäuser

der Westniederländischen Fischereigesellschaft in Asche zu legen. Von dort kommt noch der Qualm. Da der Wind von Land steht, spüren die Ankreuzenden den widerlichen Fischbrandgestank jetzt deutlich. Dann sind die Meuterer, immer stärker an Zahl, immer wilder in Gebrüll und Drohung, vor das Rathaus gestürmt. Alle Wachleute und Sicherheitkräfte waren jählings verschwunden. Die Strafakten-kammer und die Stadtkasse sind geplündert. Im Zimmer des Bürgermeisters — das ist Herr Kornelius immer noch — hat man sein eigenes Bildnis herabgerissen, da das Chathamsieger-bild, das früher im Sitzungsaal hing, schon vorlängst beseitigt ist. Nun mußte also das Bildnis herhalten. Man hat es gegen Abend mit ausgestochenen Augen und blutbeschmiert an der Schindangerplanke hängen sehen und während der Nacht beseitigt.

Die wilde Horde ist dann, mit Brechstangen und Beilen be-waffnet, zum Hause des Zweitbürgermeisters Halling gestürmt. Die Haustür wurde eingeschlagen, das ganze schöne Haus aus-geplündert und zerstört. Daß man die Familie Halling nicht schlachtete, sondern während der Plünderung mit gespannten Pistolen im Keller festhielt, läßt darauf schließen, daß durchaus nicht nur der Abhub der Bevölkerung an dem Aufruhr beteiligt war, sondern daß auch besonnene, vielleicht sehr zielbewußte Personen dabei mitwirkten.

Erst als man vorm Hause des Herrn Schweindrecht Sturm und Plünderung zu wiederholen versuchte, waren die Bürger-schützen zur Stelle. Auch die freiwillige Feuerwache rückte in diesem Augenblick, im Fackellicht, unter fortwährendem Hörner-ton, mit blitzenden Äxten, im Sturmschritt an . . . Da verzog sich der Pöbel. —

Der Wagen, der den Landvogt erwartet, ist von bewaffneten Reitern umgeben. Die Hafenmauer wird sorgfältig bewacht.

Herr de Witt wird an Land getragen und fährt nach Hause.

Am Rathause sieht er die zertrümmerten Fensterscheiben. Die Uhr steht. Der Platz ist menschenleer. An allen Straßenecken hält eine starke Bürgerwache. Vor seinem Hause ist das Pflaster auf-

genommen; das gefährliche Steinwerk hat man fortgefahren. Es hat den ganzen Morgen geregnet. Der Wagen muß weit vor dem Hause halten. Die Sänftenträger sinken tief in den nassen Lehm des Straßengrundes.

Endlich ruht Kornelius in seinem Schlafgemach bei Kerzenlicht, obwohl es früh am Tage ist; denn alle Läden sind geschlossen, die Fenster überdies mit Matratzen gesichert.

Seine Gattin kommt für einen Augenblick an sein Lager. Sie ist selbst infolge der Aufregung und der Sorge um den Abwesenden schwer erkrankt. Da sie ihn sieht, bleich, bärtig und verfallen, weint sie laut auf und wird von der Wärterin schnell hinausgeführt. Kornelius hat ihr mit der Hand gewinkt. Der starke Mann hat kein Wort herausbringen können.

In der Ruhe und Pflege seines Hauses erholt er sich rasch. Auch die Gichtanfälle lassen nach.

Da in der Stadt mehrere Tage alles ruhig bleibt, ordnet er selbst an, daß die ständige Straßenwache, die eines freien Bürgertums unwürdig ist, zurückgezogen wird. Nur in den Kirchen und in einigen öffentlichen Festsälen bleiben dauernd stärkere Abteilungen der Bürgergarde in Bereitschaft.

Inzwischen empfängt Kornelius einen Brief von seinem Bruder, der ihn über die umlaufenden Verleumdungen unterrichtet. Der Ratkanzler soll mit Ludwig XIV. in stillem Einverständnis sein; von den Geldern für Geheimbriefwechsel, die nicht verrechnet werden, habe er ein Vermögen erspart. Absichtlich habe der Landvogt von Pütten bei Soulsbay das französische Geschwader unzerstört entweichen lassen und sei garnicht wegen Krankheit von der Flotte gegangen, sondern wegen handgreiflicher Verzwistung mit de Reuter. Und was dergleichen mehr ist. Johannes bittet den Bruder, sich nicht vom Ärger über diesen Unsinn zu heftigeren Verordnungen hinreißen zu lassen. Solche Dinge seien unausweichlich in schwerer Zeit und würden in sich selbst zusammensinken.

Kornelius schüttelt nur, in Verwunderung, den Kopf und läßt den Brief beiseite legen.

Spät am Abend, gegen elf Uhr, wird stark an das Haustor geklopft; aber niemand ruft. Der Kutscher, erfahren und beherzt, läßt die späten Gäste klopfen, bringt schnell die Dienerschaft zusammen, verteilt ein paar Waffen und schickt einen kecken Burschen, der ihm bei den Pferden dient, durch den dunklen Garten auf Umwegen zur nächsten Bürgerwache. Dann öffnet er ein Straßenfenster und unterhandelt mit den Kömmlingen. Es sind vier unbekannte Kerle, die unter allen Umständen den Landvogt sprechen wollen.

Der Herr sei krank und so spät nicht mehr zu stören.

Einerlei — es müsse sofort geöffnet werden; es handle sich um eine Sache von größter Wichtigkeit . . . aber da verrät sich die herbeieilende Bürgerwache durch zu lauten Tritt, und da sie, in der Absicht eiligster Hilfeleistung, versäumte, beide Straßenrichtungen zu nehmen, können die vier Burschen im Nachtdunkel entkommen.

118.



Eines Abends, gegen Ende des Juni, kurz vor Mitternacht, wird Doktor Ingwersen, der auf der Hohen Neustraße im Haag wohnt, zu einem Kranken am Grünmarkt gerufen. Es ist ein schwerer Fall. Er läßt die alte Magd, die ihn herausgeklingelt hat, eintreten, damit sie in seinem Hause übernachte, wie er es bei dem Kranken zu tun beabsichtigt, und eilt, da es sternklar und warm ist, ohne Laterne und ohne Mantel, freilich auch ohne Kragen und Handstulpen, fort. Wie er durch das Weihergehölz kommt, hört er aufgeregte Flüsterrufe: „Graaff! Graaff! Wo bleibst du denn?" Er ist ein unerschrockener Mann, aber fast zwergenhaft von Gestalt und ohne Waffen. Auch ist seine eigene Pflicht dringend. Er fühlt mit allen Nerven, daß hier eine Untat im Werke oder soeben geschehen ist. Er bleibt steinstill an seinem Platze, bis die Gefahr vorüber scheint, und läuft dann so schnell wie möglich nach dem Hänflingdamm und weiter nach dem Grünmarkt.

Er rettet den Kranken; und wie er am anderen Morgen, nicht

sehr früh, gemächlich und mit sich wohlzufrieden über den Hänflingdamm heimwandert, sieht er vor dem Hause des Ratkanzlers das Straßenpflaster mit Stroh bestreut und eine lautlose, offenbar tieferschütterte Menschenmenge. Er erfährt, daß Johann de Witt gestern Abend, aus der Staatensitzung heimkehrend, im Weihergehölz durch einen Mordanschlag schwer verwundet wurde.

Er geht ins Haus. Andere Ärzte und die Stadtbehörden sind versammelt. Soeben wird Meister Heinrich Verhuf, ein Goldschmied des Ortes, verhört.

Er hat heute früh, kurz nach Tagesgrauen, einen Menschen, blutüberströmt und ersichtlich sehr verstört am Weiher herumirren sehen, hat ihn angehalten und gefragt, woher er denn komme, so blutig? Das sei Nasbluten, habe jener geantwortet. Indem seien andere Bürger dazugekommen, und man habe den Verdächtigen nach der Hauptwache geführt. Schon unterwegs sei er in Tränen ausgebrochen und habe immerfort gejammert: laßt mich doch laufen! laßt mich doch laufen! sonst bin ich des Todes. Damit habe er ja schon ein Geständnis abgelegt. Seinen Namen habe er nicht angeben wollen, bis jetzt habe ihn auch keiner erkannt; aber in seinem Mantel sei „Lewin van Deik" eingestickt gewesen.

Während nun Ingwersen seine Beobachtungen zu Protokoll gibt, wird der Verdächtige geholt und zugleich eine Haftwache nach dem Hause jenes van Deik beordert.

Der Gefangene, immer noch blutig und weinend, eine jämmerliche Erscheinung, wird vorgeführt; die Herren erkennen mit Bestürzung in ihm Jakob van der Graaff, den Sohn eines hochangesehenen Mannes oranischer Gesinnung, der erst kürzlich mit seinem gesamten Vermögen nach Delft verzogen ist.

Die Haftwache kehrt zurück.

Lewin van Deik sagt aus, und das Bekenntnis van der Graaffs bestätigt es, daß er selbst an der Mordtat unbeteiligt sei. Vor Mitternacht seien Jakob und Adrian van der Graaff, ferner der Postmeister Adolf Borrebag und Kornelius de Breun zu ihm

ins Haus gekommen und hätten erzählt, nach einer kleinen Zecherei sei ihnen auf der Straße ein Trupp Betrunkener begegnet und habe Händel gemacht. Es sei gefochten worden, und einer von den Gegnern sei am Weiher liegen geblieben. Jakob van der Graaff habe dann seinen, van Deiks, Mantel geliehen und sei fortgegangen, um sich nach dem Verwundeten umzusehen. Die andern drei hätten kurz vor dem Eintreffen der Wache sein Haus verlassen. Wohin sie sich begeben, wisse er nicht. —

Die Ärzte haben den Verwundeten untersucht. Er ist durch vier Dolchstöße schwer getroffen, noch sehr schwach und nicht zu vernehmen. Lebensgefahr besteht nicht.

Die Behörden lassen sofort die verfügbare Reiterei satteln und alle Brücken und Landstraßen besetzen.

Auf den Kopf jedes der entflohenen Täter werden fünftausend Gulden ausgeschrieben; aber sie haben sich zum prinzlichen Heere geflüchtet und bleiben so den Gerichten entzogen.

Am 29. Juni wird Jakob van der Graaff enthauptet, obwohl man seine verführte Jugend bedauert. Es wird erzählt, der Frohn habe sich an ihm zweimal verhauen, was, wie immer, das niedere Volk aufs heftigste erbittert.

119.

Pastor Hochstraten ist durch einen Brief in verabredeter Sprache aufgefordert worden, mindestens zwei Geistliche ausfindig zu machen, die geneigt sein würden, den Prinzen von seinem Eide auf den Ewigen Erlaß zu entbinden. Hochstraten selbst ist zu sehr in das Aufruhrgewebe verstrickt, als daß er aus solchem Anlaß hervortreten dürfte. Nach langem Überlegen und einigem Verhandeln ist es ihm gelungen, die Herren Dibbetich und Frechem für das Unternehmen zu gewinnen.

Hochstraten weiß, daß der Prinz von den Eingeweihten in Dordrecht erwartet wird, ist aber sehr überrascht, wie er, heimschreitend, auf dem Rathausturm vor dem blauen Sommer-

himmel die Orangenfahne schwellen sieht. Er läuft ein paar Schritte, bis zur nächsten Ecke; aber dann merkt er, daß noch keine Begrüßung gemeint ist, sondern ein Zeichen zu neuem Aufruhr: unter der Oranienflagge steht eine gleich große, rein weiße. Die Bürger gaffen, den Kopf im Nacken. Ein Arbeiter rennt vorüber, erkennt den Geistlichen und raunt ihm zu: „Kiek! Oransch ist baben, Witt is ünnen." Und noch ist Hochstraten nicht in seiner Wohnung angekommen, da flattern fast von jedem Dach, von jeder Tür, von jedem Zaunpfahl, von jedem Wäschepfosten zwei Fähnchen oder Lappen: orange oben, weiß unten.

Wieder rotten sich die Aufrührer zusammen — diesmal gut beieinander gehalten und gut geführt. Drei oder vier Bürgerwachen werden überwältigt, die Waffen erobert, die Männer abgeführt; andere schließen sich an. Nur wenige Schüsse. Gar kein Geschrei. Aber die Zugänge zum Marktplatz, das Rathaus selbst, die Hauptstraßen, die wichtigsten Lagerhäuser, alles ist plötzlich von den Oranischen besetzt. Vom Hafen her werden zwei Kanonen herangeschleppt, vor dem Rathaus aufgebaut, auf die beiden Hauptplatzzufahrten gerichtet und geladen. Ein starker Posten bei jedem Stück und eine glimmende Lunte. Diesmal sind sie zum Äußersten entschlossen. Unheimlich still bleibt es in der Stadt.

Die Bürgermeister Halling und von der Burg sind schon in der Gewalt der Aufrührer. Man holt den Sekretär Meuß, die Herren Gräfe und von den Velden vom Rat der Achte, die Bürgerkapitäne Hogerwerff und Paff — Paff geht zu den Oranischen über, Hogerwerff wird mit Kolbenstößen herangejagt — und zwei Vertreter der Zünfte: die Herren werden auf einen Stellwagen gesetzt und in der Richtung auf Bothgrafen aus der Stadt gefahren.

In Bothgrafen ist jetzt das Hoflager des Prinzen.

Bis zum „Letzten Heller" gibt eine große Volksmenge, in stummer Entschlossenheit, dem Wagen das Geleit. Hier sprengen zwanzig bewaffnete Reiter heran, die im Stall des Gasthofes versteckt gewartet haben; im Galopp geht es über Land weiter.

Wieder ziehen paarweise Bewaffnete die ganze Nacht hindurch

die Straßen auf und ab. Jetzt sind es Prinzliche; und Kerle von verzweifeltem Aussehen schlenkern mit den Flinten und Partisanen. Fast niemand in der Stadt schläft; aber kein Fenster ist hell; kein Laut wagt sich über die Gasse.

Am anderen Morgen zieht der Prinz über Papendregt her ein. Er hat sich zuerst geweigert, da der Ewige Erlaß, den er beschworen, ihn binde. Aber man stellt ihm vor, daß nur seine Gegenwart Blutvergießen und Einäscherung von Dordrecht abwenden könne.

Schon weit vor der Stadt erwarten ihn seine Anhänger. Sie laufen neben dem Wagen her, und bei kurzem Aufenthalt tritt ein riesiger Mann in Schmiedstracht an den Prinzen heran mit der Frage, ob man ihm auch wirklich die Statthalterschaft angeboten habe.

„Ich danke euch; ich bin zufrieden," antwortet der Jüngling. Der Mann lacht geringschätzig: „Wir aber nicht, wenn Sie nicht sofort zum Statthalter gemacht werden."

Einer der Abgeordneten, der das mit anhört, meint, die Leute begütigen zu müssen. Er streckt den Kopf zum Wagenschlag heraus und ruft: „Es lebe der Prinz!"

„Verfluchter Schwindel!" wird ihm ins Gesicht gebrüllt, und schleunigst zieht er sein Haupt zurück. Es wird am Wagenschlag gerüttelt: „Wenn er nicht Statthalter ist, holen wir ihn heraus und sorgen dafür, daß er es wird."

Ein anderer sagt: „Hoheit, verlangen Sie, was Sie wollen. Ich werde sehen, daß die Sache in Schwung kommt."

Das letzte Wegende bis zum Rathaus geht der Prinz zu Fuß.

Die Behörden haben ihre Machtlosigkeit eingesehen. Da der Landvogt noch immer in seinem Hause krank liegt, empfangen die Altbürgermeister und ein paar andere Amtsherren den Prinzen und führen ihn in die Sitzung. Jetzt klirren die Scheiben vom Beifall und Jubel.

Der Prinz besichtigt dann die Befestigungen und die Lagerhäuser und nimmt im Gasthof „Zum Pfau" Wohnung.

Hier versammelt sich nach dem Essen der Stadtrat aufs neue. Der Sekretär Meuß verfaßt eine Urkunde, laut welcher die Stadt

Dordrecht den Prinzen zum Statthalter ernennt. Der weigert sich anzunehmen, seines Eides wegen. Aber Dibbetich und Frechem stehen schon bereit. Ein weißgedecktes Tischchen wird durch einen Kruzifix, eine Bibel und zwei brennende Kerzen zu einem Altar umgewandelt; hier wird Prinz Wilhelm von Oranien von seinem Eide auf den Ewigen Erlaß feierlich losgesprochen.

Die Meuterer wissen, wo der hartnäckigste Feind wohnt.

Kaum ist der Prinz zum Feldlager abgereist, da treten wieder bewaffnete Bürgersleute in den Rat und verlangen, die Ernennungurkunde solle von Vivien, dem treuesten Republikaner, und vom Landvogt mitunterzeichnet werden.

Vivien macht keine Schwierigkeiten; er ist Stadtkanzler und unterzeichnet als solcher, das heißt, als Diener seiner Regenten, nicht aus eigener Meinung.

Dann kommen sie zum Landvogt; der liegt zu Bett, und das Geräusch der andringenden Menge weckt ihn von der Straße her aus dem Schlummer. Im Augenblick ist das Haus voll von rasselnden Abenteurern. An der Tür des Schlafgemaches pflanzen sich zwei schußfertig auf; Halling und Meuß treten ans Bett. De Witt soll unterzeichnen. Er ist müde und etwas stumpf. Er weiß noch nicht, wie weit die Sache gediehen ist.

„Nein, Kinder," sagt er; „im letzten Seegefecht habe ich so viele Kugeln sausen hören — daran bin ich gewöhnt. Deswegen soll ich mit meinem Eide Possen treiben?"

Aber Frau Maria kommt weinend herein. Ihre Angst — denn so kennt er sie garnicht — macht ihn stutzig. Das Gedränge in seiner Krankenstube erstickt ihn fast. Das Herumpoltern und Sprechen, das Auf und Ab auf seinen Treppen — all das betäubt ihn. Er unterzeichnet; aber er fügt ein „v. c." hinzu, das heißt: vi coactus — mit Gewalt gezwungen. Das bleibt zuerst unbemerkt; jedoch ein pfäffisch aussehender Mann, den niemand kennt, läßt sich auf der Treppe die Unterschrift zeigen. Er findet den Vorbehalt und setzt es durch, daß die zwei Buchstaben wieder gestrichen werden. In Dordrecht hat Oranien gesiegt.

120.



m nächsten Tage begibt sich Ähnliches zu Rotterdam, zu Leiden, zu Delft, zu Tergau, zu Haarlem. ... Hier glaubt man, der Ratkanzler weile im Hause des Herrn Seipenstein. Das wird erstürmt und, da man den Ratkanzler nicht findet, mit Wut geplündert. Überall werden die republikanischen Behörden vergewaltigt und mißhandelt. Wer sich zur bürgerlichen Freiheit bekennt, gilt als Vaterlandverräter und wird unschädlich gemacht.

Leiden ist die Stadt, die den Antrag stellt, den Ewigen Erlaß abzuschaffen. Am 2. Juni ernennen die Staaten von Seeland, am 3. die von Holland und Westfriesland den Prinzen zum Statthalter. Und Vivien ist unter denen, die — mit geballter Faust und mit Tränen in den Augen — den Prinzen zur neuen Vereidigung in die Staatenversammlung geleiten müssen. „Fürsteneid! Wieder ein Fürsteneid!" flüstern sie sich zu. — So ist die Grundlage der neuen Staatsform.

Johannes de Witt wird noch einmal aufgefordert, im Dienst und Vorteil des Prinzen sein Ratkanzleramt zu führen. Daraufhin erbittet er von den Staaten seine Entlassung.

121.



uf „Libertät" liegt eine Schwadron Münsterkürassiere. Seit ihre Gewalttätigkeit zu fürchten ist, hat der alte Bredenbeker viel zurückgewonnen. Fast ganz gelähmt war er, zu müde zum Kauen. Als die Hufe über seine Hofsteine heranklapperten, hat er kaum den Kopf gehoben. Der Verwalter kam, ihm Entsetzen und Aufregung zu bringen ... Bredenbek hat ihm überhaupt nicht geantwortet, nur bitter gelächelt. Wenig später hat die Hühnermagd gewaltsam gekreischt. Das zitterte noch über die Strohdächer hin, da stand der Gutsherr schon bei seinem Federvieh und fragte mit tönender

Stimme, was los sei, barsch und grob, wie ein Herr muß. Es war nur um einen Hahn in den Fäusten eines westfälischen Wachtmeisters. Diesen Vogel gab Bredenbek verloren; aber dann ist kaum noch unliebsames vorgefallen, und er selbst scheint vom Morgengrau bis in dunkle Nacht hinein in Ställen und Wäldern, auf der Landstraße und im Schulzenhause allgegenwärtig. Fünfzehn Jahre seines Alters sind von ihm genommen.

Wenn er jetzt müde und versonnen am Tische sitzt und beim Öllicht Gutsrechnungen durchliest oder auch alte Briefe, dann ist die Ermattung vom scharfen Reiten und vom strengen Wirtschaftdienst, nicht greisenhafte Erschlaffung.

Die Schaffnerin, die ihm das Nachtessen auftrug, hat ihm angekündigt, sie gehe über Nacht ins Dorf zu ihrer Schwester neuem Kinde. Abräumen werde die Jungmagd, die sie vorgestern eingestellt und bereits zu allem angewiesen.

Bredenbek hat Teller und Becher zurückgeschoben und liest. Das Mädchen ist geräuschlos hereingekommen und hat das Geschirr auf dem Tragbrett geordnet. Da sie geht, blickt er zufällig auf, und irgend etwas in ihrer Haltung veranlaßt ihn, kaum daß er sich dessen bewußt wird, der neuen Dienerin mit kurzem Anspruch das Haus freundlich zu machen.

„So — die Jungmagd! Wie heißt du, Kind?"

„Kornelia." Sie wendet sich kaum zurück und scheint sehr schüchtern. Das Lampenlicht reicht nicht hin bis zur Tür, wo sie steht. Ihre Stimme ist rauher, als die zarte Gestalt vermuten ließ, und enttäuscht ihn.

„So, Kornelia. Ein edler Name, obschon viel gebraucht. Wir hatten mehr als zehn Kornelien — in all den Jahren. Frau Marthe hat dir alles gezeigt? Du weißt Bescheid? Gut. Gefällt es dir bei uns? Was machen die Münsterschen? Man kann sie ertragen, nicht wahr? Ja, wenn nichts anderes als die Einquartierung uns drückte ... Nun, ich brauche nichts mehr. Gute Nacht, Kind."

Sie hat nicht geantwortet; dessen bedurfte es auch nicht. Sie geht hinaus, und Bredenbek liest weiter.

Ein theologisches Werk ist das — handelt vom Unterschiede der beiden Katechismen. Warum der Heidelberger faßlicher und vollständiger sei, als der Martinische, wird dargelegt.

Der Becher mit dem abendlichen Würzbier ist fast unberührt; gleichwohl fühlt Bredenbek rasch zunehmende Müdigkeit hinter den Augen. Auch dringt ihm die Luft nur kaum bis in die Brust hinab; als sei das Zwerchfell eine schwere Platte, die seinen Leib in zwei Hälften scheide, in eine leblose und eine noch eben atmende, denkende ... Das macht Beklemmung und Angst. Dann fühlt er ein Stechen im Kopfe; das Licht brennt plötzlich sehr dunkel. Er glaubt, mit Widerwillen, seinen Atem zu riechen und schmeckt einen unerträglichen Belag hinten im Halse. Dann schieben sich von den Seiten her schwarze Wände in das Blickfeld; er greift mit beiden Händen an sein Gesicht ... aber er weiß schon, daß das Bewußtsein von ihm geht.

Mehrere Stunden sitzt er leblos in seinem Stuhle. Die Lampe erlischt nach kurzem Aufblaken. Es ist dunkel und still.

Gegen elf Uhr kommt der Altknecht mit der Laterne herein, um Fenster und Türen zu sichern. Er findet den Herrn, erschrickt, stellt aber vorsichtig die Laterne auf den Tisch und legt das Ohr auf die Brust des alten Mannes. Der lebt — kein Zweifel. Der Bursche lächelt in herzlicher Freude und geht rasch und leise zu den Gesindekammern.

Bald darauf öffnet Bredenbek die Augen. Er liegt mit gelösten Kleidern auf einem Eisbärfell und wundert sich über das sonderbare Bett. Er zieht die Rechte an, verbrennt sich aber an etwas sehr heißem, hartem und stößt einen Schrei aus. Sofort beugen sich zwei Gesichter über ihn; ein weicher Arm faßt unter seinen Nacken; er fühlt sich gestützt und gehoben und kann sich aufsetzen. Man reicht ihm heißen Wein; und wie er trinkt, erkennt er das Zimmer und erkennt auch, die bei ihm sind: den Knecht und die neue Dienerin. Wie hieß sie doch?

„Dies ist ja eigenartig," sagt er.

„Der Herr ist wohl ein bißchen ohnmächtig geworden," meint der Knecht. „Kann ich jetzt ein Fenster öffnen?" Der mitleidige Ton ärgert den Alten beinahe.

„Was, ohnmächtig? Weiß der Kuckuck, das scheint so. Du kannst mich zu Bett bringen. Die Pfaffen mögen sich ein andermal fertigstreiten. — Ich habe Hunger. Habt ihr noch etwas zu essen?"

Das Mädchen ist schon hinaus. Sie hat alles bereit und kommt mit heißer Milch und etwas Brot zurück. Es schmeckt ihm. Am offenen Fenster erholt er sich ganz. Er glaubt, gesund zu sein, will aufstehen ... aber da merkt er, daß er die Beine nicht mehr strecken kann, und fällt in den krachenden Stuhl zurück, ganz hilflos.

Ein herzzerreißender Aufschrei, aber nicht aus seinem Munde. Er will sich umblicken; das ist ihm fast unmöglich. Er legt den Kopf zurück und schließt die Augen. Seine Gedanken sind ganz klar. Also doch ernsthaft, der Fall. Vorsicht, alter Herr! — Er hört hinter sich gewaltsam gedämpftes Schluchzen. Ein gutes Ding, diese Kornelia! Das macht ihm beinahe Mitleid mit sich selbst. Nun ist es also so weit! Noch ein paar Wochen herumsitzen, faul und nutzlos wie eine Brennessel, unsauber wie ein Säugling. Sehr lästig den fremden Händen. Und sonst — ja, sonst sehr einsam, sehr einsam! Er will nicht; aber er m u ß an das junge Weib denken, das dieser Kläglichkeit rechtzeitig auswich ...

Ob er noch sprechen kann?

„Jasper!" — Ja, es geht, ganz ohne Mühe. — „Bist du noch da?"

„Jawohl, Herr."

„Soll nicht morgen auf dem Glasberg der Grumtschnitt beginnen?"

„Wir dachten so, Herr."

„Also troll dich zu Bett. Du bist dafür verantwortlich, daß rechtzeitig angefangen wird."

„Aber, Herr ..."

„Nein, laß nur! Ich bleibe hier am Fenster. Wenn sie will, kann das Mädchen noch ein wenig bei mir bleiben. Nimm die Laterne mit! Gut auslöschen!"

Der Knecht geht. Jurian sitzt, regunglos, mit geschlossenen Augen. Hinter ihm, im Dunkel, kauert irgendwo die Magd.

Nächtlich stark kommt der Felderduft herein, von heißem Sand und von reifendem Roggen. Zuweilen klingt aus weiter Ferne ein sanftes Sausen. Jurian ist so von Lustgefühl erregt, daß er fürchtet, Beklemmung und Sinnesermattung könnten sich wiederholen. Deshalb beginnt er zu reden.

„Ja, Kornelia. Es ist gut von dir, daß du noch ein wenig bei mir aushalten willst: wir müssen wohl auf Zwischenfälle gefaßt sein. Indessen — du hast dich erschrocken, ich begreife das. Glaub nur nicht, daß es angebracht wäre, sich über mich zu grämen. Es steht schlecht in der Welt — ein übles Schauspiel. Man hängt ein paar Schleier um mich herum, da brauch ich nicht mehr so deutlich hinzusehen. Ändern kann ich ja doch nichts. Laß es nur, das Weinen! Oder hast du anderen Kummer? Erzähl nur; möglich tut es uns beiden gut."

„Nein," spricht sie, hart und kurz. Er vergißt sie schnell. — Aber er fährt fort:

„Mein armer Freund im Haag ist schlimmer dran als ich. — Das Vaterhaus brennt, man steht auf einem Hügel und blickt hinüber und streckt die Hände aus und möchte in seinen Armen das Feuer ersticken — aber man kann nur immer hinstarren, weiter nichts. Und dann sinkt das Dach herunter, und man muß weinen . . ."

„Er weint nicht. Er fühlt das Feuer in sich selbst. Es tut nicht weh. Es macht stolz und hebt hoch, wie ein Pfingstwind, wie ein Gotteslächeln." Das spricht die Magd. Ihre Stimme schwebt jetzt wie ein großer, stiller Vogel. Jurian fühlt ein seltsames Blühen; er ist jung und blickt über glänzende Gipfel hin — aber er ist auch ganz alt, er weiß, was hinter den Gipfeln ist und was sich in den Tälern birgt, und spürt nicht das mindeste Ziehen und Rufen. Es ist alles klar und gesichert. Er sagt:

„Er brennt; und er weiß es selbst, wie hell er leuchtet."

„Eine beschneite Fichte; die Mondscheibe fließt durch das Geäst. Man darf nicht hinangehen, dann zerfällt das Wunder."

„Man muß die Augen schließen, um das Bild zu fesseln und in sich fortzutragen. Woher weißt du das?" Aber darauf antwortet sie nicht. Sie sagt:

„Und später muß man den andern erzählen, wie das glänzte, wie schön es war ... Es ist so schrecklich, wenn man die Bilder im Herzen selbst zertrümmert hat."

Das berührt ihn tief, und er schweigt lange. „Die das tun, merken sie es denn? Und ertrügen sie es wohl?"

„O nein! Gewiß nicht! Es läßt sich nicht ertragen!" Das leidenschaftet herüber und braust um den einsamen Mann her. Irgendeine Ahnung macht ihn fragen:

„Wer das erlebt, der wird wohl verzweifeln und in den Schlamm gehen, bis er ertrinkt?"

„Nein, so nicht. Der wandert weit fort, hinaus in die Dünen, wo nur Meer ist und Himmel. Da wäscht er seine Augen mit Tränen, bis sie sehen lernen. Bis sie sehen lernen."

„Lernen sie das?"

„Meine Augen haben es gelernt."

„Und gaben dir neue Bilder?"

„Nein. Viel, viel schöneres: die alten wieder! Und nun verstehe ich sie."

„Da schaust du nun klar und scharf .... auf all unsere Armseligkeit."

Jetzt läuft sie heran und wirft sich an seine Knie — ich wußte es, denkt er.

„O Jurian! sprich nicht so! D e i n e Güte habe ich immer gefühlt, immer! Es ging ja garnicht um dich und mich."

„Um wen denn, Obilot?"

„Ich war kindisch und weichlich. Deshalb verstand ich ihn nicht."

„Und jetzt wollen sie ihn kreuzigen, weil in seinem Blute der unvornehme Tropfen fehlt, ohne den man nicht ‚Herrscher' ist."

„Wir werden viel weinen müssen. Darf ich bei dir bleiben, Jurian?"

Da beugt er sich nieder, bis seine Stirn auf ihrem Scheitel ruht, und seine Hände fassen an das liebe Haupt.

122.



un? Das ist ja rasch vonstatten gegangen!"

In frecher Einfalt steht der Dorfbalbierer vor dem Geistlichen. — „Sie haben mich nicht zu ihm gelassen."

Wütend rennt Hochstraten im Zimmer auf und nieder und murmelt vor sich hin.

Heut ist der 8. Juli. Die Zeit vergeht, und auch dieser Anschlag scheint fehlzuschlagen. Es muß noch einmal versucht werden.

Aber der Mann weigert sich zu gehen. Schon gestern war er im Hause des Landvogts und wurde abgewiesen. Heute früh ging es ihm ebenso.

Überdies hat er sich anders besonnen. — „Es ist mir peinlich", sagt er.

„Peinlich? Ihnen?"

„Ja. Der Landvogt wird mich wiedererkennen."

„Natürlich wird er das. Die Geschichte ist ja kaum zwei Jahre her. Aber gerade deshalb wird er wissen, daß Sie der richtige Kerl sind."

„Aber er geht ja doch nicht drauf ein."

„Wissen Sie das? Und wenn auch —! Können Sie lesen?"

„Nur Gedrucktes, Ehrwürden."

Hochstraten seufzt geringschätzig. „Also sperren Sie Ihre Ohren gefälligst auf!" Und dann liest er ihm einen Brief vor, in dem er, Hochstraten, Seiner Hoheit dem Prinzen Wilhelm mitteilt, heut, am 8. Juli, gegen Mittag, sei ein Mann namens Wilhelm Tichler, Barbier im Dorfe Petershöh, ihm bis dahin unbekannt, zu ihm gekommen und habe ihm in Gewissensangst gestanden, daß der Landvogt ihn zu einem Mordanschlage auf den Prinzen habe dingen wollen. Usw. — „Haben Sie das begriffen?"

„Nein." Der Mann glotzt aus großen Augen und schlägt sich aufgeregt mit der Kappe auf die Schenkel.

„Esel! Also tu, was ich dir sage. Du gehst sofort wieder zum Landvogt und bestehst darauf, daß sie dich vorlassen. Du sprichst mit de Witt unter vier Augen. Dann — einerlei, ob er auf deinen Vorschlag eingeht oder nicht — in jedem Falle, in jedem Falle, marschierst du sofort ins Lager und gibst diesen Brief beim Prinzen ab. Das weitere ist dann meine Sorge. Wenn der Prinz dir etwas gibt, davon brauche ich nichts zu wissen. Aber besauf dich nicht, damit du die Sache nicht im Rausch verkohlst. — Raus! Los! Worauf wartest du?"

„Ehrwürden, nein. Nein. Nein. So etwas tu ich nicht. Zweihundert Gulden . . ."

„Keinen Kreuzer erhältst du mehr. — Aber weißt du was, mein Freund? Du denkst, wir wären so dumm und glaubten, Hanna Ewalds sei die einzige gewesen. Nein, so dumm sind wir keineswegs. Hier, siehst du diese Urkunden?" Er wiegt ein ganzes Heft von Schriften in der Hand. „Das ist Meta Hardorf. Das ist Klärchen Rieß. Das ist die Frau des blinden Küsters. Nun, verstehst du mich? Das ist die elfjährige Lise Engelbrechts. Jawohl Du meintest, im Boot ist man ganz allein, und das Schilf hat keine Ohren. Einmal bist du mit Geldstrafe und Kirchenbuße davongekommen. Weißt du, was auf Rückfall steht? Ich sehe, daß du es weißt."

Der Bader schlottert so wunderlich, daß Hochstraten lachen muß.

Tichler nimmt den Brief, den er dem Prinzen bringen soll, und geht.

Er wird wieder abgewiesen. Der Landvogt ist immer noch bettlägerig. Aber die Angst macht den Bartscherer hartnäckig. Man muß ihn zuletzt hinaufführen. Die Frau des Hauses hat von dem unheimlichen Besucher gehört. Nach allem, was schon vorgefallen, will sie ihren Gatten nicht ohne Schutz lassen. Die Kammertür wird nur zum Schein geschlossen. Ein Diener und der junge Jakob

de Witt stehen horchend bereit, um zuzuspringen, wenn die Sache gefährlich wird.

Aber es ereignet sich nichts. Die Unterhaltung mit dem Fremden dauert nur wenige Minuten. Der Landvogt ist sehr erstaunt, den bestraften Frauenschänder, den er selbst der Gerechtigkeit überliefern mußte, an seinem Bette zu sehen. Ehe der noch den Mund auftut, ruft er ihm zu:

„Wenn Sie etwas anständiges vorzubringen haben, können Sie reden. Wenn Sie mir mit Schmutzereien kommen, werde ich sofort die Behörde benachrichtigen." —

Der Bader stottert einiges. Dann hört man ihn sagen: „Wenn Herr Landvogt die geheime Sache nicht hören will, muß ich gehen." Kaum, daß die Wächter sich zurückziehen können, ist er schon draußen.

Er geht zum Lager. Da er den Prinzen nicht antrifft, übergibt er Hochstratens Brief an den Hausmeister Albrantswart, der ihn an Herrn von Zullstein weiterbefördert. Tichler wird festgehalten. Der Prinz läßt ihn dann nach dem Haag kommen und schickt seine Aussage an den holländischen Höchsten Gerichtshof.

Die Sache wird dem Provinzanwalt Reusch übergeben, und am 24. Juli wird der Landvogt von Pütten durch den Oberpolizeimeister in Dordrecht verhaftet und als Gefangener ins Schloßgericht im Haag eingeliefert.

123.



as französische Heer steht bei Ütrecht. Bernt Noeleburg ist mit unter denen, die hier Wacht halten.

Ein paar Tage lang ist der Prinz mit Wirtz und Johann Moritz auf Besichtigung zugegen; und für einige Stunden trifft auch Bernt die Ehre, vor dem Zelte seiner Hoheit Posten zu stehen.

Man vernimmt da draußen jedes Wort, das hinter der dünnen Tuchwand gesprochen wird.

Kurz nachdem Bernt den Posten bezogen, werden zwei Sendboten von Groningen gemeldet, die dem Prinzen hierher nachgereist sind.

Was Bernt anhören muß, peinigt ihn so, daß er abends mit Fieber, von stechendem Kopfschmerz fast betäubt, in sein Quartier kommt.

Die Groninger bringen einen Gruß von ihrem Kommandanten Rabenhaupt. Sie erzählen, wie die Münsterländischen bis zu ihrer Stadt vorgedrungen sind; der Verräter Schulenburg hat ihnen den Weg gewiesen. Aber Rabenhaupt hat seit drei Wochen die Befestigung der Stadt und die Einrichtung der Abwehrkräfte betrieben. Nur wenige Bataillone geschulter Truppen stehen ihm zur Verfügung; aber tapfere Bürger und heldenmütige Studenten sind eingetreten. Fast fünftausend Mann hat Rabenhaupt auf den Wällen. Das Geschütz ist gut; das Pulver reicht auf ein paar Wochen. Gelingt es, die Verbindung nach Norden, über das Damstertief, offen zu halten, so wird die Stadt nicht hungern. Als am 9. Juli der Feind in der Ferne erschien, sind die Schleusen geöffnet worden. Mit atemloser Begeisterung haben die Groninger von den Wällen, von den Dächern und Türmen aus den blanken Bundesfreund langsam, mit grauenhafter Unerbittlichkeit, rings aus der grünen Fläche aufquellen und herangurgeln sehen und das Wasser gesegnet.

Die Münsterschen haben nur Feldgeschütze; die tun über die breite Flut hin der Stadt nicht sonderlich Schaden. Woran es fehlt, das sind Pferde, um auf den hohen Landstraßen und Deichen den Wachtdienst aufrecht zu halten, rasche Ausfälle zu machen, bei einem etwaigen Floßangriff das Geschütz zusammenziehen zu können. Um diese Tiere, um eine Schwadron Rosse, läßt Rabenhaupt den Prinzen bitten ...

Es scheint, als wolle Wilhelm sie ihm bewilligen. Aber Bernt hört Wirtzens Stimme:

„Ich bitte, Hoheit wollen erwägen —!"

Der Prinz fordert ihn auf, zu reden; aber der Feldmarschall antwortet nur kurz: Abgabe von Pferden, Schwächung der Reiterei scheine untunlich.

Die Groninger sind bestürzt; sie werden erregt; machen Vorstellungen; bitten ...

Noch einmal will der Prinz nachgeben.

Aber Wirtz spricht, mit der schneidigen Entschiedenheit, die dem Offizier angewöhnt wird, damit er unter allen Umständen willensstark und entschlossen scheine:

„Gefährdung der östlichen Linie steht gegen Gefährdung der westlichen. Dort könnte die Stadt Groningen verlorengehen. Hier geht es um das militärische Ansehen Seiner Hoheit selbst. Die Folgen des einen oder des anderen Fehlschlages sind leicht gegeneinander abzuschätzen."

Bernt hört den Prinzen nichts entgegnen. — So etwas heißt jetzt: niederländische Geschichte!

Kurz darauf kommen die Sendboten der tapferen Stadt an Bernt vorbei. Er sieht ihre verzweifelte Niedergeschlagenheit, ihren Grimm. Er möchte auf sie zustürzen, ihre Hand fassen, mit ihnen gehen. Aber es sind Offiziere. Er muß präsentieren. Und verargt ihnen nicht, daß keiner ihm dankt...

124.

Der 13. Juli wird Abend.

Über Tessel und an den Festlanddeichen hängt bleiernes Grauen. Der Griff an der Kehle sitzt fest. Schon hebt sich die Keule ...

Sie wissen, daß die englische Flotte vor der Insel liegt und nur auf Strom und Wind wartet, um zu landen. Dann kommt der Gesamtangriff der französischen Truppen von Süden her. Dann ist alles aus.

De Reuter ist irgendwo, noch weit ab. Seine wenigen Schiffe sind klein; haben Mangel an Pulver. Des Prinzen Hauptleute haben viele Matrosen von den Planken heruntergeholt und in die Gräben gesteckt ... Das alles wissen die Leute von Tessel. Die Frauen sitzen in den Kirchen, blicken durch Tränen zu den ver-

streuten Schiffsmodellen auf, die von der Decke hängen: die haben früher Angst und Unglück von den Gläubigen abgewendet ...

Vom Haag sind, über Helder, ein paar Schwadronen Reiter angekommen. Was werden die ausrichten!

Die Männer sammeln sich in den Gemeindehäusern und in den Schänken, machen Anschläge, mahnen oder fluchen.

Andere stehen auf dem Deich; sie blicken der Abendsonne entgegen aufs Wasser hinaus.

Bald ist Hochwasser.

Der Feind nicht zu sehen — mit dieser Flut hat er es noch nicht gewagt.

Morgen früh!

Hier draußen redet niemand. Die Gesichter sind von Stein.

Ein Mann, der von Süden her den Deich entlang wandert, hält bei einem alten Fischer an; der starrt, wie die andern, auf die See.

„Wann ist Hochwasser?" fragt der Fremde.

Der Alte dreht den Kopf her, mustert ihn, spuckt aus und wendet sich ab. Der Mann wartet eine Weile; dann geht er weiter.

Er hat jetzt begriffen, weshalb die Kinder ihm wortlos ausweichen; weshalb die Mädchen das Gesicht verziehen, wenn er sie anzublicken versucht; weshalb die Frau, der er heute morgen einen Hering abkaufen wollte, so hastig ihren Korb an sich zog und schimpfte ... Von seinen Kleidern lesen sie seine Unehre.

Wie er in die Schenke tritt, vor Hunger nun fast ohnmächtig, hört das Gespräch auf. Am schmalen Tisch längs der Fensterwand sitzen die Männer hinter ihren Krügen; erstaunter Abscheu glotzt ihm entgegen. Solange er schweigt, wird man ihn dulden. Und ließen sie ihn reden von dem, was ihn erstickt — wer von diesen borkigen Eichbäumen verstünde das? Er versteht es ja selbst nicht mehr.

Ein jüdischer Hausierer sitzt beim Ofen allein, horcht in Angst und Kummer auf das Gespräch der Fischer und Bauern und ruft von Zeit zu Zeit hinüber, was er auf seinen Wanderungen im

Lande beobachtete. Keiner verhöhnt ihn. Sie blicken auf, wenn er etwas sagt, und nicken langsam mit den Köpfen.

Der Ankömmling nimmt einen Schemel und will sich mit am Ofen niederlassen. Nach einer Weile trinkt der Jude seinen Branntwein aus und erhebt sich. Die Männer am langen Tisch rücken schweigend zusammen und machen ihm Platz. Ihn kennen sie; sie billigen es sehr, daß er mit dem flüchtigen Kriegsmann keine Gemeinschaft haben will.

Es dauert sehr lange, bis die Schenkin Bier, Brot und dicke Suppe heranbringt.

Die Leute können nicht anders: sie reden von der Gefahr. Zuweilen weist einer von denen, die ihm den Rücken kehren, mit dem Daumen auf den Flüchtling. Dann fassen ihn mißtrauische Blicke. Niemand scheint ihn zu kennen. Niemand ahnt, daß er vor Jahresfrist hier in Westerhörn wochenlang auf Küstenwacht lag und Land und See genau kennt.

Vom Feldzug reden sie mit grober Wut. Es ist Verrat dabei — geht nicht mit rechten Dingen zu. Kundschafter und Überläufer sind eine zehrende Pest. Schamlos, wer sich gefangen gibt oder als Fahnenflüchtiger die Heimat befleckt. — Dann sprechen sie von einer Baake; der Fremde weiß, was sie meinen. Er selbst erschrak, als er es sah: den hölzernen Turm im Watt, der die Einfahrt in den Westerhörner Priel anzeigt, haben sie noch nicht zerstört. Jetzt ist es zu spät. Es sei denn ...

Welch ein Gedanke! Eiserne Wand birst. Heißes Licht flackert. Blut siedet. Des Vaters Schmach, die eigene schändliche Verwirrung — Aufzischen himmelan. Die Asche wie Silber! Sonst nichts mehr. Aber der Glanz bleibt ...

Der Mann faßt sich — überlegt. Der Plan schießt zusammen und überwältigt ihn. Bald! Gleich!

Der Gemeindediener tritt herein. Hastig, dennoch mit überlegener Würde. Baut sich in der Mitte des Raumes auf und verkündet:

Befehl des Küstenkommandanten. Alle Fahrzeuge, Ewer, Kutter und Jollen sind sofort im Fischhafen zusammenzulegen. Wer ein Boot zurückhält, macht sich des Landesverrats schuldig.

Der Fremde zuckt zusammen, tritt rasch an den Wirt heran, bezahlt seine Zeche und geht hinaus.

Während die Schiffer drinnen verabreden, wie dem Befehl am besten nachzukommen sei, setzt er seinen Plan ins Werk.

Es ist fast ganz dunkel, der Mond noch nicht herauf.

Der Deich ist jetzt leer; das Wasser beginnt abzulaufen.

Er braucht eine Säge, eine Axt und ein Riemenpaar. Er kennt die Werkstatt des Boottischlers, steigt binnen den Deich hinab, zwängt sich durch Hecken, klettert über eine Planke, dringt ein und entwendet unbemerkt das Werkzeug und die Riemen.

Draußen am Vorland hat er eine Jolle liegen sehen. Die Sehnen wollen reißen; aber er bringt das Fahrzeug zu Wasser, wirft die Riemen in die Dollen und rudert hinaus.

Niemand hat ihn gesehen. Nach wenigen Schlägen ist er in Sicherheit.

Daß es ihm gelingen wird, die Baake zu finden, daran zweifelt er nicht. Bald, wenn er schon weit vom Lande ist, wird der Mond ihm suchen helfen.

Das gewaltsame Rudern macht auch sein Denken frei und kräftig.

Es scheint ihm jetzt, als sei das alles von übermenschlicher Einsicht gewollt und wohlgeleitet: nächtlicher Überfall, Mord in den Betten, Gassengefecht mit Fäusten und Zähnen, brennende Kirche, umgewühlte Grabsteine, heulendes Geläute, Marienbild auf Hirnschalen zersplittert, wahnsinnige Stiere mit flammenden Hörnern, Teufel zwischen Glut und Scherben, Gewölbesturz, Flucht, Todesschrei der Rosse im Nachtwald. Der Oberst hat sich erhängt. „Herzbruch“ hieß das verlorene Dorf ... Und dann Zerrüttung. Hetzwahn. Nach Westerhörn! Sie ruft mich. Versteckt bei Tage. Schleichend bei Nacht. Hunger und Diebstahl. Nach Westerhörn! Ein Kerl, der in Helder das Boot weigert. Faustschlag.

Nach Westerhörn! Weshalb? — Besessenheit, teuflische Bezauberung!

Nein: Berufung. So löst er sich vom Wirrsal und rettet das Land.

Einen Augenblick hält er die Riemen still. Er hört die Dorfuhr über das Wasser her und zählt: elf Schläge. Er rechnet nach: gegen Mitternacht wird es mondhell; die Luft ist wolkenfrei. Bald nach zwei wird er die Baake erreichen. Ebbe bis zum Morgen. Eine Stunde vor Mittag ist Hochwasser; dann kommen die Engländer, wenn sie den Priel finden ...

Die Baake ist sehr groß, aus vielen, dicken Balken gefügt. Er wird arbeiten müssen, wie nie in seinem Leben.

Da es heller wird, blickt er um sich. Wirklich! Da vorn, ganz winzig noch, schwebt das dunkle Gerüst über dem Horizont —

Wie er die Baake erreicht hat, prüft er die Fangleine — sie ist lang; eine halbe Stunde oder mehr kann das Boot mit dem Wasser fallen. Er schlingt das Tau um einen Balken, nimmt Axt und Säge und klettert auf die Baake hinüber. Noch eine Viertelstunde muß er warten, um die Zerstörung tief genug anzusetzen.

Endlich ist es so weit. Er sucht für den Axthieb Standfläche und Hubweite; wo die Axt nicht ankommt, muß die Säge arbeiten. Die Schläge krachen ins nasse Holz; der Muschelbelag knirscht; das glänzende, glucksende Wasser sinkt rasch ab. Der erste Keilschnitt klafft. Der Mann richtet sich auf. Die Fangleine tiefer setzen! Blick nach dem Boot — die Stelle ist leer. Zuerst kann er nicht glauben, was er sieht. Aber dann finden seine Augen die Jolle: schon ziemlich weit draußen. Das eigene Gewicht, der zerrende Strom und die Axterschütterung haben die Vertäuung gelöst.

Der Mann greift nach dem Gebälk und hält sich fest. Seine Knie zittern, Übelkeit steigt ihm zu Kopfe. Er ist rettunglos verloren. Wenn er auf seinen Plan verzichtet, wenn er die Landmarke, die dem Feinde die Insel preisgibt, stehen läßt — es könnte wohl noch gelingen, übers Watt hin das Land zu erreichen. Zwei bis

drei Stunden Arbeit, um die Baake zu fällen — dann ist es zu spät.

Für eine Weile sind ihm Denken und Entschluß unmöglich.

Dann plötzlich steht ihm ein Bild aus alter Zeit vor Augen: der gute Vater vor unerbittlichem Gericht, erbärmlich und zerstoßen.

Seufzt tief auf. Greift wieder zur Axt und beginnt zu schlagen, verzweifelt, riesenhaft ...

Morgenrot, Dämmerung, Sonnenaufgang — nichts merkt er. — Es ist ganz hell. Fünf Uhr. In einer Stunde kommt das Wasser.

Axt und Säge sind fertig. Die Baake steht nur noch auf ihrer eigenen Schwere. Ein paar Fuß Flut, dann treibt sie ab. Die Einfahrt ist vernichtet. Wer ansegelt, läuft aufs Watt.

Der Mann hat daran gedacht, mit dem Gerüst, das sich schnell umlegen wird, zu treiben. Möglich, ja wahrscheinlich, daß der Flutstrom ihn zum Strande tragen wird. Er weiß, daß anders keine Rettung. Aber die ungeheure Anstrengung macht ihn toll: er reißt die Stiefel von den Füßen und rennt, rennt ... Der kalte Schlick spritzt auf ... landwärts! landwärts!

Daß die Baake noch steht, hilft ihm. Er blickt zurück, um die Richtung zu halten. Nach welcher Seite die See liegt, wußte er, ohne nachzudenken.

Länger als eine Stunde ist er schon gelaufen. Ganz klein ist die Baake geworden. Von der Küste ist nichts zu sehen.

Und jetzt überfällt es ihn: Sinnlos, Wahnwitz, vor der Flut her zu eilen! Noch wenige Minuten, dann schnappt sie nach seinen Fersen; dann klammert sie sich an seine Beine, steigt, steigt ... Neue Jagd. Vorwärts! — Er weiß, er weiß es, daß alles vergebens ist.

Unbegreiflich — aber die Angst weicht. Was ist das? Erlösende Ermattung? Geistesumnachtung? Oder — ein Wunder?

Er fühlt sich nicht mehr gehetzt. Er glaubt nicht mehr an Ertrinken. Ungeheure Wollust — Triumph, Gewißheit, heißes Erschauern, wonniges Leben ... Land? Land?

Nein. Nichts. Schlickwüste.

Einen Blick zurück. Immer noch steht die Baake winzig klein am Horizont aufrecht.

Aufrecht? Und die Sonne? Es ist hoher Morgen. Lange über sechs Uhr hinaus. Und die Baake steht fest? Schwankt nicht, schwimmt nicht ...?

Der Mann steht still. Zwingt sich zur Besonnenheit. Zwingt das Brausen in seinen Ohren zur Ruhe. Lauscht.

Er kennt das grollende, aufreizende Geräusch so genau ... immer näher ... immer näher ...

Nein. Garnichts. Totenstille. Die Baake steht fest, wie er sie verlassen. Schwimmt sie wirklich nicht? — Sie m u ß schwimmen. Es ist doch Flut ...

Sie steht. Kein Zweifel: das Wasser kommt nicht. Es wäre ja auch längst bei ihm, hätte es die Baake abgehoben.

Noch einmal prüft er die Sonne. Noch einmal rechnet er die Stunden nach. — Unbegreiflich.

Einerlei: Rettung! Leben! Vorwärts!

Die Ermattung ist weg.

Er läuft nicht mehr. Frischer Morgenschritt. — Er lacht laut. Jawohl, die Küste, da ist sie! — Ein grünlicher Schimmer. Land!

Der Streifen ist wieder fort. Die Ferne wird nah. Sind die Augen müde? Verfluchte Augen, ihr sollt —!

Die Luft ist weiß. Kälte weht heran. Der Bart ist naß. Kommt die See doch?

Angstvolles Horchen. — Nein, die See kommt nicht. Aber das — ist das —?

Nebel! —

Der Mann duckt sich nieder. Er weint.

Jetzt wird er irre. Angst verwandelt sich in Wehmut. Dann kommen Träume, sanfte Bilder, frohes Gefühl. Noch immer rührt er sich nicht von der Stelle.

Kindliche Himmelsvorstellungen trösten ihn. — Dann plötzlich, aufzuckende Klarheit, überirdischer Rausch: keine Flut! Gott rettet Holland! — Dann neue Dumpfheit.

Nach langer Zeit macht er sich wieder auf. Wandert. Eine Minute? Eine Stunde? — Weiße Schleier ... Weiße Schleier ...

Sie werden dünn. Neue Helligkeit! Sichtige Ferne!

Da ist der Deich. Ganz nahe. Menschengedränge. Glockenklang. Singt da jemand?

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Erregung auf den Deichen ist ungeheuer. Das beklemmende Wunder hält den Jubel in Bann. Viele schluchzen. Andere singen ein Kirchenlied. Viele sind erstarrt und erwarten nun statt der feindlichen Schiffe die Heerscharen des jüngsten Gerichtes.

Als der Nebel zerging, haben sie den einsamen Mann auf dem Watt erblickt. Durch das Fernrohr des Hafenmeisters haben sie gesehen, daß es der Flüchtling ist, der gestern zur Nacht im „Kruge" gesessen hat, und der Hausierer hat ihnen gesagt, daß der Mensch schon früher einmal hier im Dorfe hauste. Er wußte sogar noch, bei wem jener im Quartier lag, und so haben sie seinen Namen. Er heißt: van Messen. Dann haben sie entdeckt, daß ein Boot fehlt. Sofort wissen es alle: der verdächtige Flüchtling hat hinaus wollen, die Engländer zu holen. Jetzt irrt er auf dem Watt. Gott hat sein schimpfliches Vorhaben zunichte gemacht.

Die übermenschliche Seelenspannung kann sich entladen. Der Spion! Der Kundschafter!

Der Hausierer weiß obendrein von einem alten Mann im Haag, der hieß auch van Messen, und wurde um Landesverrat verurteilt.

Alle denken in diesem Augenblick nur noch an den Menschen da draußen, der aus weiter Ferne langsam herankommt. Sein Name klirrt über den ganzen Deich hin.

Zu den Schiffern, die das Fernrohr von Hand zu Hand geben, drängt sich ein fremdes Weib, eine ungefährliche Närrin, die von Zeit zu Zeit im Dorfe auftaucht. Man weiß, daß sie vom Bösen schwer angegangen wurde; aber sie hat tapfer widerstanden. Niemand kann ihr einen Hexenstreich nachsagen. Da hat der Namenlose aus Rache ihren Sinn verwirrt.

Schweigend läßt man ihr das Rohr. Aber in ihren zittrigen Händen bleibt der Kreis leer, sie sucht und sucht . . . dann läßt sie das Glas mit verzweifeltem Seufzer sinken. Mitleidig nimmt es einer und hilft ihr, den Mann in der Ferne darin einzufangen. Sie hat kaum hindurchgesehen, da schreit sie unmenschlich auf, stößt den, der ihr half, beiseite, rennt den Deich hinunter und quer übers Watt geradewegs auf den Verräter los. Aber sie ist noch weit fern von ihm, da knallt ein Flintenschuß, und der Fremde verschwindet.

Auch die andere ist niedergefallen. Alle blicken entsetzt nach ihr hin. Es ist, als griffe noch einmal eine krallige Hand nach diesem Weibe . . . .

Dann kommt sie ein wenig hoch. Mit Schlick und Schlamm bedeckt, kriecht sie ein Stück vorwärts. Schließlich steht sie auf und geht wieder, unsicher, taumelnd. Seegras hängt von ihren Haaren und schlingt sich um ihre Füße. Sie fällt noch ein paarmal. Es dauert sehr lange, bis sie den verwundeten Mann erreicht hat. Die Flutzeit ist fast herum. Es geht auf Mittag. Die Menge auf dem Deich hat sich verloren. Die neue Ebbe gibt lange Sicherheit. Dazu springt in harten Sätzen ein gewalttätiger Südwind in die See hinaus — ein neuer Bundesgenosse. Aber was will das alles bedeuten?

Gott hat seinen Finger mächtig aufgehoben. Hier wird in Ewigkeit kein Feind landen. —

Gegen Abend hat Kornelia ihren Freund ans Vorland geschleppt.

Er lebt noch. „Kommt die Flut jetzt?" fragt er.

„Ja, nun wird sie wohl kommen. Es dunkelt, Robert. Wir brauchen uns nicht zu fürchten. Bei Nacht finden sie den Priel nicht."

„Morgen auch nicht . . . Die Baake . . . Mein Vater . . . Kornelia hör' zu, und sag es den andern: Wir sind wieder ehrlich."

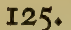
Dann stirbt er. Das Weib holt einen Spaten. Sorgsam löst sie vom Vorland große Grasscheiben los. Im weichen Sand ist

schnelles Graben. Das Wasser dringt von unten herein. Aber das ist nicht zu vermeiden. Kornelia legt den Toten in die Grube, schüttet sie zu und deckt die Grasbüschel so genau darüber — niemand findet die Stätte.

Es ist ganz dunkel. Sie steigt hinauf und setzt sich an den Deichrand. Ohne Tränen blickt sie lange zum Grabe hinunter und horcht auf den Wind, der sich dem Flutstrom wütend entgegenwirft.

Wie die ersten Wellen, noch zaghaft, das Vorland überspülen, steht sie auf und geht fort.

Das Wandern und Suchen hat ein Ende.



125.



ie Anklage, den Bader Tichler zum Meuchelmord am Prinzen von Oranien angestiftet zu haben, erscheint dem Landvogt von Pütten so lächerlich, daß er sich nicht zur Verteidigung, geschweige denn zur Flucht, die seine Freunde ihm anbiete, herbeilassen will.

Seine Verwandten, vor allem sein alter Vater, arbeiten eine Rechtfertigungschrift aus, in der die plumpe Ungeheuerlichkeit der Verleumdung sonnenklar dargelegt wird. Aber der Gerichtshof, der es für gut befindet, den neuen Kurs mitzusteuern, beschließt, den Landvogt der „Einfachen Frage" zu unterwerfen.

Man hat zwei Arten peinlicher Fragestellung, die vorbereitende und die endgültige. Leugnet der Angeklagte noch bei der vorbereitenden, so kann er nicht mehr zum Tode verurteilt werden, sondern nur ad omnia citra mortem. Die endgültige Frage kommt nur bei denen zur Anwendung, die schon zum Tode verurteilt sind und zur Nennung ihrer Mitschuldigen veranlaßt werden sollen.

Auf Grund der Aussage einer einzigen, vorbestraften und für ehrlos erklärten Person wird der Landvogt der Folter unterworfen.

Der Frohn bringt die Daumenschrauben — einen hölzernen Kasten mit eisernen Zwingen; in diese werden die Daumen ein-

geklemmt. Ein mehrfaches Schraub- und Räderwerk streckt sie gleichzeitig und preßt sie zusammen.

Der Scharfrichter, der sonst wohl nur Taugenichtse und verkommene Kerle unter den Fingern hatte, steht dem würdigen, stattlichen Herrn beklommen gegenüber. De Witt betrachtet die üble Maschine mit Aufmerksamkeit, legt selbst die Daumen hinein und spricht ruhigen Tones: „Wenn man mich in Stücke schneiden wollte, man würde mich nicht dazu bringen, etwas zu gestehen, woran ich nie im Traume gedacht habe."

Dann zieht der Frohn die Schrauben an; und um seine Gedanken von den Schmerzen abzulenken, beginnt de Witt die Horazische Ode „Justum et tenacem" herzusagen. Sie paßt gut auf diesen Augenblick; denn ihre klangvollen Worte besagen, daß der Gerechte und Beharrliche weder von der Wut des Untat heischenden Pöbels, noch von der drohenden Miene des Tyrannen in seiner Gesinnung erschüttert werden könne. Die Richter, die das mit anhören müssen und die Körperqualen des Mannes sehen, ertragen es nicht und verlassen das Gefängnis. Nur der Staatsanwalt bleibt bei ihm.

Am folgenden Tage, am Sonnabend, den 20. August, wird dem Landvogt das Urteil verlesen, das Absetzung und Verbannung verhängt und ihm die Kosten des Verfahrens auferlegt.

126.

Kurz nach der Urteilsverlesung kommt die Frau des Gefängniswärters zu Herrn Johannes de Witt und teilt ihm mit, sein Bruder wünsche ihn sofort zu sprechen, um ihm wichtige Eröffnungen zu machen.

Ein Herr der Rechnungkammer, der zufällig zugegen ist, warnt ihn, der Aufforderung zu folgen und bittet ihn dringend, sich der großen Gefahr nicht auszusetzen. Das Volk sei sehr erregt, und leicht könne etwas Schreckliches geschehen. Hätte der Landvogt seinen Bruder wirklich rufen wollen, würde

er schwerlich diese Frau ohne schriftlichen Ausweis geschickt haben. De Witt solle sich doch erst erkundigen, ob die Sache ihre Richtigkeit habe; es sei ja nichts zu versäumen. — Auch seine Töchter flehen ihn mit Küssen und Tränen an, dazubleiben.

Trotz dieser Vorstellungen fühlt Johannes sich durch die Sorge um seinen Bruder bewogen, hinzufahren. Der Sekretär Bacherus begleitet ihn.

Kornelius ist sehr erstaunt über die Ankunft seines Bruders, und beiden kommt die Ahnung, daß neue Schrecknisse sich vorbereiten. Bacherus wird ausgesandt, um eine Abschrift des Urteils zu besorgen. Johannes bittet den Bruder, in seinem Wagen mit fortzufahren, woran ihn jetzt, nach seiner Verurteilung, niemand mehr hindern werde. Aber Kornelius lehnt das ab; er will im Gefängnis bleiben und Berufung einlegen. Johannes hält die Berufung für aussichtlos; und während sie darüber hin und her reden, sammelt sich eine große Menschenmenge unten vor dem Gefängnis an, aufgeregt durch das Gerücht, der Landvogt werde jetzt freigelassen, die beiden Brüder seien beisammen und schmiedeten neue Anschläge. Tichler ist mitten darunter, erzählt den ganzen Hergang immer aufs neue, und sein Haß gegen den Landvogt bringt die Leute zur Wut. Schimpfen und Drohen wird laut, nicht nur gegen die beiden Brüder, sondern auch gegen einige andere behördliche Personen.

Der Tumult veranlaßt die gerade versammelten Staaten von Holland zu dem Beschluß, einem Aufstand mit allen Mitteln zuvorzukommen. Der Prinz von Oranien soll um einige Kompanien Reiterei und Fußvolk und um sein eigenes Erscheinen gebeten werden.

Inzwischen schwillt der Auflauf beim Gefängnis immer mehr an, und Tichlers Redereien versteigen sich bis zu der Behauptung, die Folter sei dem Landvogt nur zum Schein angelegt worden; in Wirklichkeit habe er nichts gefühlt. Dergleichen bringt das Volk unfehlbar zur Raserei.

Während dies wirkt, begibt sich Tichler selbst ins Gefängnis, und zu aller Überraschung erscheint er dort an einem Fenster.

Sogleich heißt es, der sei jetzt gefangen gesetzt, der Spieß drehe sich um. Das Volk brüllt und tobt.

„Keine Angst!" ruft Tichler herunter — „gleich kommt der Kerl mit seinem Bruder heraus. Es laufen noch hundert solcher Schufte in Holland herum. Paßt auf, daß wenigstens diese zwei uns nicht durch die Lappen gehen!"

Einige Bürgerleute, die dabei stehen, merken jetzt, daß es ernst wird, und wollen zu den Waffen rufen. Aber sie werden rasch überwältigt und stillgemacht. „Totschlagen! Verrat!" schreit der Pöbel und stürmt wie besessen gegen das Gefängnistor.

Mittlerweile ist doch die Bürgerwache ins Gewehr getreten und rückt vor dem Gefängnis an. Im Augenblick ist auch der Pöbel bewaffnet und nimmt gleichfalls Stellung. Sie wollen die beiden nach dem Rathaus führen, sagen sie, und dann wieder: sie wollen nachsehen, ob der Landvogt noch drin ist; sie hätten gehört, der Prinzenmörder sei schon losgelassen.

Daraufhin begeben sich zwei Bürgeroffiziere mit vier Leuten ins Gefängnis zu den beiden, um sie im Notfalle an Leib und Leben zu schützen. Johannes de Witt spricht sie sehr ruhig und gefaßt an und bittet sie, mit ihm zu speisen.

Der Sekretär Bacherus, der zurückgekehrt ist, wird nochmals ausgeschickt. Er kommt durch die Menge geschritten, Todesangst auf dem Gesicht. Wirklich erfährt es der Pöbel, daß einer der Treuesten des Ratkanzlers unter ihnen sei; aber sie kennen ihn nicht. Sie laufen herum und schreien: „Wo ist der Schuft? Der muß auch hin werden!" Aber Bacherus behält die Geistesgegenwart, mit ruhigen Schritten weiterzugehen. Sie rennen sogar an ihm vorbei, ohne ihn zu bemerken. So kann er sich retten.

Drei Schwadronen Reiterei sind aufgesessen und erhalten Posten vor dem Hause „Zum Schwan", im Außenhof und auf dem Hänflingdamm. Aber sie stehen so sehr im Gedränge, daß sie nichts ausrichten können. Plötzlich kommt das Gerücht, die Bauernschaft der Umgegend rücke an, und ein prinzlicher höherer

Offizier benutzt das als Vorwand, um die Reiter nach den Toren abzubeordern. Das ist das Todesurteil für die beiden Brüder.

Neben Tichler tun sich fünf oder sechs andere Individuen in der rasenden Menge besonders hervor. Allen voran der riesenmäßige Heinrich Verhuf, jener Goldschmied, der sehr gegen seinen Willen einen Gegner de Witts aufs Schafott brachte. Daß er es war, der den jungen van der Graaff abfing und einlieferte, ohne zu ahnen, daß das Blut an seinen Händen das des verhaßten Ratkanzlers war, dafür will er sich jetzt schadlos halten. Ein anderer Rottenführer ist ein Postillon; er war früher Bedienter des Herrn Gravemur, der an dem Urteil gegen Montbas beteiligt ist. Sodann ein Bordellwirt, der im „Schwan" wohnt; zuvor war er Kammerdiener eines Bürgers in Amsterdam; er ist später in den Ritterstand erhoben worden. Ein Bildhauer von der Englischen Kirche; und noch ein paar, die man kennt.

Sie versuchen, die Gefängnistür mit Gewehrkolben einzuschlagen. Da sie merken, daß das nicht gelingen wird, rennt Verhuf in die nächste Grobschmiede und holt, gegen den erbitterten Widerstand des Eigentümers, ein paar Schmiedehämmer. Als er auch damit nichts ausrichtet, bedroht er den Gefängniswärter, er werde ihn totschlagen, sobald er ihn zu fassen bekomme, wenn er nicht augenblicklich öffne.

Es ist vier Uhr, da wird die Tür aufgemacht.

Verhuf und einige andere stürmen die Treppe hinauf, zum Zimmer, wo die de Witts sich aufhalten. Der Ratkanzler sitzt, in seinen Samtmantel gewickelt, neben dem Bett des Landvogts; der ist im Hausgewand und ohne Strümpfe. Wie der Pöbel eindringt, greift er nach den Strümpfen, wird aber sofort mit einem eisenbeschlagenen Knüttel an der Schläfe verwundet, zur Kammer hinausgezerrt und die Treppe hinabgeworfen. Unten packt ihn ein Kerl an der Kehle und zerrt ihn über das Hofpflaster auf den freien Platz hinaus. Johannes wird an der Stirn verwundet; „Gotteslästerer, Vaterlandverräter" brüllt man ihm entgegen; aber er folgt seinem Bruder und will versuchen, ihn zu retten.

„Leute, Leute, was soll das heißen?“ sagt er und will sie von der Unschuld seines Bruders überzeugen. Niemand hört danach hin. Er begreift, daß es unmöglich ist, den wilden Tieren den Bruder zu entreißen und will sich hinter die Bürgerschaft retten; aber die läßt ihn nicht durch. Da sieht er, wie unter einer Haustür Kornelius mit Flintenkolben totgeschlagen wird, bekommt selbst einen schweren Hieb auf den Kopf und fällt in die Knie. Sofort stürzt sich der Pöbel auf ihn; er wird zerfleischt und zertreten.

Jetzt, teils um das Volk nicht weiter zu reizen, teils selbst vom Mordrausch erfaßt, schließt sich die Bürgerschaft der Meute an. Die Wache gibt eine Ladung auf die beiden Toten ab, bindet den Leichen Zündschnüre an die Füße und schleppt sie so durch die Gassen zum Hochgericht. Dort reißt das Volk ihnen die Kleider vom Leibe, schneidet dem Ratkanzler die beiden ersten Finger von der rechten Hand, weil der Schuft damit den Ewigen Erlaß unterzeichnet hat. Das Beispiel macht alle Tollheit los. Jetzt werden den beiden die Nasen, Ohren, Zungen, Füße und Hände abgesäbelt; die blutenden Glieder werden als Trophäen sofort von Hand zu Hand weiter verkauft. Der Blutrausch ist so wild, daß einer die Geschlechtsteile des Landvogts mit den Zähnen ausreißen will; aber er muß sein Messer zu Hilfe nehmen. Ein anderer bohrt dem Toten ein Auge aus und verschlingt es, und so noch mehrere. Zuletzt werden die nackten, zerrissenen Leichname am Schafott aufgehängt, und der Oberfrohn fragt einen Geistlichen, der sich das alles mit angesehen hat: „Hängen sie hoch genug?“

Dann rast der Pöbel mit den Kleidern der Ermordeten und mit ihren Fleischfetzen in der Stadt herum; überall kommt es zu Plünderungen. Das Entsetzen wird fürchterlich.

Verhuf ist abends um halb zehn Uhr noch nicht wieder bei Besinnung. Er kommt zum Schafott, schreit, er habe einen neuen Beweis für den Verrat des Ratkanzlers gefunden und beginnt, die beiden Leichen vollständig auszuweiden; wenn er beide Hände braucht, steckt er das Messer solange zwischen die Zähne. Mit

Spannhölzern richtet er die Leichen her wie geschlachtete Ochsen. Dann zieht er ab. Die beiden Herzen nimmt er mit. Damit wird in einer Spelunke noch weiterhin unbeschreibliche Scheußlichkeit getrieben.

Endlich gegen Mitternacht ist auf den Straßen Ruhe. Die toten Körper können herabgenommen werden und nach der Neukirche gefahren werden, wo sie dauernde Stätte finden.

Die Töchter des Ratkanzlers haben sich während dieser Vorgänge bei einer Wäscherin verbergen können; am nächsten Tage rettet man sie nach Amsterdam.

127.



er Junge sieht, daß die Mutter sich zum Gehen rüstet. Er hat dies und jenes von den Gesprächen aufgeschnappt. — „Kommt der Vater jetzt? Gehen wir?" Genau weiß er es nicht, was das ist, ein „Vater". Seinen hat er nie gesehen. Er erwartet etwas sehr Schönes.

Die junge Frau — welk und unansehnlich, wie ein Kartoffelfeld im November — sinkt in sich zusammen; an ihren Schultern sieht man, daß sie schluchzt. „Komm doch, Mutter! Sonst wird es noch dunkel. Dann können wir ihn gar nicht sehen," drängt das Kind.

Die Mutter des Erwarteten steht neben ihr, ein kleines Mädchen auf dem Arm.

„Karl hat ganz recht," spricht die Alte. „Draußen bei den Pappeln? Dabei mußt du dir gar nichts denken. Er war doch immer schon wunderlich. Nimm die Kleine nur mit! Sie ist doch sehr niedlich. Er wird zufrieden sein, daß du ihm ein Dach über den Kopf verschafft hast; das Wurm nimmt er schon mit in den Kauf."

Die junge Frau steht auf, nimmt die Kinder und geht. Der Andere ist tot. Jetzt kommt der Erste zurück. Am Mittwoch vor Ostern, gegen Abend, solle sie ihn erwarten, hat er sagen lassen, draußen bei den Pappeln. — Er kennt das Haus ja nicht . . .

Die Pappelallee führt am Dorf vorbei; endlos durch unbegrenzte Weite. Die hohen, dünnen Stämme sind schwarz; fast alle hat das Feuer angenagt. Ganz oben, zausig, schwankt auf jedem Stamm ein lichtgrüner Buschen. Das Weib sieht hinauf, wie das da oben auf- und niedergeistert, und wie die Wolken sich aus ewiger Ferne rasch heranschieben.

Sie gehen schon eine Weile zwischen dem trostlosen Gestänge. Der Junge blickt eifrig nach beiden Seiten.

„Mutter, wo ist all das Wasser hin? Die schöne See! Wie schade — gerade, da Vater kommen will!"

Aus dem brackigen Stauwasser, das die Fruchtbarkeit des Landes fraß, ist links und rechts struppige, schwarze Öde aufgetaucht, mit Pfützen und blanken Fäden. Der Feind ist ein paar Meilen weggedrängt. Sie haben die Überschwemmung abgelassen.

Hier will die Frau warten. Sie setzt sich an den hohen Grabenrand, die Kleine im Schoß. Der Junge klettert auf die verschlammte Wüste hinaus. Ein seltsames, braunes Gerät, dicht beim Graben, beschäftigt ihn.

„Was ist das, Mutter?"

„Ein Pflug. Der Bauer hat ihn damals vergessen."

„Was ist das, ein Pflug? Was macht man mit einem Pflug?" fragt das Kind; aber die Mutter antwortet nicht. Sie blickt die dürre Allee entlang, meilenweit. Zerlumpte Riesen. Knochengasse. Galgen an Galgen. Wolkensäcke schütten schwarzen Hagel. Hagel hüpft durcheinander, hebt sich im Schwarm, fliegt quer über den Himmel, groß, schwer — krächzt . . .

Winzig zwischen den himmelhohen Stämmen, langsam-eilig, fallendes Gehen, krüppelhaft wie das Land.

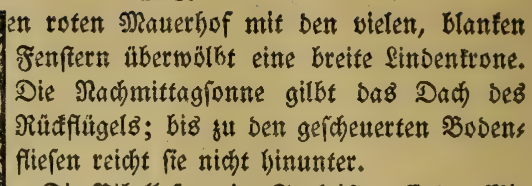
„Karl!"

Der Junge springt auf den Damm herüber.

„Kommt Vater schon?"

Er will hin, stutzt, schreit . . . birgt sich . . .

„Mutter, mir graut so."



Den roten Mauerhof mit den vielen, blanken Fenstern überwölbt eine breite Lindenkrone. Die Nachmittagsonne gilbt das Dach des Rückflügels; bis zu den gescheuerten Bodenfliesen reicht sie nicht hinunter.

Die Bibellesung im Saal ist zu Ende. Mit schwerfälliger Geschäftigkeit bewegen sich runde, gebückte Körper — dunkelblau mit weißen Häuptern und Vorderstücken — um den Stamm herum; sie watscheln eine Strecke, drehen sich, watscheln weiter und machen ernsthaft bedeutende Gesten. Viele sind stumm und stumpf vor Alter. Andere murren oder schnattern. Dann endlich haben sie alle Sitz und Stellung gefunden, ihre Brockenmilch in blaubemalten Näpfen vor sich auf dem Schoße; sie löffeln, schmatzen, saugen und obliegen dem Ernährunggeschäft mit Sorgfalt.

Das geht eine Weile. Dann wird eine nach der andern damit fertig. Nun könnte das gemeinsame Nachdenken beginnen. Es gelingt nicht recht; die Gedankenklumpen, die heute bewältigt sein wollen, sind sehr umfangreich. Auch fehlt die Jungfrau Domina noch immer; drinnen, in der Amtskammer verhandelt sie mit dem Herrn Verwalter. Der hat sehr sorgenvoll gegrüßt, da er kam; er hat die Jungfer Pförtnerin wissen lassen, es sei nichts Gutes, was er heute bringe. Aber der Ehrsame Chor zu St. Ägid neigt keineswegs zur Schwarzseherei; wenn den Stiftsfrauen der Auftritt mit dem Verwalter jeweilen wieder ins Gedächtnis rückt, fühlen sie sich nicht beängstigt, sondern spannend erregt. Aber auch angenehme Empfindungen können, wenn sie zu stark werden, beschwerlich fallen.

Sobald der Herr Verwalter wieder fort ist, werden sie erfahren, was er gewollt hat. Das müssen sie abwarten. Bis dahin können sie über den ersten Besuch nachdenken, den die Domina heut empfangen hat. Denn so war es: bevor der Herr Verwalter kam, war noch ein anderer Gast da; der hat die Domina sogar aus der Bet-

stunde herausrufen lassen. Dieser Herr erlaubt sich zuweilen dergleichen. Er ist ihr Neffe und ein Admiral. Das will immerhin etwas heißen; wenn auch Herr Evertssohn — wieder ist ein Kornelius Evertssohn Admiral in der Landesflotte — bei den Stiftsfrauen unbeliebt ist. Er hat einmal gesagt — auch heute wird davon mit unwilligem Ernst geflüstert — er hat einmal gesagt, der Chor der Ehrsamen Jungfrauen, den seine Tante regiert, der käme ihm vor, wie eine Herde Pinguine. Das sind so Seemannsredensarten, und die Frauen finden es nicht einmal treffend. Aber die Domina ist auch nicht, wie sie sein soll. Sie ist eingebildet, und dann: sie geht nicht mit der Zeit.

Eben kommt sie mit dem Herrn Verwalter durch den Hof geschritten. Sie schweigen beide; und selbst noch, da er sich zum Abschied sehr gemessen verneigt, lächelt durch den freundlichen Gruß der Domina die Sorge mit.

Mit Widerwillen kommt die Regentin in den Kreis ihrer Schutzbefohlenen zurück: was sie ihnen anzuzeigen hat, ist hart; manche von den alten Weiblein sind so dürr geworden, daß es sie wenig berühren wird. Aber die anderen! Wieviel Torheit und anspruchvoller Eigensinn! Welche abgeschmackten Erörterungen und Ratschläge werden da zum Vorschein kommen!

Das alte Fräulein gehört zu denen, die einer leidigen Sache gern flott zu Leibe gehen. Aber dies ... so rund heraus bekanntgeben?

Die guten Pinguine erleichtern ihr die Sache bereitwilligst.

Was denn der Herr Neffe so Wichtiges zu melden gehabt habe — mitten in der Betstunde?

Er fahre mit Herrn de Reuter nach dem Mittelmeer und habe Abschied genommen.

Ob er nicht wieder Amerika erobern wolle?

Ob die Jungfer nicht wisse, daß mit England Frieden sei? fragt die Domina zurück. Das war schon eine von den dummen Redensarten, die sie erwartet. — Evertssohn hatte Neu-Amsterdam und die ganze Kolonie, die die Engländer Neu-York nennen,

zurückgewonnen; aber der Prinz hat sich mit dem englischen Oheim rasch ausgesöhnt, um seinem französischen Kriege volle Hingabe widmen zu können; Nordamerika hat er einfach preisgegeben.

Die Domina will die schlimme Eröffnung, die sie zu machen hat, vorbereiten:

Friede sei wohl immer ein Gottesgeschenk. Aber auch der Admiral finde es beklagenswert, daß die schöne Siedelung nun endgültig verloren sei. Und daß hinfort die Staatenflotte vor jedem einzelnen Britenkahn die Flagge streichen müsse, das mache jedem ordentlichen Seemanne das Leben fast unerträglich. Welcher ehrliche Junge werde noch an Bord wollen? Mit Hollands Seefahrt sei es für immer vorbei.

Sie denkt wohl, das müsse auch die alten Weiber bedenklich stimmen. Aber sie irrt sich. Ringsum Besserwissen und frommes Köpfenicken.

Wenn der Herr den Briten nun einmal die See gegeben hat —! Solange nur Pfeffer und Muskat und Ingwer und Kaneel in der Küche nicht ausgehen, müsse man zufrieden sein. Wer sie bringt, das sei doch gleichgültig.

Die Domina gewinnt es nicht über sich, weiter zu sprechen. Mit Abscheu hört sie dem Geschwätz der andern zu.

Ob nun auch bald mit Frankreich Friede werde, erörtern sie gründlich.

Wohl schwerlich. Der kleine Prinz müsse doch Sorge tragen, daß er ein richtiger Herr werde, vor dem alle Respekt hätten. Zumal — nun, man wisse ja Bescheid.

Ob es denn wirklich und ganz gewiß wahr sei?

Gar nicht daran zu zweifeln! Wozu er wohl sonst die englische Base geheiratet hätte? Er mag sie ja gar nicht, der arme Junge. Das nennt man: Staatsklugheit.

Darin sind alle einig: wenn er wirklich einmal König von England würde, das wäre doch wunderschön. Einen richtigen König — das haben sie sich alle schon immer gewünscht. Das bringt feine Manieren ins Land. Und warum soll Holland weniger sein, als

die anderen Länder? Die haben doch alle ihren König. „Erbstatthalter" — das ist doch nur eine halbe Sache.

Immerhin mehr, als alle Oranier je erreicht hätten, meint eine — nicht die Dümmste.

Aber diese Gesinnung wird etwas dürftig gefunden. Wenn nur erst die Franzosen zum Lande hinaus sind — dann muß ein König her! Und wer kann das anders sein, als der kleine Wilhelm? Dann hat man ja auch immer Frieden mit England, und das ist doch die Hauptsache.

Die Domina nimmt die Türklinke in die Hand. Der Herr Verwalter habe ihr mitgeteilt, spricht sie, daß die Anweisungen der Generalstaaten auf fünfundfünfzig ständen, die der Provinz Holland auf sechzig. Der Wertverlust der Schiffahrtpapiere, auf denen das Stiftsvermögen hauptsächlich beruhe, sei noch viel schlimmer. Von Johannis ab müsse man im Stift auf Butter verzichten. Fleisch könne nur noch am ersten Sonntag jeden Monats ausgegeben werden, und im kommenden Winter werde man sich mit der halben Holzlast behelfen müssen. — Dann geht sie rasch ins Haus.

Die dunkelblauen Wesen mit den weißen Häuptern und Vorstücken sind einen Augenblick lautlos. Dann murren und schnattern sie mit doppeltem Eifer.

129.

Meindert Hobbema ist Obervorratschätzer bei der Provinzial-Weinsteuerbehörde. Er muß mit den Küfern und Schankwirten von Keller zu Keller gehen, die vollen Fässer zählen, in den angezapften durch Klopfen den Rest abschätzen, mit Stichproben Sorte, Gewächs, Jahrgang und Preis der Steuererklärungen nachprüfen. Das alles bringt nicht jeder fertig; und deshalb hat Hobbema nicht ganz unrecht, wenn er von seinem Beruf als von seiner „Kunst" redet.

Seine Ehefrau teilt diese Auffassung nicht. Wenn sie früh am Nachmittag der Magd das Hausgeschäft überlassen kann und an ihrer Näherei sitzt, so übereilt sie sich in der Arbeit nicht. Sie ist etwas schwer von Gestalt und erhebt sich ungern; den niedrigen, geflochtenen Lehnsessel hat sie mit allem umgeben, was sie im Laufe des Tages zur Hand haben muß. Hier tut sie ein oder zwei Schläfchen. Und während Meindert draußen den Spiritus in Schranken hält, tröstet sich Frau Katharina an Erinnerungen und Wünschen.

Sie weiß, daß Meindert den tüchtigsten Künstlern des Landes zugezählt wurde. Schon als sie noch für den Bürgermeister kochte und den eben dreißigjährigen Maler als hochgeschätzten Gast der Herrschaft ins Haus kommen sah, hat sie sehr wohl begriffen, was eine Wassermühle von Hobbema bedeutet. Dann hat er sie geehelicht und ist Steuerbeamter geworden. Wie das alles eigentlich gekommen ist, weiß Frau Katharina selbst nicht. Und seit sie bei ihm ist — sie grämt sich sehr, wenn sie daran denkt — seit sie bei ihm ist, hat er keinen Pinsel mehr angerührt. Nur ein einziges Mal, fast ein Jahr nach der Hochzeit, hat er eines Tages das Gerät hergesucht, ganz rasch; mit häßlichem Spott gegen sich selbst hat er das düstere, gewaltige Bild gemalt, das drüben im Saale steht: die Straße von Middelharniß. Unzählige sind gekommen, es zu bewundern. Daß noch keiner die vielen Gulden, die Meindert fordert, dafür erlegen wollte, das ist der Frau sehr lieb. Sie braucht das Geld nicht; und nur mit tiefem Kummer würde sie sich von dem Bilde trennen. Denn nie wieder, in all den Jahren, hat Meindert auch nur einen Strich gemalt oder gezeichnet. Er schätzt Weinvorräte . . .

Sie hört ihn kommen, rafft sich auf und begrüßt ihn von ihrem Stuhl aus mit Liebe.

Er ist munter und frisch, wie immer, trotz seiner anstrengenden und peinlich erledigten Amtsgänge.

„Alles in Ordnung, Käte?“ fragt er; das ist alte Gewohnheit.

„Was sollte es nicht? — Der Herr Brandmeister war da. Er

will auf den Abend wiederkommen, weil er dich nicht antraf. Hoffentlich wird er sich nicht anders besinnen. Ich denke wohl, daß er kommt. Du glaubst nicht, Meindert, wie sehr er die ‚Straße' bewundert hat. Nun ja!"

„So? Hat er? Gewiß, das Bildchen kann sich sehen lassen. — Soll mich freuen, wenn er Wort hält und hereinschaut."

Der Gast läßt warten. Frau Katharina hofft sehr auf ihn; sie kann ihre Erregung kaum verbergen. Er gebärdete sich, als sei er ganz überwältigt von dem herrlichen Gemälde, das er doch schon oft gesehen hat. Gewiß wird er den Mann bereden, endlich wieder eine Leinwand aufzuspannen. Und Katharina selbst will bitten und flehen ... Es kommt ihr vor, als hätte Meindert sich gesund und rot in seinen Sarg gelegt, rauche darinnen sein Pfeifchen und winke nur ab und zu ein wenig mit den Augen. Das ist kein Leben.

Wenn der Brandmeister ihm zuspricht, das wird gewiß helfen! Denn der versteht etwas von der Sache. Der Brandmeister ist niemand anders als Hans van der Heyden, der beste Kirchenmaler Hollands zu seiner Zeit. Nun freilich hat auch er seit ein paar Jahren den grauen Kittel beiseite getan, um im Staatswams emsigen Müßigang zu pflegen. Als man anfing, des Nachts Lampen auf den Plätzen und vornehmsten Straßen aufzustellen, da hat es ihn gefreut, darüber nachzusinnen, wie man wohl diese Einrichtung verbessern könne. Von den Laternen ist er zu den Feuerspritzen gekommen. Er hat eine wunderschöne Erfindung ausgesonnen — eine Pumpenneuerung, die die Stadt für alle Zeiten vor einer gefährlichen Brunst sichert... Zum Dank dafür hat sie ihn zum Brandmeister gemacht. Das geschah kurz nach der Haager Bluttat. —

Endlich tritt der Gast ein.

Der Grog dampft und duftet.

Aber die Neuigkeit, die van der Heyden mitbringt, macht, daß das erste Glas ungetrunken erkaltet. — Hobbemas wissen noch nichts davon:

Hans Steen, der lustige Maler, der Gojens Grete heiratete, hat vor einiger Zeit, wie man weiß, das Pinselwaschen satt bekommen, ist nach Leiden gezogen und hat da vor dem Tore, in einem Wäldchen, einen stattlichen Krug aufgetan, der guten Zuspruch fand und die Familie brav ernährte. Stall und Garten und Wiese waren dabei; und als es hieß, nun werde auch der Älteste aus der Kriegsgefangenschaft nach Hause kommen, da fehlte dem guten Steen eigentlich nichts mehr, um recht vergnügt und behaglich seine Tage zu beschließen. Er und seine Frau sind beide für das Wirtsleben wie geschaffen. Seine Bilder sind ja bei Gott nicht übel; aber doch: er hätte seiner Lebtage nichts anderes werden sollen, als Krugwirt — meint der Brandmeister.

Da, kürzlich, eines Abends, reden die Eltern davon, es sei doch verwunderlich, daß der Sohn noch immer nicht eingetroffen ist. Am nächsten Tage werde er nun wohl sicher erscheinen. Damit trösten sie sich und gehen schlafen. Nachts meint Frau Grete, seltsames Geräusch zu hören; aber da der Hund still bleibt, hat sie wohl geträumt, legt sich wieder und schläft weiter. — Wie Steen am andern Morgen in seinen Kuhstall kommt, sieht er, daß über Nacht bei ihm geschlachtet worden ist. Das beste Tier fehlt. Blut und Kot und Eingeweide liegen auf dem Boden. Von der Kuh findet er in der Ecke die Haut, sorgsam zusammengelegt. In der Haut die Leiche seines Sohnes.

Die abscheuliche Geschichte macht die beiden Hobbemas fast krank. Sie kennen den lustigen, gutmütigen Steen sehr gut und bedauern ihn von Herzen. — Die üble Stimmung bessert sich ein wenig, da van der Heyden hinzufügen kann, daß die Mörder bereits eingefangen sind und ihr Urteil, das nicht gelinde sein wird, erwarten. Der Sohn ist nachts heimgekommen, hat wahrscheinlich mit großem Verwundern im Stalle Licht gesehen, die Einbrecher bei ihrem Schlachtgeschäft überrascht und ist von ihnen erschlagen worden. —

Nach diesem bleiben die drei Leutchen lange still. Frau Katharina denkt unablässig an das schöne, unheimliche Bild drüben im Saal; aber jetzt wagt sie nicht, davon zu sprechen.

Die beiden Männer überschlagen, was aus ihren alten Kunstgenossen geworden ist. Hals und Rembrandt sind tot. Van der Heyden hat auch Gabriel Metsu gut gekannt; der lebt ebenfalls nicht mehr. Und der große van der Helst; und de Keyser nicht zu vergessen! Und der nette, feierliche Adam Peinacker; und Reinhard Seemann, der Wassermaler; Adrian van de Velde, dessen liebenswürdige Hilfebereitschaft die Amsterdamer so sehr vermissen; und Dirk van Delen, der besondere Freund und Mitbruder van der Heydens — vor zwei, drei Jahren sind sie alle dahingegangen, als sei um das Jahr 1670 herum im Jenseits an trefflichen Künstlern arger Mangel gewesen ... Aber Leben und Sterben, so will es nun einmal die Natur. Van der Heyden, der sich bei seinen Erfindungen das Nachdenken etwas sehr angewöhnt hat, meint, ein anderes sei viel erschreckender. Frau Katharina erschrickt wirklich.

„Was denn noch?" fragt Hobbema.

Ob er die neuesten Arbeiten des alten Reusdal gesehen habe? Diese unechten, gespreizt-gefühligen Radaustücke, die den albernen Nervenreißer Everdingen noch über-allarten? — Und ob er wisse, was der Lichtzauberer von Delft neuerdings betreibe? Dessen Sonne sei vom Himmel gefallen. Er mache es, wie die Ütrechter. Eine pappige, leblose Allegorie nach der anderen. — Und Peter de Hooch ... van der Heyden darf sagen, daß er sich auf Raumpoesie versteht, und daß er den guten Peter zuzeiten nicht wenig beneidet hat. Nun, der male noch — aber wie?

Das Gespräch klingt nun so, daß Frau Katharina hinausgeht, um nicht vor den beiden Männern, die beide einmal große Künstler waren, zu weinen.

Die aber preisen sich gegenseitig glücklich, daß sie rechtzeitig den Pinsel niedergelegt haben; nur das finden sie bedauerlich, daß Gerhard ter Borch, der doch eigentlich gar nicht begabter ist als sie, in seinem Deventer sogar Bürgermeister geworden ist! Aber sie trennen sich mit der Versicherung, sie wollten sich darum das Leben nicht leid werden lassen; vielmehr wollten sie Gott

danken, daß die Qual des Schaffenmüssens und der leidige Ehrgeiz von ihnen genommen sei. —

„Der arme Steen!“ sagt Hobbema, wie er zu seiner Gattin ins Schlafgemach tritt. Die Frau seufzt und gibt keine Antwort.

130.

An einem Apriltage ist Jurian Bredenbeks Vergänglichkeit zur Erde bestattet worden.

Es ist Mai, der erste wärmere Tag des Jahres.

Zwischen den schweren Tannen und Taxussäulen gittert immer noch schwarzes Gezweig vor dem lilafarbenen Gewölk, das, niedrig und vieldeutig, herabhängt. Gestern, gegen Abend, hat es aufgehört zu regnen. Sichtlich trocknen die Fußsteige zwischen den Gräbern ab. Eine einsame Drossel ruft durch die stille, wartende Unendlichkeit, wie das Herz des Frühlings, der nicht mehr fern ist, aus dem Moor herüber.

Obilot und Kornelia treten vom Grabe fort.

Die Herrin geht müde, ungleichen Fußes — ohne Ziel.

„Du und ich,“ sagt sie, „du und ich, wir litten an der Krankheit, die nach den Gipfeln strebt. Am liebsten wären wir geflogen. — Wir müssen gehen lernen und die Weite vergessen.“

„Nein. Im Gefängnis unserer Wünsche sind wir hin und her gerannt und haben uns wund gestoßen. Das Schlimmste war die Einsamkeit. Wir wollen nun recht langsam schreiten und die anderen mitnehmen. Der Weg ist sehr weit, und wir selber kommen gewiß nicht ans Ende . . . Aber laß uns nicht mehr vom Reisen und Wandern reden, auch nicht im Gleichnis! Wurzeln will ich nun und auf meine Kräfte warten.“


UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 068461190